



**Janette Turner
Hospital**

Oyster

**scanned by unknown
corrected by Ute77**

Die Bewohner des kleinen australischen Dorfes Outer Maroo sind mitschuldig am Massenmord der jugendlichen Anhänger des charismatischen Gurus "Oyster". Seine faszinierende Verheißung vom Glück endet für die Tramper aus aller Welt im Schrecken der Zwangsarbeit in den Opal-Minen, von denen Outer Maroo lebt. Die Ankunft von zwei Fremden auf der Suche nach Verschollenen stört die fanatische und fremdenfeindliche Religionsgemeinschaft: die aufgestauten Ängste, Schuldgefühle und Aggressionen entladen sich.

ISBN 3-7701-4602-6

Originalausgabe *Oyster*

Aus dem Englischen von Maria Hill

© 1999: DuMont Buchverlag, Köln

Ausstattung und Umschlag: Groothuis+Malsy

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Outer Maroo, ein Dorf mit 87 Bewohnern im australischen Queensland, ist auf keiner Karte verzeichnet. Der Ort lechzt in der Hitze einer Dürreperiode nach Regen. Outer Maroo vibriert - seine Bewohner sind mitschuldig am Massenmord der jugendlichen Anhänger des charismatischen Gurus Oyster. Seine faszinierende Verheißung vom Glück endet für die Trumper aus aller Welt im Schrecken der Zwangsarbeit in den Opal-Minen, von denen Outer Maroo lebt. Die Ankunft von zwei Fremden auf der Suche nach Verschollenen stört die fanatische und fremdenfeindliche Religionsgemeinschaft: Die aufgestauten Ängste, Schuldgefühle und Aggressionen entladen sich. Innerhalb von acht Tagen wird die Vergangenheit aufgedeckt.

»Die weiblichen Hauptfiguren haben alle eine Eigenart: eigenwillige Geister mit Spürsinn für das Imaginäre.«

Times Literary Supplement

»Oyster vibriert vor Energie... ein großangelegter Roman...Turner Hospital destilliert die Weite, die verbrannte Erde und Stille in kraftvolle Prosa.«

Literary Review

Autor

Janette Turner Hospital wurde 1942 in Australien geboren und wuchs in Queensland auf. Sie unterrichtete englische Literatur an Universitäten in Australien, Kanada, den USA und England. Zur Zeit ist sie Professorin an der Colgate University im Staat New York.

Janette Turner Hospital hat Romane und Erzählungen veröffentlicht, die in zehn Sprachen übersetzt wurden. Sie wurde mit dem Seal Award, dem bedeutendsten kanadischen Literaturpreis ausgezeichnet. Auf Deutsch erschien zuletzt *Der Tiger in seiner Höhle* (1995).

Die Übersetzerin: Maria Mill, geboren 1956, lebt in München. Sie übersetzte bisher u.a. Anais Nin, Edith Forbes, Diana Atkinson, Roby Davidson, Robert S. Elegant und Rosamunde Pilcher.

Wir besitzen zwar genug Religion, um zu hassen, aber zuwenig, um einander zu lieben.

Jonathan Swift

Prolog

Hier stoßen wir an eine andere Dimension. die Spur, die wir hinterlassen, verrät weder Eintritt noch Übergang, verschwindet trotz allen Verlangens, uns ein Anrecht zu sichern.

Kevin Roberts, Red Centre Journal

Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, wenn es geregnet hätte denke ich jetzt. Damals aber gab es Kinder in Outer Maroo, die noch nie einen Regen erlebt hatten. Wir beteten. Fluchten. Starrten in den heißen leeren Himmel, malten uns Wolken aus. Und warteten. Warteten, daß irgend etwas - egal was - geschähe, aus dem glühenden Nichts herausträte, um uns zu retten. Wie alle Verzweifelten hofften wir auf ein Wunder.

Und leider bekamen wir es auch.

Binnen weniger Monate gab es plötzlich mehr Touristen als Einheimische, und dieses Ungleichgewicht hatte etwas geradezu Unmoralisches. Es gab zu viele Fremde in Outer Maroo.

Außerdem war da noch immer die Dürre. Aber schlimmer noch, ja, das Schlimmste, war wohl dieser stinkende Nebel, der staubtrocken und unsichtbar wie eine Ausdünstung der verdorrten Erde aufzog und wieder verschwand. Wir gaben ihm einen Namen. Nach Art Primitiver bildeten wir uns wohl ein, unser Spott könne ihn bewegen, sich aus dem Staub zu machen, uns in Ruhe zu lassen. Old Fuckatoo nannten wir ihn.

Jetzt hockt er wieder auf uns, sagten wir und preßten uns Taschentücher auf Nase und Mund.

Tagelang konnte der alte Fuckatoo stickig und brütend auf uns lasten, um sich dann entsprechend den Schwankungen und Drehungen der Wüstenluft womöglich ein wenig

abzuschwächen. Wenn er sich einnistete und uns unter seine übelriechenden Fittiche nahm, stank es meist nach toten Rindern, oder nach jener typischen, ranzigen Süße verwesender Schafe. Und an manchen Tagen, wenn heiße Strömungen Oysters Reef in einen irisierenden Schimmer tauchten, rochen wir den beißenden Kreidestaub der tauben Gesteinshaufen und den gräßlichen Mief der Opalminen, der aus Schächten und Stollen quoll. Dann wieder war Ruhe, allein die blinde Hitze des Outback brannte herab, die uns nun wie ein neuerlich entdeckter Segen erschien. An anderen Tagen aber - und es gab kein Entrinnen - überwog eine entsetzliche und undefinierbare Ausströmung, die noch viel mehr verstörte, die an etwas gemahnte... an was allerdings genau, daran mochte keiner denken.

Im nachhinein behaupteten manche, es sei der moralische Niedergang gewesen; wahrscheinlich aber war es lediglich der Gestank der Angst.

Obleich es Outer Maroo durch vorsätzliche Gerissenheit, manchmal auch durch diskrete Bestechung (oder sonstige Eliminierung) staatlicher Landvermesser gelungen ist, auf keiner Landkarte zu erscheinen, verirren sich immer wieder Leute in das Städtchen. Nehmen wir an, ein Mann findet sich westlich des Warrego River wieder, dann westlich des McGregor Range, hinter dem er nur noch Akaziengestrüpp, Salzbusch und ausgetrocknete Flußbette zu Gesicht bekommt, deren bleiche Krakel sich über der roten Erde verheddern und wieder entwirren. Angestrengt starrt der Mann auf den Horizont. Hier und da schimmert eine Salzpflanze in der Hitze und macht ihn fast blind, doch er weiß Bescheid, er glaubt nicht an Wasser. Seiner Karte zufolge verlaufen jenseits der Salzpflanze, jenseits der butterfarbenen Bänder des Schwemmsands, in weiter, weiter Ferne die gepunkteten Linien der Grenzen Südaustraliens und des Northern Territory, doch von diesen prägnanten Ideen der

Ordnung ist hier nichts wahrzunehmen. Auf dem Land hinterlassen sie keine Spuren.

Die offizielle Karte des Staates Queensland verrät ihm, daß er von mächtigen Flüssen umgeben ist: Warrego, Barcoo, Coopers Creek, Diamantina. Er weiß, daß diese Flüsse zuweilen, etwa einmal in jedem Jahrzehnt, beträchtliche Wassermassen mit sich führen. Er weiß, daß riesige Seen und Binnenmeere vor ihm liegen, von denen einige seit Beginn des Jahrhunderts erst zweimal voll gewesen sind. Die offizielle Karte des Staates Queensland verrät dem Mann oder aber der Frau... heutzutage könnte es durchaus eine Frau sein, die mit ihrem lahmen, störrischen Kamel allein und entschlossen nach Westen vordringt, nachdem das Getriebe ihres Jeeps den Geist aufgegeben, der rote Staub die Bremsen blockiert hat. Die offizielle Karte also sagt ihr, daß sie auf wegloses Gelände vorgedrungen ist, auf ein mit Kreuzlagen schraffiertes Gebiet, dessen einzig erkennbare kartographische Merkmale in Beschreibungen zu bestehen scheinen:

Durch schlimme Dürren und jähe Überschwemmungen gefährdete Region. Zahlreiche Opalfelder. Extreme Temperaturschwankungen. Dem Autofahrer wird geraten, sich nicht ohne ausreichende Benzin-, Öl- und Wasservorräte sowie kleinere Ersatzteile über Cunnamilla oder Quilpie hinauszuwagen. Caveat viator.

Die Reisende sollte sich hüten, in der Tat. Jetzt hilft nur noch das Delirium.

Es gibt keine Straßen, nur sogenannte »Tracks« erscheinen auf den Druckerzeugnissen der Regierung - gepunktete Linien, die vage dahinmäandern und allmählich versickern. Das Übertragen dieser Markierungen von der Karte auf die Landschaft erfordert geradezu hellseherische Fertigkeiten, bei deren Anwendung auch gewissenhafte Kartenleser fehlgehen und sich nach Outer Maroo verirren können. Die meisten von ihnen suchen nach Opalen. Und alle, die diesen Ort finden, sind

verloren.

Rings um Outer Maroo entstehen und vergehen die Dinge. Nur für kurze Zeit erscheinen sie, dann verschwinden sie wieder, und rote Erde erstreckt sich in alle Ewigkeit, *in saecula saeculorum, amen*. Und wenn ich verschwinden sage, so meine ich das ohne jede Einschränkung. Finis, Ende, Punkt, Amen. Menschen sterben. Ihre Behausungen und ihre Geschichte scheinen keinerlei Spur zu hinterlassen, obgleich sie sich durchaus bemühen und ihre Botschaften austreuen. Überreste gibt es en masse, sofern man ein Auge dafür hat. Ja, Outer Maroo strotzt geradezu vor verschlüsselten Botschaften, doch lesbar sind sie nur für den, der die Zeichen der verschwiegenen Erde zu entziffern versteht.

Nehmen wir etwa Inner Maroo, ein Städtchen, das im späten neunzehnten Jahrhundert einen etwa vier Jahre währenden Aufschwung erlebte und von dem heute einzig und allein ein filigranes Gebilde von unterirdischen Löchern übriggeblieben ist.

Apropos Visionen: O doch, hier draußen kann man sie erleben, keine Frage; und sie lösen sich wieder auf, und sie erscheinen erneut. Es ist dies eine schlichte, auf atmosphärische Bedingungen zurückzuführende Tatsache. Ein See beispielsweise oder eine Gebirgskette oder ein bestimmtes Farmhaus mit breiten Veranden, sie alle können sich als Illusionen entpuppen, doch die Illusionen selbst wiederum sind unumstößliche Gegebenheiten, ein naturwissenschaftliches Faktum. Ich schreibe dies nieder, weil ich meinen eigenen Schwierigkeiten auf den Grund kommen will, und weil ich möchte, daß ein eventueller zukünftiger Leser begreift (falls dies denn je einen zukünftigen Leser erreichen sollte), wie es dazu kommt, daß sich verlagernde Feuchtigkeitsfilamente in den oberen Luftschichten sowie unterschiedliche atmosphärische Dichte und Zeitsprünge diese verstörende Geschichte zuweilen

fragmentieren und zersplittern.

Ich möchte, daß Sie begreifen, weshalb das Erzählen so verwickelt ist, weshalb es womöglich so aussieht, als trieben die Tatsachen in loser Folge und ganz nach Belieben dahin, wie heliumgefüllte Ballons, die, von derselben Hand im selben Augenblick losgelassen, an einem Ort, der - sagen wir - eine Meile gegen den Wind von Ihnen entfernt liegt, sicherlich nicht mehr als kompletter Schwarm bei Ihnen eintreffen. Manche werden von Aufwinden in so große Höhen getragen, daß Sie sie nicht mehr erkennen können, obgleich sie über Sie hinwegfliegen. Einige streifen Sie womöglich. Andere werden nach Norden oder Süden abdrehen und Sie niemals erreichen. Und wieder andere werden von widrigen Winden umher gewirbelt, bis sie nach Tagen zu Ihnen zurückkehren.

Die Zeit ist eine Schwindlerin, darin gleicht sie dem Raum, aber die Luftmassen über dem Ozean oder über der Wüste sind noch hinterfotziger als Zeit und Raum. Hier krümmt und windet sich die Atmosphäre geradezu. Verstehen Sie mich? Sie *windet sich*. Ich meine das in jeder nur denkbaren Bedeutung des Wortes. Die Luft ist eine Falschspielerin. Eine Zauberkünstlerin, die es liebt, mit Zeit und Raum zu jonglieren: das heißt, sowohl mit den beiden als auch mit Ihrer Wahrnehmung derselben.

Aber wahrscheinlich wissen Sie das ohnehin.

Wahrscheinlich haben Sie schon einmal irgendwo auf einer Klippe gestanden - am North Head zum Beispiel, am Rande des Hafens von Sydney, oder an der steilen Böschung von Buderim über der queensländischen Küste -, haben, die Hand über den Augen, an einem glasklaren Tag auf den Pazifik hinausgeblickt und ein Schiff am Horizont entdeckt, und gleichzeitig ein zweites - sein eineiiger Zwilling -, das in anmutigem Kopfstand über ihm schwebte. Beide, das echte Schiff und sein körperloses Double, waren vielleicht gestern dort oder werden es nächste Woche sein. Irgendwo in Zeit und Raum sind beide real, allerdings nicht hier und nicht jetzt und ganz gewiß nicht im

Kopfstand, wenngleich Ihr Auge Sie nicht täuscht. Und ebenso kann die flirrende Wüstenluft des Outback (die Ihnen womöglich weniger vertraut ist) einen Menschen vor Sie auf die Piste zaubern, der am Vortag hinter Ihnen vorüberging.

Jedes Schülerlexikon wird Ihnen Erklärungen dafür liefern, samt Diagrammen und Definitionen. *Eine Fata Morgana*, so werden die Herausgeber Sie unterrichten, ist *eine durch bestimmte atmosphärische Gegebenheiten bewirkte optische Täuschung*.

Was mich dabei interessiert: Worin würde eine wahre Fata Morgana bestehen? Gibt es auch verlässliche Fata Morganen? Und wenn man eine Stimme hört, weiß man eigentlich je, wer da spricht? Oyster hat ja behauptet, er höre Stimmen; wo kamen die her?

Ich habe den Eindruck, als seien Geschichten wie diese heutzutage viel zu verbreitet, als daß man sich noch bequem zurücklehnen könnte. Und sie werden schlimmer, je weiter die Dekade fortschreitet. Sie gedeihen in dieser dumpfigen Atmosphäre, der von der Erwartung des Tausendjährigen Reiches geschwängerten Luft, vermehren sich wie die Kaninchen, und nicht nur hier draußen westlich des Dingozauns. Um es ganz klar und unmißverständlich auszudrücken, es gibt Dinge, die man besser nicht weiß, denn ein derartiges Wissen macht das Leben zu schmerzhaft. Wenn Menschen beschließen, sich wie Motten in die Flamme zu stürzen, was soll man da tun? Offenbar lassen sich dagegen keine Vorkehrungen treffen. Aber wie auch immer, die Geschichte hat sich zu einem Buschfeuer ausgeweitet, das nicht mehr aufzuhalten ist. Tja. Zu viele Fremde fanden zu Oysters Reef, so hat es damals begonnen. Und jeder, der diesen Ort findet, ist verloren.

Trotz alledem existiert eine Postanschrift, und gelegentlich werden, obgleich jeder dies nach Kräften zu verhindern sucht, sogar Briefe befördert. So befindet sich im Beresford'schen Laden zwischen Eisenwaren und Medikamenten für den

Hausgebrauch tatsächlich ein umgestürztes Bierfäßchen, das ganz offiziell die Australische Post repräsentiert, und auf einer der Dauben ist mit Reißnägeln ein altes Kuvert befestigt. Ein blaßgelbes Kuvert mit welligen Rändern. Im Sternennebel des zarten Fliegenschuß-Filigran schwebt ein bleicher Poststempelmond, der womöglich aus Melbourne stammt (zumindest erkennt man die oberen Spitzen eines Buchstabens, bei dem es sich nur um ein M handeln kann), und eine Adresse, die zunächst zu einem Sepiaton und dann zu einer noch flüchtigeren Nuance verblaßte, die man am besten als müden Abglanz von Beige bezeichnen könnte, ist gerade noch auszumachen:

Ma Beresford

Outer Maroo

Queensland 4480

(Nordwestlich von Quilpie und Eromanga, südwestlich von Longreach und Windorah, oder östlich von Birdsville. Viel Glück!)

Der Brief, der vor langer Zeit - es muß lange her sein - von Pub zu Pub reiste, hinterließ eine Spur von Klatsch und Tratsch, die seine Route markierte wie die Brotkrümel von Hänsel und Gretel deren Weg. So, heißt es, habe der Opalrausch begonnen. Ma Beresford gibt ihrem Cousin zweiten Grades die Schuld, der sie über den Tod eines Angehörigen in Kenntnis setzen wollte. Dieser Todesfall interessierte Ma Beresford nicht im mindesten, aber der Verstorbene, der seine Kindheit in Westqueensland verbracht hatte, hinterließ unter all dem Trödel seines Lebens ein Tagebuch samt einer Liste von Lesesteinen, die er als Kind gefunden hatte: Daten, Fundorte, Farbe und Art des Glanzes, Klassifizierungen, die einem jugendlichen Gemüt entsprachen, das eher zum Phantastischen als zu Präzision neigt - *Blutsalve*, *Wilder Farn*, *Sonnenblitz* und ähnliche Kategorien. Darüber

hinaus las man kindliche Phantasien über Opaladern von der Dicke von Männer Oberschenkeln und der Länge des Barcoo. Der Cousin zweiten Grades, der offenbar keinerlei Gedanken an die Folgen verschwendete, übersandte ihr das Tagebuch des Toten - zum Andenken und als Kuriosität. Zweifellos war der Brief auf seiner Reise viele Male über Dampf geöffnet und wieder versiegelt worden, weswegen einige in Outer Maroo kurzerhand der Australischen Post alle Schuld in die Schuhe schoben. Andere jedoch behaupten, Oyster selbst habe den Brief überbracht, abgefangen oder gar selbst geschrieben, was wohl jede weitere Erklärung erübrigt hätte.

Zu ebendiesem, nach Hefe stinkenden, umgekippten Bierfaß jedenfalls trugen Oysters junge Ausländer ihre Briefe und Karten. Ma wog feierlich jede Sendung aus, riß die entsprechenden Briefmarken ab, verpaßte dem Stempelkissen die ritualisierten drei Stupfer, um anschließend, die amtliche Frankierung des Kuverts oder der Postkarte durch flinke Zungenbewegungen zwischen geöffneten Lippen unterstützend, in unauslöschlicher Stempelfarbe zu bestätigen, daß das vorliegende Dokument ordnungsgemäß von der Postmeisterin von Outer Maroo in Empfang genommen worden war. Dann deutete sie auf den Schlitz im Faß, durch den der Brief einzuwerfen war. Am Ende der Woche wurde das Faß nach Ladenschluß und unter entsprechenden amtlichen Sicherheitsvorkehrungen geleert. Die Post wurde (nach Land, Staat und Stadt) sortiert, gebündelt und in einen Postsack gesteckt. Ma Beresford überwachte das Ganze zwar stets, häufig aber besorgte die junge Mercy Given, die nach der Schule zwei Stunden bei ihr jobbte, das Zuziehen der Schnur, verknotete den Sack und brachte das australische Postsiegel an. Im Anschluß an dieses Ritual wurde das fragile Versteck der in so vielen Sprachen verfaßten Ängste und Sehnsüchte sicher und für alle Zeiten - »Wenn's sein muß, bis zum Jüngsten Tag«, sagte Ma Beresford zu Mercy - zusammen mit all den anderen Säcken in

dem kleinen abgesperrten Raum hinter dem Laden verwahrt.

»Fremde bringen nur Ärger«, meinte Ma Beresford immer. »Besser für alle Beteiligten«, sagte sie und tätschelte in abgeklärter Besitzermanier die Tür des Lagerraums, »wenn das Zeug in der Büchse der Pandora bleibt.« Sie war eine Frau von festen Glaubenssätzen und Prinzipien. Postkarten las sie natürlich; aber sie hätte, falls es denn je nötig gewesen wäre, auf die Bibel geschworen, daß sie nie, nicht ein einziges Mal, einen Brief über Dampf geöffnet hatte.

Hinsichtlich der Fremden hatte Ma Beresford die Wahrheit auf ihrer Seite, denn niemand in Outer Maroo hätte bestritten, daß Fremde stets Ärger bedeuteten, gleichgültig woher sie kamen, ob aus Charleville oder Quilpie, ob es sich um Lehrer aus Brisbane oder aufgeweckte Kids aus Sydney oder Perth handelte, ob sie aus den Murri-Lagern stammten, die längs der Flußbetten entstanden und wieder verschwanden, oder aber aus Ländern, in denen man andere Sprachen spricht: Amerikanisch beispielsweise, Griechisch oder Italienisch, oder gar die tuntige, spitzlippige, zitronensaure Tommy-Sprache.

Im großen und ganzen betrachtet sind Fremde doch alle gleich.

Sie gehören einfach nicht dazu.

Die Ankunft eines x-beliebigen Fremden verändert alles, Fremde sind der Anfang vom Ende.

Vor dem Anfang vom Ende, vor Oyster, damals, als die Zeit noch träge und ungestört dahinfloß, kamen nur alle Jubeljahre einmal Fremde nach Outer Maroo und wurden entweder gefeiert oder gemieden. Nacheinander tröpfelten sie auf Ochsenkarren, in Geländewagen oder auf Walkabout herein. Oder sie kamen delirierend und halb verhungert aus der Sonne gestolpert wie Oyster. Ein-, zweimal tauchte eine Kamelkarawane auf. Dann kam Oyster, und bald danach begannen sich in kleinen roten Staubwolken die Jeeps anzukündigen. Es waren Camper und

Squatter, und während die Nullen auf dem Kalender immer näherrückten, riß ihr Strom nicht mehr ab; wenigstens war dies der Zusammenhang, den Oyster herstellte, und die Neuankömmlinge teilten seinen Glauben und richteten sich auf eine bestimmte Art von Zukunft ein, die nun unmittelbar bevorstand.

Ma Beresford hingegen hatte damals keine Zeit für das Jahr 2000. »Manche Leute sehen weiße Mäuse«, sagte sie, »und andere Nullen. Verschon mich damit. Haben alle zuviel Opalstaub in die Augen gekriegt.«

Jedenfalls gab es Leute, die über den Birdsville-Track aus Coober Pedy kamen, und andere, die aus Dallas, Texas, aus Oklahoma oder Europa anreisten - Gott weiß woher und überallher. Entlang der Piste nach Quilpie und Südastralien wucherte der Schrott: die rostigen Strünke liegengeliebener Personenwagen, ausgebrannter Pickups und ausgeschlachteter Jeeps, und allen hatte der Staub die Sicht vernebelt.

Opal. Allein das Wort besaß einen magischen Zauber. Ein Wort wie Opal konnte man streicheln. Konnte man schmecken. Man konnte es ganz, roh und leicht wie eine Auster hinunterschlucken, und schon zappelte man an Oysters Haken.

Im knorrigem Untergrund von Westqueensland, wurde gemunkelt, läge noch mehr Opal, als in den Höhlen von Coober Pedy oder in Lightning Ridge zu erbeuten sei. Adern von Turquoise- und Starflash-Red-Opal müssen den Schlaf der Fiebrigen und Abenteuerlustigen durchzogen haben. Hellseher und Medien, denen man eine Handvoll Erde von einer Rinderfarm brachte, konnten den Verlauf einer Ader mit absoluter Sicherheit bestimmen. Träumen müssen die schimmernden Adern erschienen sein wie Flüsse, die sich bei einer Überschwemmung verzweigen, als dichtes Gewirr, als strömendes Kapillarsystem von milchigem Reichtum. In Fernfahrerlokalen flüsterte man von über Nacht gemachten Vermögen. Und auch ein reger Austausch in Sachen Metaphysik

muß in den Kneipen vonstatten gegangen sein, da viele der Überzeugung anhängen, daß Opale nicht von Geologen gefunden würden und, von sporadischen Ausnahmen einmal abgesehen, auch nicht von Schürfern, sondern von den Hingebungsvollen, Unbeirraren, den Menschen reinen Herzens. Man müsse warten können, allerdings am richtigen Ort und, das versteht sich von selbst, mit der richtigen Einstellung.

Es gab also Opale, und es gab Oyster.

Den für derartige Dinge Empfänglichen hatte man vielleicht auf den Straßen von Brisbane oder Sydney diskret einen Handzettel zugesteckt. Sie wurden von Oysters Anwerbern verteilt, und auch ich besaß mal einen, den mir eine Rucksacktouristin, eine junge Amerikanerin, in die Hand gedrückt hatte.

Opal: die herrliche Vision

Reines Licht, reine Wahrheit aus dem Schoß von Mutter Erde.

Opal ist der offenbar gewordene Logos.

Bereitet die Wege des Herrn!

Suchet und ihr werdet finden!

Kontaktieren Sie Spirituelle Suche GmbH! (Telefon und Telefax siehe unten)

Verstehen Sie, was ich meine?

Auf manchen, nicht ganz so biblisch orientierten Pamphleten wurde behauptet, Opal sei das Ovum der Erdgöttin, und hin und wieder soll es in den Zügen von Brisbane nach Quilpie zu jähren und heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Gottsuchern unterschiedlicher Konfessionen gekommen sein. Immer wieder hörte man Gerüchte über unterirdische Städte wie Coober Pedy, über neue Siedlungen, deren Existenz am plötzlichen Entstehen von Mondlandschaften ablesbar war. Denn die seien unverwechselbar, hieß es, und aus der Luft deutlich zu

erkennen, all diese Kolonien weißer Gesteinshaufen, die wie Blasen die rote Erde überzogen, wobei die weißen Erhebungen die einzig sichtbaren Zeichen menschlichen Lebens blieben. Und Oysters Mine muß zweifellos genauso ausgesehen haben.

Die Ortschaften, über die man in den Bahnhofskneipen sprach, trugen Namen wie De Profundis, Deep Thought und Pascal's Pit. Eine solche Stadt ohne Führer zu betreten sei riskant, wurde gemunkelt. Menschen verschwanden fast lautlos, mit nicht mehr als einem rasch eingesogenen Schnaufer. Verlassene Schächte lauerten auf sie, lockten sie, leckten an den Ausläufern ihres Verlangens nach letztgültiger Wahrheit. Ungewarnt stürzten sie sich hinab und auf den perfekten schwarzen Opal ihrer Träume zu.

Gewisse Personengruppen - Steuerinspektoren etwa, staatliche Landvermesser, Reporter, Störungssucher der Telecom, Kameralleute schienen für dieses spurlose Verschwinden besonders anfällig zu sein. Folglich entwickelte sich ein verschwiegener Handel mit runischen Landkarten, die entlang der Versorgungsrouten und in den Outback-Pubs vertrieben wurden und von einem ständigen Mantra begleitet waren: *Neunzig Prozent aller Opalvorkommen weltweit*. Und die Pilger und Sucher und Landkartenkäufer leierten es herunter wie einen Rosenkranz: *Neunzig Prozent neunzig Prozent neunzig Prozent, und nur für Menschen reinen Herzens*.

Die Einstellung der überregionalen Medien (die in Outer Maroo, wie ich gestehen muß, nicht ohne weiteres erhältlich beziehungsweise zu empfangen sind) zu dieser buntscheckigen Prospektorentuppe war herablassend und äußerte sich nur in kleinen und leicht zu übersehenden Lückenfüllern. Es gäbe keinerlei Hinweise, meldete die seriöse Presse (wenn auch die Boulevardblätter ganz anderes verbreiteten) auf irgendwelche Funde, die über Agglomerate von wertlosem Potch, den vereinzelt wertvollen Lesestein und kommerziell unrentable Vorkommen von Boulderopalen hinausgingen.

Doch Menschen reinen Herzens konnte das nicht abschrecken. In Brisbane stiegen sie in den Zug und lösten eine Fahrkarte bis zur Endstation: tausend Kilometer voller fiebriger Träume, geistiger Übungen und Brunnenwasserduschen. Alle rochen ein wenig nach Schwefel. In Quilpie dann hielten sie alles an, was Räder hatte, und fuhren weiter in Richtung Westen.

Das Outback, murmelten sie einander zu.

Diese Reise ist eine Heimkehr, sagten sie. Sie verständigten sich mit geheimnisvollen Gesten, legten linke Hand auf linke Hand, Handfläche an Handfläche, verhakten die Daumen.

Achtundvierzig Grad Celsius, schrieben sie erschöpft und stolz auf ihre Postkarten; oder, je nach Bestimmungsort der Karte, vielleicht auch: *Hundertzwanzig Grad Fahrenheit um die Mittagszeit*.

Und nachts, kitzelten sie, *eisige Kälte. Temperaturen unter Null*.

Die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht sind erstaunlich im Busch, schrieben sie. *Hier draußen artet alles zum Extrem aus*.

Der alte Fuckatoo war extrem präsent, soviel war sicher. Die Dürre hielt bereits extrem lange an. Die Panik der Tiere erreichte extreme Ausmaße. Es seien zu viele Fremde da, hieß es allgemein.

Und es waren tatsächlich viel zu viele.

Und dann, eines Tages, waren sie fort...

Danach wurde der Gestank an manchen Tagen noch schlimmer.

Die Dürre dauerte an.

Die Abwesenheit der Fremden bekam etwas Überwältigendes, Erdrückendes, Beängstigendes. Wir zogen uns auf uns selbst

zurück. Schmiegt uns in die stinkenden Brustfedern des Old Fuckatoo.

Wir schämten uns.

Wir lebten in Angst; oder vielleicht, wie ich inzwischen glaube, nicht so sehr in Angst als vielmehr in einem anhaltenden Schockzustand.

Und jetzt sind wieder Fremde unterwegs...

Erstes Buch

Outer Maroo

Wir sprechen von Geistern, lebendigen Geistern und Träumen und Stammesgebieten... Viele Gudias (Weiße) reden übers Land, als gäbe es niemanden unter der Erde, dem es gehört... Er kann einen Brunnen bohren... mit der Planierraupen Straßen bauen. Doch was ist aus meinem Baum geworden? Dieser Baum da, unter dem Baum da bin ich geboren. In dem Baum da steckt meine Vergangenheit.

All die Jahre hat er da gestanden, all die Jahre... Wir trampeln über die Leiber unserer Ahnen und treten sie mit Füßen.

Noonkanbah: Whose Land, Whose Law?

Steve Hawke, Michael Gallagher

Letzte Woche

Montag: Zwölf Uhr mittags. Wieder sind Fremde unterwegs.

In Beresfords Laden blickt einer auf und sieht Digbys Transporter in Sicht driften: er schwebt da draußen (vielleicht zwanzig Meilen entfernt, vielleicht auch nur zwei), die gelben Kanten des Führerhauses schimmern, sanft wiegt er sich auf der Dünung seiner eigenen Hitzewelle. Einer der Männer, die dies beim Überschlagen der Zaunreparaturen beobachten, bewegt sich ruckartig und läßt eine Handvoll Nägel durch die Finger gleiten. Die Nägel klickern zurück in den Sack, schik schik schik, zitterig, eilig, metallisch.

Das ist ein Zeichen.

Jedes Geräusch kann jetzt zum Zeichen werden, und im Laden wird es still. So ist das nun mal. Alle sind sie auf der Hut, alle horchen, verschanzen sich hinter leeren Blicken, die besagen: Hat keinen Zweck, sich an mich zu wenden, ich weiß nichts, und alle beschäftigt nur die eine Frage: Wo soll das alles enden?

Nun. An Oysters Mine wird es natürlich enden, dort, wo alles begonnen hat, das wissen wir, bloß: Wann wird es enden?

Mercy spürt schon eine ganze Weile, daß die Leute nicht mehr ihr gewohntes Leben führen, sich nicht mehr bequem und gedankenlos dahintreiben lassen wie früher. Damals plätscherte alles gleichmäßig dahin, Stunden, Tage, die Zeit, eins mündete ins andere wie Bäche in Flüsse und Flüsse in Binnenmeere, so sagt man zumindest, so steht es in Büchern, so behauptet es Miss Rover - Mercys einstige und einzige Lehrerin -, und Mercy neigt zu der Überzeugung, daß es irgendwann, vor langer, langer Zeit tatsächlich so gewesen sein muß. An bestimmten Tagen kann sie sich fast einer Zeit entsinnen, als noch ein wäßriger Film das blaßgoldene Bett des Flusses und die gewölbte

Salzkruste der Sea of Null überzog.

Doch jetzt gibt es keine Gewißheit mehr, daß B auf A folgen wird, je wieder Flüsse fließen werden, die Luft irgendwann einmal nicht mehr nach Tod stinken wird, und darum sind die Menschen in Outer Maroo mißtrauisch geworden, vor allem in Hinblick auf Fremde, und Mercy spürt die Angst, die im Laden umherflattert wie ein Vogel, der nicht mehr hinausfindet.

Mit dem leisen Plock der fallenden Nägel legt sich der Bann über sie (sie kennen ihn schon, kennen die Art, mit der er sich erstickend wie ein Moskitonetz auf sie herabsenkt). Die Uhren werden laut, und jede Sekunde braucht doppelt so lange wie sonst. In Zeitlupe wenden sich die Frauen von der Tiefkühltruhe ab und starren zum Fenster hinaus, wo die Hitze und der abgestandene Geruch des Verderbens wie träge, böartige Tiere lauern. Die junge Alice Godwin und ihre schreckliche Mutter befühlen einen Ballen Sommerkattun, haben alle Hände voll mit dem weichen blauen Gewebe, doch sobald sie die gelbe Luftspiegelung des herandriftenden Lieferwagens erkennen, erschlaffen ihre Finger, und der Ballen rollt vom Ladentisch und über den Fußboden. Bläue bauscht sich nach Ost und West, weiche blaue Massen kräuseln sich vor Kisten, ergießen sich schäumend über gestiefelte Füße, werfen Falten vor Sattelzeug, Sorghumsäcken und Reiskässern. Ma Beresford wird toben, doch Mercy hält den Atem an und kneift die Augen zu, um sich den herrlichen Farbschwall einzuprägen, der sich vor ihr entrollt. Sie legt ihn sich beiseite, versteckt ihn in jenen Traumnissen, wo sie auch den Nadelfeuer-Opal und die edelsteingesäumten, bücherreichen Tunnel von Aladdin's Rush verwahrt.

Solche Visionen schimmern und verwirren, machen Versprechungen und enthüllen ihre Bedeutung nur ganz allmählich. Wenn Mercy sie vor ihr inneres Auge holt und vor sich ausbreitet, wird sie übermütig. Bald, denkt sie, hat sie genug davon beisammen... wovon? Von diesen Teilchen, die

sich nicht mehr in Dunkelheit verwandeln lassen, diesen Lichtteilchen, bald kann sie eine Mauer errichten, vier Mauern, hoch und mächtig, die all ihr Wissen über Oysters Mine in sich fassen, und obwohl dieser von ihr geschaffene Raum, dieser glänzende Bunker, weder Fenster noch Türen besitzen wird, wird sie seine strahlenden Mauern dennoch mit Schlössern versehen, mit glänzenden Stahlbändern umwickeln, welche die Sonnenstrahlen reflektieren, so daß alle Finsternis von Oysters Reef darin eingeschlossen ist, im Innern der Festung, und niemals mehr entweichen kann; damit Mercy endlich fortgehen kann und nicht mehr wissen muß, was sie weiß.

»Mercy«, ruft Mrs. Dorothy barsch, gereizt. »Steh doch nicht so belemmert rum, Kind, wir kriegen Besuch. Hilf mir, den Stoff aufzurollen.«

»Mum«, sagt Alice Godwin, »mir ist schlecht.« Sie preßt eine Hand auf die Brust, hält die andere vor den Mund. »Mum, können wir nicht gehen, eh sie reinkommen?«

Alice und Mercy wechseln einen Blick, in dem völliges Verständnis, absolute Panik liegt. Ihre Hilflosigkeit ist wie der zarte blaue Stoff, denkt Mercy. Ihre Ohnmacht verbindet sie.

»Wir gehen, wenn wir soweit sind, Alice.« Für Schwäche hat Alices Mutter nichts übrig, nicht einmal bei sich selbst, obgleich sie zuweilen bereit ist, der eigenen Person mildernde Umstände einzuräumen. »Hör auf zu quengeln, Kind! Reiß dich zusammen! Wir gehen, wenn wir fertig sind.« Alices Mutter läßt mehrere Garnrollen in die Handtasche gleiten, eine diskrete Bewegung, die sie mit äußerster Behutsamkeit und Anmut ausführt. All diese Garnspulen haben grelle und unpraktische Farben. Es ist Ehrensache, daß sie nichts stiehlt, was von persönlichem Nutzen für sie sein könnte. Die Ehre blüht und gedeiht in Outer Maroo. Die Ehre wird Junior Godwin veranlassen, in den nächsten Tagen verlegen vorbeizuschauen, und ebenso diskret zurückzubringen, was seine Mutter hat mitgehen lassen. Alle sind darüber im Bilde.

Dorothy Godwin weiß dies und weiß es auch nicht. Sie besitzt die Gabe der Vergeßlichkeit.

Man muß vieles vergessen in Outer Maroo. In Outer Maroo sind Vergessen und Ehre so unabdingbar fürs Überleben wie ein guter artesischer Brunnen.

Dorothy Godwin schiebt die Kartonspule des abgewickelten Stoffballens über den Ladentisch. »Den blauen, Mercy.«

Der blaue rinnt seidig und weich durch Mercys Finger.

Mrs. Dorothy Godwin läßt ihren Blick von Gesicht zu Gesicht wandern. Jeder beobachtet jeden, argwöhnisch und ohne die anderen aus den Augen zu lassen. Alle begreifen die Notwendigkeit dieser gegenseitigen Überwachung. Mercy muß an eine Geschichte in ihrem Schullesebuch denken: die von dem kleinen Jungen, der die ganze Nacht über die Faust im Deich behielt. Wenn auch bloß ein einziger bei diesem schweren Gemeinschaftswerk des Vergessens nachläßt, denkt sie, wer weiß, was für eine Flut dann über die Stadt hereinbräche?

Alice hält sich den Bauch und wimmert.

»Ach je«, seufzt ihre Mutter. »Es hilft alles nichts.«

Nein, murmeln einige.

So ist es nun mal, seufzen sie; und jeder Fremde würde sofort denken: Das sind Leute, die schwere Schuld auf sich geladen haben; sie fürchten sich vor der Vergeltung, mit der sie jeden Augenblick rechnen. Oder aber das genaue Gegenteil: Das sind unschuldige Menschen, völlig apathisch angesichts der gräßlichen Umstände; sie wissen um die erdrückenden Beweise, die sie zu Unrecht belasten; unglücklich warten sie auf einen harten und ungerechten Urteilsspruch.

»So ist es nun mal«, sagt Dorothy Godwin.

Wie auf ein geheimes Signal hin brechen jetzt, betont gemächlich, die Godwins und mehrere andere auf, die sich mit einemmal dringender anderweitiger Geschäfte entsinnen. Roter

Staub und Auspuffgase umwölken ihre leerlaufenden Wagen vor der Veranda. Sobald sie die Neuankömmlinge zu Gesicht bekommen haben, werden sie losfahren, doch erst müssen sie sehen, wer da angekommen ist. Sie müssen sich Klarheit verschaffen. Dann fahren sie.

Aber weshalb, fragt sich Mercy, müssen sie gerade jetzt alle zu ihren Rinder- und Schaffarmen oder ihren Claims auf den Opalfeldern zurück, und warum fahren sie nicht sofort? Und weshalb tauchen hin und wieder, sicherlich nicht oft, aber dennoch in größeren Zeitabständen, Besucher auf, seit... seitdem...

... tauchen in regelmäßigen Abständen Besucher auf, und zwar ausgerechnet in diesen letzten zwölf Monaten, seitdem Oysters Reef verschwunden ist... seit nach Vermißten gesucht wird...

Und weshalb sieht man hin und wieder Fahrgäste mit Jake Digby ankommen, aber nie auch nur einen einzigen mit ihm abreisen?

Der Gedanke überfällt Mercy unversehens, sie atmet rasch und schlägt wie Alice Godwin die Arme um den Leib. Jess legt die Hand auf Mercys Schulter. »Schschsch«, murmelt sie, oder so scheint es zumindest. »Ist ja gut.«

Alle blicken auf Jess.

Lachend und erleichtert, daß er etwas zu lachen hat, meint einer der Männer zu Jess: »Könnt schwören, ich hab dich was sagen hören, Old Silence.«

Jess blickt ihn an und nickt, ohne zu lächeln.

»Ich wollt nicht...« versucht Mercy ein wenig töricht zu erklären, aber es ist völlig überflüssig. Ob sie es aussprechen oder nicht, alle haben den gleichen Gedanken, und Mercy preßt die Arme fester um den Leib, krümmt sich vor Übelkeit, bis es wieder vorbei ist.

Mit dem Handrücken fährt Jess mütterlich über Mercys Wange. Ist ja gut, soll die Geste besagen, doch Mercy fürchtet, daß es ein Abschiedsgruß ist und Jess gleich aufbrechen wird, den Laden verläßt und über die Veranda und den roten Staub zu Bernies Last Chance hinübergeht, um sich sofort in die Arbeit zu stürzen - Böden aufzuwischen, Fleischpasteten zuzubereiten oder am Tresen Bier zu zapfen -, je nachdem, was Bernie gerade zu tun hat. Dann überfällt sie die fiebrige Vorstellung, daß Jess ihre Schürze an den Haken hinter der Küchentür hängen könnte, um, wie so viele vor ihr, nach dem Roten Zentrum davonzuwandern und zu verschwinden. Krampfhaft umklammert sie Jess' Hand, und Jess hält die ihre fest.

Sie spürt Jess' Gedanken, über ihre Hand teilt Jess sie ihr mit. *Ist ja gut*, sagt Jess. *Ich geh nicht. Und ich weiß auch, was du gemeint hast.*

Was Mercy gemeint hat, wirklich gemeint hat, war durchaus nichts Selbstverständliches. Natürlich können Jakes Fahrgäste nicht wieder mit ihm abreisen, das ist völlig klar. Das ist furchtbar und wird mit jedem Mal entsetzlicher, aber es ist nun mal so. Die Frage lautet vielmehr: Warum setzt sich sonst keiner ab? - von Miss Rover mal abgesehen, die in eine andere Kategorie gehört, eine völlig andere, darüber ist sich Mercy ziemlich im klaren. Miss Rover war ganz plötzlich versetzt worden, aber das war ja schon vorher, ehe die Dinge an Oysters Reef aus dem Ruder liefen. Lehrer fallen generell in eine andere Kategorie.

Lehrer bleiben immer außen vor, hieß es. Sie kommen und gehen.

Und in den winzigen Kähfern von Westqueensland gehen sie meistens.

Aber warum, fragt sich Mercy, reist sonst keiner ab? Sie denkt dabei an eine Reise ohne Wiederkehr - und nicht an die kleinen Konvois, die nach Longreach oder nach Quilpie oder

nach Brisbane aufbrechen, um Opale zu verkaufen, und mit Vorräten zurückkehren; Lebensmitteln, Bier, Trinkwasser, Benzinfässern, Kleidung, Kurzwaren, blauen Stoffballen, Zusatzfutter für Rinder und Schafe, solange die Dürre währt, Ersatzteile für die Streckenvortriebs- und die Saugmaschinen, für die Winden, die Agitatoren, die Gesteinsbohrer und all den sonstigen Farmer- und Schürferbedarf. Keiner möchte, daß unangekündigt Lieferanten hier aufkreuzen, weswegen man eben hin- und herfährt. Und zwar immer zu viert: zwei Wagen pro Tour, zwei Fahrer pro Wagen; und nach sechs, zehn oder vierzehn Tagen sind sie wieder zurück.

Aber warum reist keiner einfach ab, ohne zurückzublicken, so wie Miss Rover? Ein Grund dafür ist natürlich die Treibstoffrationierung; die Tatsache, daß Benzin unter Verschuß gehalten wird. Aber sogar die, die Zugang dazu haben, kommen zurück. Weshalb? Und dies, die rätselhafte Beschaffenheit dessen, was sie so unzertrennlich zusammenschweißt, interessiert Mercy. Nachts liegt sie wach und grübelt darüber nach. Sie knüpft Theorien, dröseln sie wieder auf und verfolgt die einzelnen Gedankenfäden. Ma Beresford und Mas Bill beispielsweise... nehmen wir an, sie kämen von einer ihrer Einkaufstouren nicht mehr zurück, was wäre dann? Oder sie verscherbelten eine ganze Ladung Opale, behielten das Geld für sich und kauften sich dafür Flugtickets nach Tahiti?

Angenommen, Mr. Prophet kehrte eines Tages nicht mehr von der Viehauktion in Longreach, Charleville oder Roma zurück?

Oder wenn Mercy an sich selber denkt. Käme sie denn von hier weg?

Angenommen, sie stiege eines Tages in Jakes Bus, ihre Eltern erlaubten es ihr, die Kirchenältesten gestatteten es... natürlich würde ihr niemand ausdrücklich die Erlaubnis dazu geben, aber, nehmen wir einmal an, sie würden ein Auge zudrücken? Natürlich würde niemand ein Auge zudrücken, aber bloß

angenommen, sie könnte sich doch irgendwie in den Wagen schmuggeln, sich unter einem Sitz verstecken, bis sie Birdsville oder Windorah erreicht hätten, und danach nach Quilpie trampen und von dort aus den Zug nach Brisbane oder Sydney nehmen oder nach... ach, egal wohin. Beim Gedanken an die unzähligen Möglichkeiten wird ihr ganz schwindlig.

Wäre sie denn dazu in der Lage? Eine bange Erregung trommelt ihr von innen gegen die Haut. Sie faltet die Hände, preßt die Fingerspitzen aufeinander und meint ein leises elektrisches Summen in ihren Adern zu vernehmen, als seien ihr die Arme eingeschlafen, als gäbe es vielleicht doch noch Hoffnung, denn plötzlich schießt ihr der überwältigende Gedanke durch den Kopf, daß sie es schon zustande brächte, daß sie sich in Digbys Wagen aus dem Staub machen könnte, rein technisch gesehen war es möglich. Und vielleicht wird sie es eines Tages auch tun. Ja, das wird sie. Sie wird zum Fenster hinausfliegen. Eines Tages. Sie wird entkommen, obgleich so vieles dafür zu sprechen scheint, daß es nur einen Weg gibt, Outer Maroo zu verlassen. Aber für Mercy wird man eine Ausnahme machen. Irgend etwas wird geschehen. Jeden Tag, vielleicht schon heute, kann jemand in Outer Maroo eintreffen, vielleicht in Digbys Lieferwagen, und diese Person wird von einem Licht umgeben sein, das Mercy sofort wiedererkennen wird, sie wird Mercy auf eine bestimmte Weise ansehen, Mercy wird ihren Blick erwidern, und dann wird sie Mercy heranwinken, und Mercy wird wie eine Schlafwandlerin hingehen, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern oder noch einmal über die Schulter zurückzublicken, genau wie es die Leute bei Oysters Ankunft getan haben, nur wird diesmal alles ganz anders sein. Der Neuankömmling und Oyster werden sich unterscheiden wie Tag und Nacht.

Und Mercy wird durch die Feuerwand gehen, oh, sie macht sich keine Illusionen, das kann nun keiner mehr, es wird nicht ohne Schmerzen abgehen, aber sie wird es tun. Und im

Handumdrehn wird sie sich in ihr wahres Ich verwandeln, jenes Ich, das Miss Rover erblickt hat und das auch Jess sieht und kennt, ein Ich, das immer schon unterschwellig in ihr geschwelt und rumort hat. Es gibt Nächte, da pulst dieses andere Leben in ihr, daß ihr die Fingerspitzen brennen, und erfüllt ihre Lungen mit derartiger Hitze, daß sie, um nicht in Ohnmacht zu fallen, schnell und stoßweise atmen muß.

Aber, wer weiß... vielleicht klammern sich ja alle in Outer Maroo an derart wahnwitzige Hoffnungen?

Und wenn sie sich davonmachen würde... wenn es ihr gelänge...?

Mercy versucht, sich nach Brisbane zu versetzen. Versucht, es sich vorzustellen: die hohen Gebäude, ein Fluß, der Wasser führt, grünes Gras statt braunem, Rasensprenger, Jacarandas. Sie könnte unter Jacaranden flanieren - ein kleines Gespenst mit leerem Herzen. Egal, wie sie sich fortbewegt, rasch oder langsam, zu Schiff auf dem Fluß oder zu Fuß, ob tags oder nachts, Outer Maroo begleitet sie wie ein Phantomschmerz. Genauso würde es sein. Und zwar für uns alle. Sie weiß es. Wir wären wie Menschen, denen man ein Bein amputiert oder einen Arm abgerissen hat. Wir könnten nicht glauben, daß das fehlende Glied tatsächlich fehlt. Könnten es nicht ertragen. Müßten wieder zurück.

Trotzdem würde Mercy gern glauben, daß es Möglichkeiten gibt, die sie noch nicht bedacht hat - in einer anderen Dimension vielleicht.

Wer etwa hätte sich Oyster vorstellen können, bevor er hier eintraf? Wer hätte sich den Tag ausmalen können, an dem Miss Rover auf Bernies Veranda trat und die ganze Stadt den Atem anhielt? Folglich wartet Mercy erst einmal ab. Registriert allerlei Botschaften, hortet Lichtteilchen. Mit allen Sinnen nimmt sie die blaue Fülle des weichen Baumwollstoffs in sich auf, läßt sich von ihr emporreißen, hält sie fest, atmet sie aus.

Als sie die Augen wieder aufschlägt, muß sie sich auf Digbys Lieferwagen konzentrieren, der nun endlich angekommen ist, schaukelnd neben den Shell-Zapfsäulen vor Beresfords Laden vor Anker geht und eine frische Ladung Fremder ausspuckt. Die fremden Besucher driften am Ladenfenster vorbei, noch nicht ganz mit der roten Erde verhaftet, sondern verbogen und vom Dunst zu dünnen zittrigen Formen verzerrt.

Jake Digby ist schon auf der Veranda. Er lehnt sich gegen das Fliegengitter, eine kräftige Schweiß- und Whiskyfahne eilt ihm voraus, und einen Moment lang hält er inne, um in der heißen Blase des Ladens für die eigene Ausdünstung Platz zu schaffen. Fliegen umschwirren sein Gesicht, er verscheucht sie mit seinem Akubra. Er läßt die Tür hinter sich zuschlagen.

»Wo ist Ma Beresford?« fragt er und blickt in die Runde.

Niemand antwortet ihm. Manchmal dauert es minutenlang, ehe man sich wieder an den Blick eines Außenstehenden gewöhnt hat, auch wenn es sich nur um Jake Digby handelt, der kommt, wenn jemand hergefahren werden will, was nicht oft der Fall ist. Nur ist es halt so, daß er kommt und auch wieder geht. Eine breite Kluft trennt ihn von all den anderen. Hier im Laden drucksen sie endlos auf diesem Wissen herum, schieben es in ihren Mündern hin und her, bis sie auf irgendein Wortkernlein stoßen, das man gefahrlos auch Jake gegenüber äußern kann.

»Sie muß mir fürs Wasser unterschreiben«, sagt Jake. »Hab mal auf Verdacht zehn Fünfzig-Gallonen-Fässer mitgebracht. Dachte mir, ihr könnt sie gebrauchen, aber ich muß einen Vorschuß haben, und sie muß unterschreiben.«

Schweißbäche rinnen ihm unterm Haar hervor, malen Straßenkarten auf sein staubiges Gesicht. Er trägt Khakishorts und schwere Arbeitstiefel und ein nicht mehr ganz sauberes Unterhemd. Mit dem Handrücken fährt er sich über die Stirn. Als er den Arm hebt, schlägt Mercy ein Duftschwall entgegen wie von einer süßen, von Schweißfliegeniern verseuchten

Frucht; rasch schluckt sie, legt die Hand auf die hinter ihr stehenden Gewürzgläser und konzentriert sich auf Zimtstangen und Thymian.

Aller Augen sind auf die Fremden gerichtet - es sind zwei, ein Mann und eine Frau -, die schwankend in der Hitze stehen.

»Zwei Tage war ich unterwegs«, sagt Jake. »Ganzen Schlauch von Quilpie rauf, und jeden Tag ne Scheißpanne. Die da« - und er deutet mit dem Daumen über die Schulter - »hab ich im Bahnhofshotel in Quilpie aufgegebelt. Waren anscheinend schon wochenlang dort. Gehören aber nich zusammen. Reden kaum ein Wort miteinander. Als wärn sie sich spinnefeind. Was die Lady betrifft« - und hier gibt Jake durch eine bestimmte, kaum wahrnehmbare Modulation zu verstehen, daß er das Wort als Gattungsbegriff verwendet, allerdings mit widerwilligem Respekt, und daß, was Städter im allgemeinen und Städterinnen im besonderen angeht, die da eigentlich ganz in Ordnung ist - »was die Lady betrifft, die wollte gleich ne Fahrkarte zu Oysters Mine lösen, nicht zu fassen, wie sich diese Lügenmärchen verbreiten, das ist wie so ne Scheißlegende, wie die Sache mit dem Weihnachtsmann, nicht auszurotten. Also, woher weiß die das denn, hä? Als Ami? Hat da drüben was in der Zeitung gelesen oder ne Postkarte gekriegt oder so, ist alles schon mal um die halbe Welt gegangen und wieder zurück, und irgendson Klugscheißer im Pub hat ihr erzählt, daß sie ein paar Tage warten soll, weil die Leitung grad repariert wird. Und die glaubt ihm. So sind sie nun mal, die Amis, nich wahr? Denen könnt man auch Ayers Rock andrehen.«

Keiner lacht. Die können leicht Witze reißen, die aus Quilpie. Von allem anderen mal abgesehen, halten sie sich für was Besonderes, weil sie eine Eisenbahnverbindung nach Brisbane haben. Die tun so, hat Ma Beresfords Bill Mercy erzählt, als würde man den Puls der gesamten Scheißnation in ihrem herrlichen Railway Hotel bummbummpumpfern hören, in dem man, oho oho, die Brisbaner Zeitungen kaufen kann und wo

man sogar verlagsfrische Taschenbücher und den *Australian* kriegt, aber wer wolle das schon, das solle Mercy ihm mal verraten, wo diese Jüngelchen in Canberra und Sydney die Scheiße vom Weihnachtsmann nicht von Kuhscheiße oder von ner Scheißsimmenthaler unterscheiden können und irgendein vericktes Loch im Boden für nen artesischen Brunnen halten. Menschenskind, jeder Trottel mit ner Satellitenschüssel kann dir sagen, was der Premierminister gestern verzapft hat (Mercy möge verzeihen, und auch die Gotteswortgemeinde, der Mercys Vater als Pastor vorsteht oder vorgestanden hat; genauso wie der ganze Scheißverein der Gotteswortler, die Satellitenschüsseln für den Mund Satans halten und das Fernsehen für die Stimme des Teufels im trauten Heim), trotzdem kann, Anwesende ausgenommen, jeder blöde Wichser im Pub, der am Tresen fernsehguckt, über Außenpolitik und die scheißarroganten Franzosen im Pazifik daherschwadronieren; um aber zu wissen, wann man den Sorghum gegen Heliothis und das verdammte Büffelgras gegen Heuschrecken sprüht, dazu braucht man Köpfchen. Und obwohl man bei Mercy zu Hause für Ma Beresfords Bill betet... nein, das war mal; früher haben sie bei Mercy für Mas Bill gebetet, auf daß der Geist des Herrn eine glühende Kohle auf seine Zunge lege und sie reinige... waren sie sich dennoch immer einig, daß er im Hinblick auf Quilpie, diesen Sündenpfuhl, recht hatte.

»Also, woher hätt sies auch wissen sollen?« wiederholt Jake mit einer Spur von Aggressivität, die jedem hinreichend klarmacht, daß Jake seiner weiblichen Mitreisenden mit Haut und Haaren verfallen ist.

»Jaa, sind schon komisch die Amis«, greift einer, seine Stimme wiederfindend, den unverfänglichen Gedanken auf. »Glauben alles, was man ihnen weismacht.«

»Aber woher hat sie denn gewußt, daß Quilpie die Endstation ist, hä?« Jake findet langsam Gefallen an seinem Thema, hat Lust sich zu streiten. »Ich hab rausgekriegt, wer der Bursche

war. Hab ihm ne kleine Gratislektion in Sachen Benimm erteilt. Der hält wohl für ne Weile die Klappe.«

Mercy blinzelt, denn die Hitze verändert die Menschen. Die beiden Fremden sind schräg gefältelt wie japanische Reispapierpuppen, ihre Köpfe bilden langgezogene Zacken, die sich bis zu einer Stelle rechts neben ihren Füßen hinabziehen. Sobald sie sich bewegen, verschieben sich die Linien wie in Zeitlupe, und neue Zacken, neue Winkel, neue Formen entstehen. Sie verlagern sich wie die farbigen Blättchen in einem Kaleidoskop. Die Frau streckt haltsuchend die Hand aus, und einen Moment lang kann Mercy sie deutlich erkennen, doch als sie die Flanke des Lieferwagens berührt, reißt sie erschrocken den Mund auf und verschwimmt erneut. Sie legt die Hand an die Wange, bläst dann behutsam auf ihre Blasen (Mercy sieht zwei Münder, zwei Hände) und blickt sich um wie eine Schlafwandlerin. Sie trägt Sandalen, ein ärmelloses, wadenlanges, weißes Kleid und einen weichen Strohhut, von dem ein zerknittertes Band herabbaumelt. Der Hut, denkt Mercy, ist sein Leben lang in irgendwelche Koffer gestopft worden. Er ist mürbe, strapazierfähig, abgenutzt, unmodisch, eben kein typischer Touristenhut, wie Mercy sie aus den Frauenzeitschriften des Vorjahrs kennt, die Ma aus Quilpie mitbringt. Könnte auch einer Farmersfrau gehören. Die Frau nimmt den Hut ab und beginnt zu fächeln. Wie sie die Hände hochreißt und kleine Steppschritte macht! Man sieht sofort, daß sie Buschfliegen nicht gewöhnt ist. Geknickte Armsplitter umschwirren sie, und mit leicht getrübttem Blick schaut sie auf ihre Hände, als wolle sie sagen: was gehört jetzt eigentlich zu mir, und wo, o Gott, wo hat man uns da bloß hingebracht und was suchen wir eigentlich hier? Lächelnd beobachtet sie das langsame Ballett ihrer Hände, wie ein von seinen geschickten Fingerchen und Däumchen entzücktes Baby. Mercy sieht, wie ein irgendwie hilfloses Lachen in der Frau aufsteigt, erkennt die bei Sonnenstich und Austrocknung stets drohende Hysterie.

Lachend und mit der unausgesprochenen Aufforderung, sich doch auch über diesen zweifelhaften Witz zu amüsieren, wendet sie sich dem Mann zu.

Aber mit Zweifelhaftem will der nichts zu schaffen haben. Die matte Belustigung der Frau irritiert ihn. Stirnrunzelnd wendet er sich ab, betrachtet die Straße, die nach beiden Richtungen ins Nichts verläuft, taxiert die fünf öffentlichen Gebäude von Outer Maroo: Beresfords Gemischtwarenhandlung, die gleichzeitig als Genossenschaftsladen und Postdienststelle dient; das Pub; den Schulsaal, der einst, ehe sich die Trockenfäule ausbreitete, für alle Tanzveranstaltungen, Hochzeitsempfänge und Leichenschmäuse wie auch für die Versammlungen der Landfrauen und der Kriegsheimkehrerliga benutzt wurde; und schließlich die beiden Gotteshäuser, der Gottes-Wort-Betsaal und die Kirche des heiligen Chrysostomos, früher mal katholisch, nun ja, immer noch katholisch, zweifellos, in saecula saeculorum, die, inzwischen gefährdet, verwaist, unter dem Gewicht der Termitenkolonien, der evangelischen Konkurrenz und der schleichenden Fäulnis buchstäblich zusammenbricht. Der Fremde, der in Jake Digbys Lieferwagen gekommen ist, registriert all dies mit der grimmigen Miene eines Mannes, der Beweismaterial sammelt. Seine wuchtige Erscheinung, seine geballte Willenskraft bewirken irgendwie, daß seine fatamorganatischen Ichs zur Ruhe kommen und zusammenfließen. Obgleich der ganze Laden, das Fenster, die Veranda und die Straße zwischen ihnen liegen, ist Mercy wie hypnotisiert, sie spürt seine Anziehungskraft.

Jäh und ohne jeden Zusammenhang denkt sie an Gideon.

Aber sie will nicht an Gideon denken. Wie einen Kondensstreifen zieht Gideon Oysters Mine hinter sich her. Sie will nicht an ihn denken, wenn auch irgend etwas an dem Fremden sie auf geradezu penetrante Weise an ihn erinnert.

Hat ihn vielleicht die Suche nach Gideon hierhergeführt?

Der Mann ist zu einer Entscheidung gelangt, überquert den roten Staub und springt leichtfüßig und ohne sich auch nur ein einziges Mal nach der Frau umzublicken die Verandastufen hinauf. Er legt die Hand auf das Fliegengitter, überlegt es sich dann anders, wischt ein wenig Staub vom Fenster und späht durch die verdreckte Scheibe. Sein Blick trifft auf Mercy, und sie hält den Atem an, obwohl sie genau weiß, daß man, wenn man aus dem grellen Sonnenlicht in den düsteren Laden hineinsieht, nur Schemen erkennen kann.

Auch der Mann ist in seinem verschmierten ovalen Durchguck nur schemenhaft wahrzunehmen. Sein Gesicht erinnert an jene förmlichen sepiafarbenen Fotografien aus einer anderen Epoche. Mercy möchte ihn sich einprägen für ihre Privatsammlung, ihn mit dem Nadelfeuer-Opal und Miss Rovers Büchern in ihr Gedächtnis einspeichern, doch aus Angst, er könne verschwinden, wagt sie es nicht, die Augen zu schließen. Er hat angegrautes Haar, das einmal dunkel war, und dunkle Augen. Mercy wäre nicht überrascht, wenn das Glas unter seinem Blick zu schmelzen begänne. Schweißfeuchte Haarsträhnen hängen ihm in die Stirn. Seine Lippen haben nichts von den dünnen verkniffenen Lippen der Männer in Outer Maroo, sie sind voll und weich. Sinnlich, denkt Mercy. Schon lange hat sie darauf gewartet, ja sich gesehnt, dieses Wort einmal zu benutzen, schon seit damals, als sie es das erste Mal aus Miss Rovers Mund gehört hat. Ja, *sinnlich*.

Und Mercys eigene Lippen bewegen sich nun angeregt, versuchen, etwas zu artikulieren, das sie nicht benennen kann, und ihr fällt ein, daß sie ja ganz selbstverständlich hinter der Theke hervorkommen, den Laden durchqueren und die Getreidetonnen vor dem Fenster kontrollieren könnte. Was sie eigentlich tun sollte, denn es ist bestimmt schon zwei Tage her, seit sie das letzte Mal nachgesehen hat, und er hat sich nicht bewegt, der Fremde, immer noch starrt er durch das Oval. Sie weiß, daß er nur Schatten sieht, doch irgendwann, sobald sie

ihm nahe genug kommt, werden sich ihre Blicke begegnen.

»Sollten ihr vielleicht ne Schnur umbinden und sie wieder auf den Boden der Tatsachen runterholen.« Klack, klack, direkt vor ihrem Gesicht schnalzt Jake Digby mit den Fingern.

Mercy blinzelt ihn an.

»Dachte schon, du wärst uns abhanden gekommen«, meint er grinsend. »Schwebst wohl in höheren Regionen, was, Kleines? Sagst du mir jetzt, wo Ma Beresford ist, oder nicht?«

»Ähh... sie ist mit Bill nach Brisbane gefahren«, erwidert Mercy. »Mit den großen Transportern, zum Einkaufen. Ich paß so lang auf den Laden auf.«

»Dann mußt du unterschreiben«, sagt Jake. »Wenn du das Wasser haben willst.«

»Mercy kann nicht unterschreiben«, meint Mr. Prophet steif, »sie ist zu jung.«

»Mir auch recht. Nehm ich mein Scheißwasser halt wieder mit. Gibt mindestens noch zehn Farmen zwischen hier und Windorah, die zahlen mir jeden Preis. Ich trink nur noch ein paar Bierchen und verschwinde dann wieder.«

Nein, nein, nein, lassen sich nun protestierende Stimmen vernehmen.

»Hitzköpfigkeit«, meint Mr. Prophet vorwurfsvoll, »ist im Geschäftsleben nicht von Vorteil, Mr. Digby.«

»Ach ja?«

»Ein bißchen Geduld, Mr. Digby. Mit ein klein bißchen Geduld werden wir uns schon einigen.« Mr. Prophet redet immer, auch wenn er seine Rinder inspiziert oder das Hochwünschen des Förderguts bei den Opalgruben beaufsichtigt, in einem Ton, den Mercy bei sich als seine Predigerstimme bezeichnet. Wahrscheinlich merkt er es gar nicht. Von einem artesischen Brunnen ausreichend versorgt, liegt sein Besitz etwa hundert Kilometer außerhalb der Ortschaft, leider aber hat sein

Wasser einen hohen Schwefelgehalt. Einen besonders hohen sogar, würden die meisten sagen, so daß man das Wasser auf Jimjimba zwar fürs Vieh und zum Geschirrspülen und sogar zum Duschen durchaus verwenden kann (an das seifige Gefühl auf der Haut und den gräßlichen Geruch gewöhnt man sich), als Trinkwasser aber ist es nun wirklich nicht angenehm; obwohl man natürlich, wenn die Regenwassertanks leer sind wie jetzt, trinkt, was man hat.

Mr. Prophet spricht. »Trinkwasser wird in Outer Maroo immer gebraucht«, sagt er. Er verleiht seinen Worten einen derart betrübten und moralisierenden Klang, als wolle er sagen: *Man hat dich in einer Waage gewogen, Jake Digby, und zu leicht befunden.*

Jake bleibt ungerührt. »Mir auch recht. Ich will nur mein Geld, weiter nichts, bar auf den Tisch. Das ist mein Geschäft und mein Risiko, kleiner Nebenverdienst, so gesetzlich und legal, wies hier draußen eben geht, und zu nem Sonderpreis, für den manche ihre Moskitonetze versetzen würden. Aber irgendwer muß hier unterschreiben, weil ich für die Jungs von der Wägestelle und den Steuerprüfer Quittungen brauch, die echt aussehen, und die Kerle haben die blöde Angewohnheit, genau dann hinter Quilpie aufzukreuzen, wenn du am wenigsten drauf gefaßt bist. Sobald du die Teerstraße erreicht hast, ums genau zu sagen. Kaum wird der Straßenbelag ein bißchen besser - mal grob geschätzt -, hat sie dich wieder, die Zivilisation, und sie schikanieren dich nach Strich und Faden.«

Mercy reißt sich aus ihren Gedanken und meint: »Ich kann das Geld aus dem Safe holen, Jake. Damit wär Ma Beresford - damit wär sie sicher einverstanden.«

»Das glaub ich auch, Mercy«, sagt Mr. Prophet. »Trotzdem betrachten wir derartige... *Unregelmäßigkeiten*... nicht als Kleinigkeit, Mr. Digby. Wir betrachten das nicht...« Im Geiste betrachtet Mr. Prophet jetzt womöglich das schweflige Wasser, das aus dem Ausflußrohr seines Brunnens blubbert. »In

Dürrezeiten«, murmelt er, »vertrauen wir auf den Herrn.« Er schließt die Augen. Vielleicht macht ihm der Herr ja eine vertrauliche Mitteilung. »Seine Wege sind nicht unsere Wege«, räumt Mr. Prophet ein. Er räuspert sich. »Der Herr hat Sie uns gesandt, Mr. Digby, auch wenn Sie meinen, daß Sie aus eigenem Antrieb gekommen sind.«

Die Ältesten können einfach nicht anders, stellt Mercy fest. Immer müssen sie so dahersalbadern, wie eine Krankheit ist das. Bei jeder Betstunde stecken sie sich wieder an, und am Ende sind sie unheilbar. Früher hat Mercy solche Gedanken gefürchtet. Jetzt läßt sie sie kommen und gehen. Läßt sie verweilen. Sie hält sie ins Licht und betrachtet sie eingehend. Gäbe es nicht Ma Beresford und Mas Bill, Miss Rover und Miss Rovers verborgene Bibliothek, gäbe es nicht Jess und Major Miner, sie hätte wohl nie erfahren, daß man auch anders reden kann. Da diese zwei Welten aber existierten und sie schon die eine um ein Haar nicht kennengelernt hätte, wie viele andere mochte es da noch geben?

Jake kratzt sich zwischen den Beinen. »Überrascht mich jetzt doch ein bißchen, daß Gott am Wasserhandel beteiligt sein soll.«

Mr. Prophet lächelt sein bekümmertes Lächeln. »Dennoch sind Sie ein Werkzeug des Herrn, Mr. Digby.«

»O Gott«, stöhnt Jake. »Nun isses aber genug.«

Mercy kann es Jake nicht verdenken. Auch sie hat ständig das Gefühl, als müsse sie sich Mr. Prophets Lächeln von der Haut wischen.

»Ihr gotteslästerliches Gerede ändert daran nichts, Mr. Digby. Ich werde für die Lieferung unterschreiben. Mercy ist zu jung, ihre Unterschrift wäre nicht rechtsgültig.«

»Ach ja? Wer wirds schon erfahren? Krakel ist Krakel. Im Grunde kann ichs ja selber machen.« Mit dem Kugelschreiber malt Jake einen trotzigen Schnörkel aufs weiße Formular. »Versteh gar nicht, daß ich nicht schon früher drauf gekommen

bin«, meint er vernichtend. »Alter Sünder wie ich.« Er kneift ein Auge zusammen, hält den Daumen wie einen Meterstab in die Höhe und taxiert Mercy. »Zu jung, was? Also für mich hätt sie genau das richtige Alter.« Er läßt die Zunge über die Lippen gleiten, stößt leise animalische Laute aus und zwinkert Mercy dabei zu. »Wie alt bist du übrigens, mein Schatz?«

»Antworte ihm nicht, Mercy«, ruft Mr. Prophet.

Hinter seinem Rücken schneidet Jake eine Grimasse, verdreht zu Mercys heimlichem Entzücken die Augen, und sie preßt die Lippen zusammen, um sich das Grinsen zu verkneifen. »Was soll denn das heißen?« ruft Jake. »Die Zeugin mundtot machen? So was nenn ich Manipulation der Beweisaufnahme, was meines Wissens gegen das Gesetz verstößt. Das werd ich melden müssen, Herr Pharisäer. Wie alt bist du, mein Schatz?«

»Sechzehn«, erwidert Mercy errötend, Komplizenhaft.

»Und immer noch ungeküßt, wie? Immer noch unberührt.«

Mercy möchte sich auf Jakes Seite schlagen und Front machen gegen Mr. Prophet, aber auf diese Bemerkung war sie nicht gefaßt, und genau das ist das Problem mit den Fremden. Jede unüberlegte Bemerkung kann sich als Handgranate entpuppen. Im Nu entsteht ein buchstäbliches Vakuum. Und das Moskitonetz hängt schlapp herunter. Mercys Lungen fühlen sich an, als seien sie mit feuchten Handtüchern verstopft. Überall sieht sie warnende Augen. Voller Panik wendet sie sich an Jess.

»Schsch«, sagt Jess. »Ist ja gut.«

»Sie sollten sich vielleicht mal den Mund auswaschen, Mr. Digby«, sagt Mr. Prophet.

Jake lacht ungezwungen. »Verdammt gute Idee. Sobald ich im Pub bin.« Er blinzelt Mercy zu und merkt nicht, daß sich ihr Schweigen verändert hat, oder will es nicht bemerken. »Da bin ich dir ja noch ein Geschenk schuldig, Darling, erinner mich dran. Was Unvergeßliches zu deinem süßen Sechzehnten.« Jake vollführt ein paar sanfte Wiegebewegungen aus der Hüfte, die

Versprechungen andeuten, einen ganzen Bogen, eine ganze Flugbahn voller Versprechungen. »Mach doch nur Spaß, Schätzchen«, meint er augenzwinkernd. »Hab selber ne Tochter und würd jedem, der ihr auch nur ein Härchen krümmt, den Schwengel wegpusten. Nu macht schon! Helft mir mal, Jungs! Ich kann das Wasser nicht allein abladen.«

Die Gittertür schlägt hinter ihm zu.

Fassungslos beobachtet Mercy, wie fast alle ihm folgen. Sie vergräbt das Gesicht an Jess' Schulter. »Ich muß jetzt gehn«, sagt Jess. »Keine Angst, das wird schon wieder.«

Mr. Prophet hält Jess die Tür auf. Er schließt sie und dreht sich um. Sein Blick ist bedrückend wie eine graue Woche voller Betstunden.

»Der Herr sei mit dir, Mercy«, sagt er.

Sie sollte nun sagen: Und auch mit Ihnen, Mr. Prophet. Sie weiß es. Sie versucht es. Aber die Zunge klebt ihr am Gaumen fest. Die Tür quietscht, ächzt, läßt einen Hitzeschwall herein, läßt den Geruch toter und sterbender Kühe herein, schlägt wieder zu.

Er ist sicher ein rechtschaffener Mann, dieser Mr. Prophet. Mercy versucht ja, ihn zu mögen. Er sei ein Gequälter, behauptet Mercys Vater.

Mercy riecht seine Furcht.

Sie hat Angst vor ihm.

Der Herr sei mit uns, denkt sie nervös, gewohnheitsmäßig. Aber jegliche Zuversicht, daß der noch irgendwo existiert, ist restlos dahin.

Diese Woche

Jess: Kartographieren

Nun, da uns das Ende der Welt bevorsteht (wie wir es hier in Outer Maroo schon einmal erlebt haben), erscheint es mir vernünftig, an eben diesem Punkt anzusetzen, beim Anfang vom Ende, bei der letzten Woche, dem Tag, als die Fremden kamen. Aber Anfänge und Enden waren mir immer ein Rätsel. Wie unterscheidet man sie voneinander, wo sie sich doch zwangsläufig in den Schwanz beißen und ihre eigene Geschichte vernichten? Wir drehen uns im Kreis, jagen ewig diesen beiden Schlampen, Schäkern, Flittchen Start und Stop hinterher. Sowohl der Knall der Startpistole wie der Zielpfosten sind so abhängig vom jeweiligen Standort, daß man verrückt werden könnte, daß der bloße Gedanke, sie ein für allemal festzulegen, wie eine Provokation erscheint.

Wieder so ein verdammtes Fotofinish, pflegte mein Vater, ein großer Freund des Pferderennsports, zu toben, und meinte damit stets, daß einer, der irgendwo anders gestanden hatte, ihn um seinen verdienten Gewinn betrogen hatte.

Was das spektakuläre Fotofinish von Outer Maroo anbetrifft, macht mir das Erzählen ebenso zu schaffen wie die Geschichte, denn was dem einen das Ende, ist dem anderen eine schöne neue Welt.

Nehmen wir etwa Ethel. Da hockt sie mit gekreuzten Beinen im roten Staub neben den Bora-Ringen, lächelt still in sich hinein, wiegt sich sachte vor und zurück, als höre sie in den Gidgee-Zweigen Gesang und das rhythmische Stampfen von Füßen. Sie hat die verstreuten Felsbrocken zurückgetragen an ihre Plätze, die Lücken in den Kreisen und Jahrhunderten wieder geschlossen. Schon seit mehr als zwanzigtausend Jahren, vermutet man, liegen die Bora-Ringe hier; erst in den letzten

hundert Jahren, einem lächerlichen Schluckauf im ewigen Lauf der Zeit, haben gleichgültige Farmer und die Reifen ihrer Geländewagen die Steine zerstreut und reißverschlußartige Narben auf ihrer heiligen Lehmhaut hinterlassen.

Hin und wieder grinst Ethel mich an, und ihre Zähne blitzen grell und weiß aus dem schwarzen Gesicht.

»Meine Leute machen sich in die Hose vor Lachen«, erzählt sie mir. »Meine Leute warn immer da. Darauf ham sie gewartet.«

»Seit wann tragen deine Leute denn Hosen?«

»Verpiß dich, Jess«, meint sie grinsend. »Das weiße Maroo ist schon mal hops gegangen, und jetzt wieder, und wir sind immer noch da, mein Clan und ich.«

Sie erwartet die Wiederkunft einer verlorenen Sprache. Glaubt, daß sie aus den Steinen aufsteigen wird. Mit dem Rauch der brennenden Gidgee-Blätter in sie eindringt, vordringt an jene Stelle, wo die Worte gemacht werden. Mit einem Stecken stochert sie in den schwelenden Ästen. Hofft, daß ein anderer Name aus ihnen emporsteigt, jener nämlich, den man ihr vorenthalten, den ihr die Geschichte geraubt hat. Sie erwartet die Begegnung mit ihrem anderen Ich. Hofft, daß ihr der Name in die geöffneten Hände sinkt, wobei ihr klar ist, daß er nicht aus dem Rauch kommen muß, die Wege der Ahnen sind unerforschlich. Auch aus dem Schnabel eines vorbeifliegenden Vogels kann er fallen. Die Wandjinas können ihn bringen. Oder aber er schlängelt sich unversehens über ihren Arm. Und *sie*, die *Felsenpython höchstpersönlich*, legt ihn neben ihr ab. Sie wartet.

»Ich glaub, wir Murris lachen zuletzt«, meint sie selbstzufrieden. In unsichtbaren, eng geschlossenen Reihen umdrängen sie sie. Keiner entgeht ihrem Blick. »Ihr seid ja bloß Zugereiste, Jess. Du und Major M.«

Und was das Sichtbare angeht: nur drei von uns sind übriggeblieben: die Murri-Frau und zwei von uns Zuzüglern.

Vielleicht gibt es ja noch Überlebende, wir hoffen es zumindest, bestimmt muß es auf einigen Farmen da draußen noch Überlebende geben, Lehrlinge, ein paar Farmgehilfen, vielleicht sogar in der Stadt, sicher sind wir uns aber nur im Hinblick auf uns selbst. Den paar wenigen, die sich noch kurz vor dem Ende nach der anderen Seite, in Richtung Brisbane, abgesetzt haben, wünschen wir Glück, wir haben aber keinerlei Nachrichten von ihnen. Alles hängt vom Wind und seinen Richtungswechseln ab und davon, wo ihr Land Rover gerade war, als der Wind sich drehte.

Auf dieser Seite der Stadt gibt es nur noch uns drei, Major Minor, Ethel und mich, die wir hier in den Breakaways kampieren. Im Osten tobt das Buschfeuer wie ein wahnsinniges Ungeheuer, wie ein losgelassener Drache. Peitscht mit dem Schweif, schnaubt und windet sich um Felsbrocken und Bäume und bläst sich schier die Lunge aus dem Leib. Wir spüren seinen heißen Atem. Hören sein lästerliches Gebrüll und Gespucke. Sollte es ihm einfallen, sollte ihm der Sinn danach stehen, so kann es seinen langen Hals erheben, seine Zunge in unsere Richtung schießen lassen und uns in weiße Glut und in durchsichtiges gasförmiges Nichts verwandeln. Und wir hätten keine Chance, auch wenn beide Benzintanks voll wären und Major Miner Vollgas gäbe. Dies ist das apokalyptische Tier, das Amok läuft.

Dies ist der Tag des Zorns.

Ich schreibe, was sollte ich auch sonst tun? Schreibe an gegen die Zeit. Gegen die unberechenbare Laune des Feuers. Falls die Flammen über uns zusammenschlagen, soll zumindest dieses Dokument überdauern. Ich betreibe primitiven Zauber, ich weiß, bin mir durchaus bewußt, daß das, was ich hier noch zu Papier bringe, kaum so lange halten wird wie die Bora-Ringe, bei weitem nicht; aber es wird wohlverwahrt unter Kreideschichten ruhen, die älter sind als das erste Feuerreiß. Im metallenen Werkzeugkasten des Landrovers, in einem dieser Schächte

versteckt, wird es aufs nächste Jahrtausend warten. Und wenn dann in zehn, fünfzig oder zweihundert Jahren einmal jemand auf die Mine stößt, wird all der Opal zersprungen sein. Das Gehäuse des Kastens wird zu schwarzen Schuppen zerbröseln. Das Papier wird mürbe geworden sein, und diese meine Niederschrift vielleicht fremdartiger anmuten als Runenzeichen.

Natürlich ist dieser mickrige Weltuntergang mit seinem Hundert-Kilometer-Radius nicht das erste Endspiel für Outer Maroo. Armageddons kommen und gehen hier draußen, wie überall, so was ist weltweit an der Tagesordnung; immer entsetzlich für die Beteiligten, aber rasch wieder vergessen. Dieses kleine Weltende jedoch kam verfrüht. Kam schneller als geplant, kam Oysters Vorhersage zuvor. Dieses (durch Versehen und durch eine lächerliche Fehleinschätzung ausgelöste) Weltende fiel weit unbedeutender und lachhafter aus, als Oyster es sich gewünscht hätte, und es wartete nicht ab, bis die Nullen herumklappten. Diese völlig mißglückte Explosion hätte seinen Stolz verletzt. Oyster hatte sich sowohl im Datum als auch im Umfang der Katastrophe getäuscht, obgleich dies noch die geringsten seiner Irrtümer waren.

Und da wir schon vom Jahr 2000 reden...

Aber genau hier liegt das Problem: wenn es darauf hinausläuft, wo soll man dann beginnen?

Wie soll ich ohne Trauer von Oysters 2000 sprechen? Quälend ist sie, diese Ohnmacht; wenn man weiß, daß dort drüben, im Innern des Feuerrings, vielleicht immer noch Menschen am Leben sind, daß es zwar unwahrscheinlich, aber möglich ist. Wir können nichts tun. Die Hitze treibt uns zurück wie ein Flammenwerfer.

»Im Grunde gehts wohl sehr schnell«, sagt Major Miner.
»Dafür sorgen schon der Rauch und der Schock.«

Ich möchte ihm glauben.

Wir warten. Wir starren hinüber.

Ich denke an berühmte letzte Worte, an letztes Jahr, letzte Woche...

Die Zeit wird mir immer rätselhafter, vor allem hier draußen, wo die ersten Vorfahren in untergegangenen Sprachen zu Ethel sprechen, die Corroborees aus dem letzten Jahrtausend lauscht, wo die Alten vom Ozean singen, der diese Felsen einstmals bespülte, wo das Feuer das Gestern vernichtet und sich noch in viele Morgen weiterfressen wird. Eins aber weiß ich: Die Zeit verläuft nicht linear und hat es nie getan. Sie ähnelt einem Kapillarsystem, das von irgendeinem äußeren Beobachter-Pulspunkt her vermessen wird. Übers Vermessen weiß ich zufällig eine ganze Menge. In einem anderen Leben, einem anderen Zeitsystem, einer völlig anderen Inkarnation war ich nämlich Landvermesserin und Kartographin des Staates Queensland. Ich weiß nur allzu gut, wie viel Landkarten mit Magie zu tun haben. Weiß alles über den Hokuspokus von Präzisionsinstrumenten und Zeit.

Um es anders auszudrücken: Ob man nun eine Geschichte erzählt oder eine Landkarte zeichnet, im Grunde ist es das gleiche, nämlich so, als schleudere man einen Stein auf eine Fensterscheibe: Von der Aufprallstelle breiten sich die spinnwebartigen Risse fächerförmig nach allen Richtungen aus.

Ich habe den Anfang vom Ende, der jetzt eine Woche zurückliegt, zwar an den Anfang gesetzt. Aber natürlich war dieses Ende schon viel früher abzusehen. Vielleicht sollte ich ein Jahr zurückblättern, zurück zu jenem Ereignis, das indirekt für die Ankunft der Besucher vor einer Woche verantwortlich ist, ein Ereignis, das widerlich wie eine Kröte in unser aller Träume hockt - womit ich natürlich das jähe, spektakuläre Verschwinden von Oysters Reef meine. Aber das kann ich nicht, damit kann ich nicht anfangen.

Außerdem, wie könnte ich hier beginnen, ohne vorher erklärt zu haben...?

Vielleicht ist es also besser, wenn ich zwei Jahre zurückgehe, zurück zu jenem schrecklichen Tag, an dem Susannah Rover »versetzt wurde«, wie es die Einheimischen so zartfühlend und beschönigend umschreiben.

Oder vielleicht gar drei Jahre zurück, bis zu ihrer Ankunft?

Allerdings könnte ich auch ein gutes Jahr vor ihrer Ankunft beginnen, mit dem sengend heißen Dezembertag kurz vor Weihnachten, der uns Oyster bescherte.

Das muß aber nun sicherlich der Anfang vom Ende gewesen sein?

Und dennoch erscheint mir Oysters Ankunft aus meiner jetzigen Sicht und mit meinem heutigen Wissen in einem so anderen Licht, daß ich kaum weiß, wie ich den Tag rekonstruieren sollte, ohne ihn zu verfälschen.

»Was machst du denn da?«

»Mein Gott, Major! Laß das bitte!«

Er hat eine Art, plötzlich aufzutauchen, dieser Major Miner, ganz unerwartet aus den Mesaspalten hervorzuschießen.

»Sorry«, sagt er.

»Hab gegrübelt.«

»Du auch«, seufzt er. »Hilft aber nichts.«

Wir starren auf den wildgewordenen Horizont, an dem rote und orangefarbene Zacken empor schnellen.

»Ich hasse das«, sagt er. »Ich hasse es. So gar nichts tun zu können. Es macht mich wahnsinnig.«

»Ich weiß. Mich auch.«

»Ich begreif einfach nicht, weshalb ich nicht nach Quilpie durchkomme. Nirgends jemand aufzutreiben. Muß doch zwischen hier und Innamincka noch einen Fernfahrer geben... keinen Pieps krieg ich rein.«

»Liegt sicher am Feuer.«

»Kaum. Wüßte nicht warum.«

»Abgesehen davon würdens die auch nicht mehr rechtzeitig schaffen«, erwidere ich.

»Nein«, gibt er zu. »Ich hätt nur ein besseres Gefühl.«

»Und wo sollten sie das Wasser herkriegern?«

»Ich weiß«, sagt er. »Ich weiß. Aber wenigstens hätt ich was getan. Hätte das Gefühl, was unternommen zu haben.«

»Hast doch was unternommen. Haben wir beide.«

»Ja. Bloß, was wir getan haben...«

Das ist das Ärgerliche an der Komplizenschaft. Sie hat so was Verwickeltes, Klebriges, nicht Abzuschüttelndes, ist wie ein riesiges Spinnennetz, und man weiß nie, wo die einzelnen Fäden enden.

»Was wir gemacht haben«, seufzt er. »Und was wir nicht getan haben.«

»Ja.«

»Du hast geschrieben.«

»Bißchen. Hauptsächlich nachgedacht.«

»Alte Gewohnheiten sind hartnäckig. Bist eben eine zwanghafte Kartographin, Jess.«

Es stimmt. Er weiß von meinem Versuch, die letzten vier Jahre zu vermessen. »Ich hab die Ausgangspunkte eingezeichnet«, erzähle ich ihm. »Kann mich aber nicht entscheiden, wo ich anfangen soll.«

Er lacht. »Ja, das ist eine verdammt schwierige Frage.« Er schüttelt den Kopf und betrachtet den Horizont. »So was Deprimierendes, so was von Déjàvu. Erinnert mich an den Fall von Singapur, überall Feuer, und eine ganze Lebensweise geht zu Ende. Man hat gewußt, daß es zu Ende war.« Verblüfft starrt er auf seine Handflächen, als ob ihm die Linien dort irgendeinen Aufschluß geben könnten. »Ich war neunzehn, hab Todesängste

ausgestanden.«

Hin und wieder schockiert er mich mit solchen Bemerkungen, ruft mir in Erinnerung, daß er nicht mehr der Jüngste ist. Es fällt mir schwer, ihn als alten Mann zu sehen: bei seiner Energie, den raschen Bewegungen, dem drahtigen Körper, der geistigen Wendigkeit. »Kaum zu fassen, so viel hinter sich und doch nichts erreicht zu haben«, sagt er, den Blick auf die Flammen geheftet. Die lodern unvermindert fort, obwohl schon seit Stunden keine Explosionen mehr zu hören sind. Unserer Einschätzung nach müßten inzwischen sämtliche Benzinvorräte aufgebraucht sein, aber es gibt natürlich immer noch jede Menge Zunder: die Salzbuschsteppe, das Akaziengestrüpp, die Holzgebäude. »Unersättlich, so ein Feuer«, sagt er. »Hättest mal sehen sollen, wie es Singapur weggeputzt hat.« Er streicht mir mit dem Handrücken über die Wange, läßt dann die Hand über meinen Arm gleiten. Läßt sie auf dem Unterarm liegen. »Wenn mans positiv betrachtet«, sagt er, »hab ich schon einige Armageddons erlebt und trotzdem nicht aufgegeben. Sind quasi spurlos an mir vorbeigegangen. Fast. Was ja auch schon was ist.«

Ich betrachte seine auf meinem Arm ruhende Hand, sehe, wie das Licht die winzigen Härchen auf seinem Handrücken erglänzen läßt. Ist es nicht seltsam? Daß zu den unpassendsten Zeiten irgendwelche Einzelheiten unsere Aufmerksamkeit fesseln. Ich studiere sein Handgelenk. Es ist sehnig; unzerstörbar und gleichzeitig zerbrechlich kommt es mir vor. Ungeheuer erregend finde ich diese Hände. Ich nehme sie in die meinen, hebe sie hoch, stecke mir seine Finger, einen nach dem anderen, in den Mund. Sein Atem riecht wild und süß. Und plötzlich sind wir in seiner Hütte, seiner baufälligen Bergarbeiterbaracke aus Blech und Unverfrorenheit, und sind so scharf aufeinander, Haut, Beine, Schwanz, Brüste, Arschbacken, alles verschwimmt, und woher kommt plötzlich all die Hoffnung, all das Gelächter? Wir sind ausgehungert,

unersättlich wie das Feuer. Wir verschlingen einander. Weiden uns aneinander.

Anfänge erstaunen mich - dieses buchstäbliche Aufsteigen aus der Asche. Und was die Geschichten von Liebenden angeht - sie sind unglaublich. Sie sind wie Volksmärchen, Hirngespinnste, und die Auslaufhäfen der Protagonisten dabei oft so völlig inkongruent, ihre Begegnung so zufällig; ganz zu schweigen von der Hemmungslosigkeit, mit der sie sich, während ringsum die Welt untergeht, wie leichtsinnige Kinder auf den Wogen der Seligkeit davontragen lassen, sich befummeln, während Rom in Flammen steht.

Die schiere Taktlosigkeit eines Neubeginns zu einem derartigen Zeitpunkt!

Und das ist die schlichte Wahrheit: *Am Anfang* existiert immer nur dieses jetzt und in Ewigkeit, Amen. Anfänge sind wie ein Kartendeck, das neu gemischt werden muß. Die Karten verändern sich, verändern ihren Wert, je nachdem, wie man sie austeilt.

Und da bin ich nun, teile aus in diesem letzten Pokerspiel Outer Maroos.

Ich lege Susannahs Karte auf den Tisch, das kann ich ja nun. Ich lasse die Karten aufdecken. Die Runde geht an mich. Ich lege Susannah Rover auf den Tisch, die mir keine Ruhe läßt, uns allen nicht, und ebenfalls diverse Aufzeichnungen verfertigt hat, die jedoch irgendwann jäh abbrechen.

Nun hör schon auf Jess, sagt sie.

So stelle ich sie mir gerne vor, ungebrochen wie eh und je, ungebeugt.

Gott, warst du leichtsinnig, halte ich ihr vor. Ich merke, daß ich immer noch wütend auf sie bin. Und so scheißverwegen, sage ich. So verdammt ungeduldig. So unnachgiebig. Australien verändert man nicht an einem Tag. Du kannst nicht einfach nach Westqueensland reinplatzen und mit den Fingern schnipsen.

Jaa, jaa, meint sie achselzuckend, auf ihre alte entwaffnende Art. Hab eben nie geglaubt, daß Erfolglosigkeit ein Freibrief zum Nichtstun ist, das ist alles.

Ich weiß nicht, ob das ein besserer Ausgangspunkt ist als die Ereignisse der vergangenen Woche, aber es beschäftigt mich momentan am stärksten. Es ist etwa zwei Jahre her. Oyster und das Reef existierten noch. Brian (Mercys Bruder) lebte noch bei seinen Eltern. Und auch Susannah war noch da.

Es geschah am Tag ihrer so plötzlichen »Versetzung«.

Vor zwei Jahren

1

»Sucht nur, ihr werdet nicht finden«, rief Susannah Rover durch die Fliegenfenster. »Ist ja hier wohl die Regel.«

Wie eine Handvoll Steine schleuderte sie ihre Worte nach dem Betsaal und nach dem Pub. Die Gläubigen schreckten aus ihrer Andacht und wandten ihre betroffenen Gesichter nach den Fenstern. In Bernies Last Chance, der Bar, verstummten die Gespräche. Die Deckenventilatoren waren zwar alt und geräuschvoll, aber man hörte ihre Worte.

»Das ist die bescheuerte Lehrerin«, sagte einer der Männer.

»Und die Stadt hat zwölf Tore«, rief sie mit schneidender Stimme, »und jedes einzelne Scheißtor ist verrammelt. Damit wir nicht raus- und sie nicht reinkommen.« Ganz Outer Maroo lauschte angespannt, und sie hielt inne, um es auszukosten. Was sie dabei schmeckte, war wohl jene flüchtige, aber unbezwingliche Kamikaze-Potenz eines Menschen, der zu dem Schluß gelangt ist, daß er nichts mehr zu verlieren hat. Sie stieg ihr zu Kopfe. »Aber auch wenn jemand diesen Ort suchen würde«, fuhr sie herausfordernd fort (sie sprach laut und deutlich; sie wirkte gelassen und auf eine fast verächtliche Weise belustigt, doch irgendeine innere Sicherung war durchgebrannt), »wenn jemand entschlossen wäre, diese Stadt zu finden, es würde ihm wohl kaum gelingen. Seine Chancen stehen schlecht. Die Karten sind gezinkt.«

Miss Assessor, hastn Mann im Ohr, sangen die Kinder. Damals existierte die Schule noch, obwohl es nie viele Kinder gab. Aber es war auch nie eine tolle Schule gewesen. Miss Rover unterrichtete mehr oder weniger zufällig hier, nicht ganz

offiziell und auch nur vorübergehend. Sie kam, stellte ein Jahr lang alles auf den Kopf und wurde versetzt. Wahrscheinlich war die Schule mal ein Stecknadelkopf auf einer Landkarte im Büro eines Brisbaner Schulrats gewesen. Und höchstwahrscheinlich waren Stecknadelkopf oder Landkarte, Büro und gar der Schulrat inzwischen längst abhanden gekommen.

»Um mal Klartext zu reden«, meinte Susannah, »euer einziges Ziel ist es doch, auf keiner Landkarte zu erscheinen.«

Aus Bernies Kneipe, in der man sogar am hellen Mittag Katzenaugen brauchte, drang das unruhige Scharren von Barhockern. Einer der Männer tastete nach einem Fensterladen, riß ihn auf und steckte den Kopf hinaus. »Willst wohl Ärger haben«, meinte er warnend.

»Hallo, Pete«, sagte sie und zupfte ihn an den langen schwarzen Armhärchen. »Hier bin ich.«

Aber Pete Burnett, der sich aus dem Dunkel des Pub herauslehnte, wurde von der Sonne geblendet. Suchend und genervt, weil er so ungünstig stand, fuchtelte er mit der Hand herum. Um seine Verwirrung zu kaschieren und etwas würdiger zu erscheinen, spie er ein bernsteinfarbenes Bier-Schaum-Schleim-Klümpchen in die stehende Luft. Mit einem Zischen landete es auf der heißen Veranda, und ein winziges Dampfölkchen stieg auf. »Willst es wohl wirklich so haben, Susannah«, sagte er.

»Daneben.« Miss Rover betrachtete den dampfenden Speichel und berührte ihn mit der Sandalenspitze. Mit dem Fuß zog sie die feuchte Linie der queensländischen Küste. »Hier bei euch haben Landkarten nur den einen Zweck - in die Irre zu führen«, sagte sie angriffslustig. »Nicht mal auf den amtlichen Karten ist Outer Maroo zu finden.«

Und ist das denn so furchtbar schlimm? hätte Pete sie fragen können. Der Verlockung des Nirgendwo widersteht man nur schwer, hätte er sagen können, hätte er es verstanden, seine

Empfindungen in Worte zu kleiden. Genau deswegen sind die meisten von uns in Outer Maroo (Einwohnerzahl: 87) gelandet; obgleich er, wenn er »Einwohnerzahl: 87« dachte, weder die Murri-Lager noch Oysters Reef einbezog. Das verstand sich von selbst, fand er und lauschte Susannah, genau wie alle andern, nur mit Unbehagen. Genau darauf hatte sie wohl hinausgewollt. Die Heimlichtuerei und die Gerüchte hatten sie schon immer irritiert.

Ein Sturm war im Anzug, das spürten sie alle. Abgesehen von Susannahs kaltem, fremdem Auge, ihrem Beobachterauge, und ihrer scharfen Zunge (und beides machte sie alle nervös), waren auch alle anderen Anzeichen vorhanden: die Dürre, der Gestank, die Kadaver, die toten Rinder, die toten Schafe, das Reef, der alte Fuckatoo und das Schweigen, ein Schweigen, das Susannah einfach nicht respektieren wollte. Seit Monaten litt die Stadt unter unheimlichen (sozialen wie barometrischen) Druckveränderungen.

Die Luft war schwül wie immer und lastete wie eine Woldecke auf uns oder, besser gesagt, wie dickes angesengtes Schmirgelpapier. Wir meinten ersticken zu müssen. Juckende Hitzeausschläge plagten uns. Staub von der Farbe pulverisierten Bluts kroch in die Schindelritzen und wirbelte um die Flügel der Deckenventilatoren. Gequälte Staubgespenster tanzten durch Bernies Pub, klopfen dem einen auf die Schulter, schmiegen sich an des anderen Wange und flüsterten ihm finstere Gedanken ins Ohr.

Keiner kriegte mehr Luft.

Susannah Rover lehnte am Verandageländer. Keiner hätte sie am Betreten der Bar gehindert, falls es ihr denn in den Sinn gekommen wäre, jedenfalls nicht mit Gewalt. Die Atmosphäre, die Stimmung hätte sich allerdings verändert. Und zwar radikal. Susannah Rover wußte es nur allzu gut. Denn diese Grenze hatte sie schon des öfteren überschritten. Hatte schon in genügend Outbackkneipen ihre Show abgezogen und den plötzlichen

Andrang am Tresen als eine Art von gefährlichem, zweischneidigem Tribut hingenommen, da sie ja wußte, daß sich der Funkspruch wie ein Buschfeuer von Sattelschlepper zu Fernfahrer fortgepflanzt hatte:

Da fährt ne Puppe in nem Jeep nach Westen ,...

Hmm. Schon gesehen. Ne Rothaarige. Na ja, nicht so richtig. Ne Blaßrote vielleicht eher...

Das heißt erdbeerblond, du Dödel. Die hat nen Schlafzimmerblick, Mann! Vor zwanzig Minuten ist sie in Cunnanmulla weggefahren...

Hab sie gesehen, Kumpel. Jesusmaria, guck dir mal das T-Shirt an. Supertitten, was? Jetzt ist sie in Bingara...

Sie kommt, Jungs. Hat ihren Jeep vorm Queen's Arse geparkt...

All dies war ihr durchaus vertraut: die ausgelassene Herzlichkeit, die ungehobelte Galanterie, die scherzhafte Anmache wie auch die sanfte Unterströmung von Bedrohung, die bei alledem spürbar war. Und sie wußte, was sie aufgab, wenn sie sie in ihre Reihen aufnahmen, sie als Kumpel akzeptierten; jene hauchdünne Grenzlinie nämlich, die flüchtig Respekt vor dem, was sie eventuell sagen würde, gewährleistete. In Outer Maroo hatte sie stets auf ihrem Anderssein beharrt. Wenn die Männer auf der Hut waren, einander anrempelten wie Melasse schleckende Kühe, dann hörten sie zu - wenigstens ein paar Minuten lang.

»Hab ne Weile gebraucht, bis ich draufgekommen bin«, sagte sie mit ihrer heiseren Stimme. (Pete mußte bei dieser Stimme immer an die Schulglocke denken, hat er mir erzählt; weil sie so klar und voll, aber kein bißchen schrill geklungen hat. Sie trieb Burschen, von denen man es weiß Gott nicht erwartet hätte, zu poetischen Vergleichen, ja, das hat sie fertiggebracht. Hätte Pete Klänge in Geschmack übersetzt, so hätte ihre Stimme der Konsistenz jenes zähflüssigen Honigs entsprochen, der in

prallen Perlen auf den Waben unter den Akazien klebt, allerdings mit einem Schuß Zitronensaft dabei.) »Muß euch ziemlich viel Mühe gekostet haben«, sagte sie.

Und zwar mehr, als sie wußte. Ja, weit mehr, als sie ahnte.

»Also an deiner Stelle, Schätzchen«, warnte sie Pete, »würd ich mich nicht so weit vorwagen. Ich würd verschwinden, solange es noch geht.«

Miss Magister, bist geliefert, lachten die Kinder mit hohen Stimmen und geradezu hellseherisch, während sie Purzelbäume schlugen und einander im Taumel des bevorstehenden Aufruhrs um die Kängurubäume und die zerzausten Gidgees jagten.

Völlig ungezwungen, als habe sie eben erst die nackten braunen Beine unterm Moskitonetz hervorgeschwungen, als sei sie noch am Recken und Strecken und müsse sich träge den Schlaf aus den Augen reiben, hob Susannah Rover ein paar lose Strähnen aus dem Nacken und schob sie in ihren lockeren französischen Knoten. Sie betrachtete Pete, der wiederum ihr langsam hochrutschendes Kleid betrachtete. Sie verblüffte ihn, erregte ihn und machte ihm angst, und sie wußte es. Sie lächelte ihm zu.

Mercy, Miss Rovers stillste und fleißigste Schülerin, verfolgte dies alles mit steigender Nervosität hinterm Leseputl des Betsaals auf der anderen Straßenseite.

(Mercy ist mein kleiner Feueropal, schrieb Miss Rover bei ihrer Ankunft, die nur ein Jahr vor ihrer Versetzung lag, an eine Freundin. Wie sich später herausstellte, hatte dieser Brief Outer Maroo niemals verlassen; Mercy selbst hat ihn mir einmal, als Susannah längst abgereist war, gezeigt.

Sie raubt dir den Atem, *schrieb Miss Rover*, zeigt ihren Glanz aber nur in bestimmtem Licht, und dann kann man es schier nicht fassen, wo diese Farben plötzlich herkommen. Mit ihren dreizehn Jahren ist sie ungeheuer altklug, sieht aber aus wie zehn, weil sie klein ist oder unterernährt oder was weiß ich und

in nahezu jeder Hinsicht unschuldig wie ein Neugeborenes, andererseits aber älter als du und ich. Da sie weder Radio hört noch fernsieht und nur in der Bibel lesen darf, hat sie einen richtigen Heißhunger nach allem Gedruckten. Ganz verstohlen hört sie nach der Schule bei mir Radio oder guckt fern, als wären das die ausgefallensten Sünden. Ständig scheint sie mit einer gräßlichen und irgendwie nebulösen Vergeltung zu rechnen.

Während Susannah Rover an Petes Arm herumzupfte, wurde sie von Mercy, soweit es deren momentane Beschäftigung erlaubte, eindringlich und verstohlen beobachtet. Sie las aus der Heiligen Schrift und mußte sich auf die Zehenspitzen stellen, um überhaupt auf die Dünndruckseiten sehen zu können - eine echte Begabung, meinten die Leute, wie dieses Kind liest -, und aus ihrer erhöhten Position, an die Querstange des Lesepults gelehnt, schaffte sie es gerade so, die Pubveranda im Blick zu behalten. Nach jedem Vers hielt sie inne, sah auf, als ob sie nur mal rasch nach den überdrehten Kindern auf der Straße gucken wolle. Sie lauschte auf das Gespräch, auf Susannah und Pete, aber sofort schoß immer wieder das fromme strudelnde Stimmengewirr der Gläubigen in die Täler ihres Schweigens. Amen, amen, jauchzten die Jodelchristen (denn man hatte sich zur täglich stattfindenden spätnachmittäglichen Gebetsstunde zusammengefunden, und »Jodelchristen« war einer von Mercys Privatausdrücken). Mit großem Nachdruck und Getöse ließen die Jodler ihre lauten Hosiannarufe - Halleluja, Ehre seinem Namen und Lobet den Herrn - über den roten Staub erschallen, auf daß sie sich mit dem Lärm der Welt vermischten und ihn übertönten. (Mercy stürzt sich auf jede neue Information wie ein ausgehungertes Hund auf einen Knochen, schrieb Miss Rover, dabei hat sie schon mehr und Schrägeres in ihrem Köpfchen gespeichert als ein Alchimist. Wie viele Engel sind die Jakobsleiter rauf- und runtergetanzt? Solche Fragen kann sie dir beantworten und dir Kapitel und Vers dazu nennen.)

»Herrgott, Susannah«, sagte Pete, als Miss Rover ihm mit dem Zeigefinger über den Arm fuhr. »Die halbe Stadt guckt uns zu.«

»Outer Maroo liegt hier«, sagte Miss Rover und deutete mit dem Zeh auf ihre Speichellandkarte. »Irgendwo östlich vom Channel Country, völlig abgeschnitten vom Rest der Welt.«

»Der Rest der Welt soll sich zum Teufel scheren«, meinte Andrew Godwin leutselig und trat neben Pete ans Fenster. »Wenigstens was uns angeht.« Um nicht geblendet zu werden, mußte er sich seinen Akubra etwas verwegen über die Augen halten. Er hatte ihn nicht auf, lüftete ihn aber dennoch mit elegantem Schwenk und hielt ihn gleich wieder vor die Augen. »Nimms mir nicht übel, wenn ich so unverblümt bin, Susannah«, sagte er durchaus ernsthaft und zuvorkommend, »aber du bist noch bekloppter als mein kleptomanisches Eheweib.«

»Und hier«, sagte Susannah und deutete wieder auf Outer Maroo, »genau hier, in Bernie's Last Chance, und im kleinen Hinterzimmer, zu dem fast keiner Zutritt hat, sitzt der König in seinem Kontor und zählt seine Moneten.«

»Du hast getrunken«, zischte Pete.

»Du bist völlig meschugge«, sagte Andrew.

»Zählt seine Moneten und seine Opale und kratzt sich vermutlich die Eier. Und keiner weiß, wo es herkommt, das Geld - noch wo es hinfließt.«

Sekundenlang hielten alle den Atem an. Zuweilen, etwa einmal pro Jahrzehnt, erreicht ein vom Golf von Carpenteria herabbrausender Zyklon Outer Maroo. Einen Tag lang herrscht zermürende Stille. Die Luft ist zum Ersticken. Dann brechen Chaos und flutartige Überschwemmungen über die Stadt herein. Das sind die Jahreszeiten hier draußen: Dürre oder Überschwemmung; und dazwischen so ein unheimlich stiller Tag voller böser Vorahnungen.

Genauso war es an jenem Tag in Bernies Kneipe, drinnen, auf der Veranda, auf der anderen Straßenseite. Allen hatte es die Sprache verschlagen, alle warteten.

Über Outback-Städtchen muß man zwei Dinge wissen: Nicht enden wollender Klatsch über praktisch alles und jeden gehört zur Tagesordnung, während andere Dinge niemals zur Sprache kommen. Und eine gewaltige Kluft trennt das, was diskutiert werden darf, von dem, was absolut tabu ist.

Beispielsweise wußte jeder, daß Andrew Godwin, einer unserer Züchter, Ehemann der exzentrischen und nicht sehr beliebten Dorothy und Besitzer von Dirran-Dirran, dessen hunderttausend Morgen sich von Outer Maroo bis über die Grenze des Northern Territory erstreckten, regelmäßig seinen Samen übers Land verstreute: in diverse langbeinige Rucksackblondinen, die letztendlich alle in Oysters Mine landeten; in die hübsche kleine Josie O'Leary, Tochter seines Vorarbeiters und etwa gleichaltrig mit seiner eigenen halbwüchsigen Tochter; sowie in Ethel, die Murri-Frau, die bei den Godwins blieb, wenn die übrigen Murris ihre Zelte abbrachen und nach Bourke zogen. Um nur einige zu nennen. Das Säen des Samens fand in der Regel - ziemlich geräuschvoll - in einem kleinen Raum am Ende des Scherstalls statt, so daß seine Scherer - ein bunt zusammengewürfelter Haufen - es kaum überhören konnten. Ihrem Eindruck zufolge pumpte der alte Godwin schneller, als die Elektroscheren klapperten. Was im Pub zu nicht enden wollenden Diskussionen, endlosen Witzeleien führte.

Ebenso wußte jeder, daß sich Andrew Godwins halbwüchsiger Sohn eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte (Ross nämlich, der als mittlerer Sohn zwischen der kleinen Alice und Junior stand, dem gleichen Junior, der für seinen Vater Kootha Downs verwaltet und ständig die Sachen zurückbringt, die seine kleptomantische Mutter gestohlen hat.) Jeder wußte, daß Ross sich erschossen hatte, und konnte sich

auch in etwa vorstellen weshalb; zumal ja allgemein bekannt war, daß der arme Junge völlig in Josie vernarrt war, die von seinem Vater regelmäßig gevögelt wurde. Über solche Dinge verlor man kein Wort. Nicht ein einziges. Das wäre zu weit gegangen.

An jenem Tag auf Bernies Veranda aber ging Susannah zu weit. Etwas Neues erzählte sie ihnen zwar nicht, aber sie brach ein Tabu. Alle wußten, daß gewaltige Summen den Besitzer wechselten, keiner aber, wer wieviel bekam. Alle pflegten ihr Mißtrauen. Argwöhnten insgeheim, daß der Nachbar einen zu hohen Anteil erhielt. Jeder griff in die Kasse, jeder hatte auf die ein oder andere Weise mit Oysters Reef zu tun, keiner jedoch wollte das so sehen. Alle fühlten sich besudelt. Und alle hätten derlei Empfindungen weit von sich gewiesen.

Außerdem fürchtete man einen noch größeren Andrang, daß noch mehr Abenteurer und Heilssucher eintreffen könnten und der Gewinn folglich auf noch mehr Köpfe zu verteilen wäre. Dem mußte ein Riegel vorgeschoben werden. Es durften keine Fremden mehr hereingelassen werden. Die Reihen der Auserwählten seien vollzählig, verkündete warnend Mr. Prophet; die einhundertvierundvierzigtausend, wie man sie symbolisch beziffert, befänden sich bereits im Schoße der Gemeinde und man müsse die Tore der Stadt verriegeln. Die einhundertvierundvierzigtausend, wandte Oyster ein, seien, wie aus der Offenbarung des Johannes deutlich hervorgehe, von einem Willen erwählt, auf den der Mensch keinen Einfluß habe, und würden sich gemäß den Verfügungen dieses Willens am Reef versammeln. Die subtileren theologischen Gesichtspunkte entgingen zwar den meisten, doch niemand wollte den Opalhandel aufgeben. Keiner mochte Oyster verärgern. Ständig lebte man in der Angst, daß ein Steuerbeamter, ein staatlicher Landvermesser, ein Abgesandter von *Mineral Ressources* aufkreuzen könnte. Schon vom ersten Tag an hatten sich manche bei ihrem Bierchen gefragt, welche Art von

Regierungsspitzel sich wohl hinter dieser Lehrerin verbarg. Nichts zu wissen und unauffindbar zu sein, das war Ziel und Zweck aller, wenn es auch niemand laut aussprach; jedenfalls nicht, bis Susannah in dieses Fettnäpfchen getreten war.

Naturgemäß trat zunächst schockiertes Schweigen ein. Und dann war der Teufel los.

Eine stattliche Anzahl von Säuern in unterschiedlichen Stadien der Trunkenheit war zu Pete ans Fenster getreten. Von ihrem Pult aus sah Mercy andere, die um die Tür herumstanden und neugierig nach vorn drängten, auf die Veranda und die Straße strömten, sich auf den Stufen stauten und mit ihren Stiefeln in der verdorrten roten Erde scharften. Auch Bernie erkannte sie, der stirnrunzelnd an den mattierten Glaspaneelen lehnte, durch die das Sonnenlicht ins düstere Kneipeninnere sickerte. Bernies Schultern schienen so etwas wie Rache oder Vergeltung zu verheißen. Sie meinte auch, Jess, Old Silence, zu erkennen, doch war dies lediglich ihrer überhitzten kindlichen Phantasie zuzuschreiben, denn Jess befand sich in der dunklen Tiefe des Raums, hinterm Tresen. Sie sah die zierliche, schutzlose Susannah Rover, umgeben von all den drängelnden, schubsenden Rowdies - eine Frau in höchster Gefahr. Und trotzdem! dachte Mercy. Sogar das Trinken vergessen sie, nur um ihr zuzusehen!

(Mercy hält mich für die Hüterin des Baums aller exotischen Weisheit, *schrieb Miss Rover in einem der Briefe, die Outer Maroo nie verließen*. Ich reiche ihr die köstliche verbotene Frucht. Ich schmuggle die geheimen Ideen ein, ich bin die Verführerin, die Hexenmeisterin schlechthin. Starker Tobak für eine Lehrerin, aber auch riskant. Kann ich meine kleine Schülerin aus dieser Kbake forthexen, ehe wir alle beide bis zum Hals in der Scheiße stecken? Das ist die Frage. Es gibt ein paar sehr merkwürdige Dinge, die man hier draußen für völlig normal hält. Und da ich nicht weiß, ob ich sie nach meiner Rückkehr in die Zivilisation - falls es je dazu kommt - selber

noch glauben kann, hat es wohl kaum Sinn, sie an die große Glocke zu hängen. Wer würde mir schon glauben?

Und ansonsten - das Gehalt ist nicht übel, da es aus den Taschen der drei hiesigen Warlords stammt, die mich eingestellt haben: zwei sind Viehzüchter, einer davon ein gräßlicher religiöser Fanatiker (alle nennen ihn »Mr. Prophet«, obwohl ich ihn - selbstverständlich nur insgeheim - Mr. Feuer und Schwefel oder den alten Hetzprediger nenne); der dritte ist der Pub-Besitzer.

Schon ein komischer Verein. Warum sich ein Abstinenzler mit einem Wirt zusammentut, willst du wissen? Gute Frage. Und warum sollten zwei Viehzüchter ein privates Wettrüsten veranstalten? Genauso siehts nämlich aus.

Dieses Kaff ist mir ein einziges Rätsel.

Und die Typen sind genauso, wie man sichs erwartet, aber ich komm schon klar.)

»Susannah«, sagte Pete heiser, einen neuen Ton anschlagend. Er leckte sich über die Oberlippe und stärkte sich mit einem Schluck Bier. »Hör zu, Schätzchen, ich glaub, du hastn bißchen zuviel Sonne abgekriegt. Komm, wir machen ne kleine Spritztour.«

»Andererseits wieder«, fuhr Susannah fort, »weiß jeder, wo die Opale herkommen, aber weiß auch einer, was da draußen am Reef vor sich geht? Oder was mit den Opalen passiert, sobald sie Bernies Hinterzimmer verlassen haben?«

»Herrgott, Susannah«, sagte Pete drängend. »Das geht dich nen feuchten Dreck an.«

»*Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen*«, las Mercy, »*von dem Herrn vom Himmel herab - auf Sodom und Gomorrha und kehrte die Städte um und die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte...*«

Bitte, Miss Rover, flehte sie stumm und preßte Fingerspitzen

und Daumen zusammen. Sie hätte gar nicht recht sagen können, wovor sie Angst hatte. Sie flehte sie an, nicht zurückzublicken auf die Städte der Ebene oder auf Oysters Reef, weil die heiße flimmernde Luft des Unheils von ihnen aufstieg wie der Gestank von einem Komposthaufen.

»Errette deine Seele«, las sie laut, »und sieh nicht hinter dich; auch stehe nicht in dieser ganzen Gegend. Auf den Berg rette dich, daß du nicht umkommst.«

Dennoch war da dieser aufsässige Eigensinn in Mercy, was Mr. Prophet einst unter dem Strobolight des heiligen Geistes erkannt hatte. »Mercy«, hatte er eines Tages nach der Gebetsstunde gemeint, »du schlägst dich mit müßigen Fragen und Zweifeln herum.« Er kehrte Mercy seine schräg nach oben gerichteten Handflächen zu. »Wie ein Krebsgeschwür wuchern sie in deiner Seele.«

Mercy starrte auf die chemischen Flecken auf seinen erhobenen Farmershänden, die von Desinfektionslösung und vom Futterspritzen stammenden Verätzungen, die Melanome im Anfangsstadium. Sie war völlig verwirrt.

»Laß deine Zweifel fahren, vertrau auf Gott«, fuhr Mr. Prophet eindringlich fort.

Mercy betrachtete ihre Hände.

»Ich bete für dich, Mercy.« Er sagte es in gütigem Tonfall. Vor ihr stand ein Mann, der freundlich sein wollte, das sah sie. Einer, der sich von seinen eigenen unnachgiebigen und leidenschaftlichen Überzeugungen hatte glattschleifen lassen.

Auch Mercy betete für ihren aufsässigen Geist, als handle es sich um eine gefährliche Infektion, die sie sich unwissentlich zugezogen hatte und die unberechenbar aufflackerte und wieder verschwand. Jede Verschlimmerung dieser Krankheit beunruhigte sie, obgleich sie ihr auch manchmal nachgab, ihr freien Lauf ließ, wie etwa jetzt, wo dieser Eigensinn heimlich und verstohlen triumphierte, als er sah, wie seelenruhig

Susannah Rover unter der erbarmungslosen australischen Sonne stand und all die blaß erstaunten Idioten an ihren Lippen hingen.

Ein Glöckchen von hellem und herrlichem Klang ließ Siegesmelodien in Mercys Kopf erklingen. Ich will frohlocken, dachte sie. Will aufheben meine Augen zu Miss Rover... doch gleich ergriffen diese Gedanken wieder die Flucht, damit sie nicht eine Blasphemie gegen den heiligen Geist beginge, jene einzige Sünde, die nie und nimmer verziehen werden kann.

»Auf Landkarten«, sagte Miss Rover gerade, »kann man zwar die Existenz einer Ortschaft verschleiern, aber es gibt andere Dinge, die sich auf Dauer nicht unter Verschuß halten lassen. Früher oder später dringen sie an die Oberfläche und hinterlassen ihre Spuren.«

»Herrgott, Susannah«, rief Pete verärgert. »Wir sind keine Schulbuben.«

»Briefe und Karten werden geschrieben und abgeschickt«, sagte Miss Rover. »Ihr bildet euch ein, ihr hättet ihre Beförderung verhindert - oh, ich weiß Bescheid; hat zwar ne Weile gedauert, aber jetzt weiß ichs. Auch ich könnt mich mordsmäßig aufregen, Pete. Wegen der Briefe beispielsweise. Nur eins habt ihr wohl alle nicht bedacht.«

»Ach ja?« meinte Bernie.

»Ja«, erwiderte Susannah. »Daß nämlich bei all den Leuten, die auf diese nie eintreffenden Briefe warten, trotzdem eine Botschaft ankommt, nicht wahr? Und zwar eine sehr deutliche.«

Die Männer gaben ein kollektives Brummen von sich und schwankten ein wenig - quasi synchron -, wie ein zum Angriff rüstender Bienenschwarm.

»Also *ich*, Jungs, ich glaube, zuletzt lacht ein anderer«, sagte Susannah.

»*Und Lots Weib sah hinter sich*«, las Mercy, »*und ward zur Salzsäule*.«

»Laßt sie«, rief Pete mit besorgter Miene. Er hatte seine schlaksige Gestalt durchs Fenster geschoben und kletterte mit einiger Mühe heraus. Und jetzt machte er rüde und scherzhaft seinen Besitzanspruch geltend, indem er den Arm um Susannah Rovers Taille drapierte. »Sie ist völlig durchgeknallt, Jungs, kümmert euch nicht um sie.«

Mercy sah Miss Rover, die Petes Arm ergriff wie einen vom Wind angewehten Salzbuschzweig. Mit hochgezogener Braue, neugierig, aber durchaus höflich betrachtete sie ihn. Hielt ihn ein Stückchen von sich weg, musterte ihn noch einmal kurz, drückte einen Kuß aufs Handgelenk und ließ ihn sinken.

»Jetzt hör mir mal zu, meine liebe Susannah«, begann Bernie geduldig, als spräche er mit einer Besoffenen, »du hast wohl vergessen, wer dein Gehalt bezahlt. Wir verlangen nur eins von dir, daß du unseren Kindern Schreiben und Lesen beibringst. Also - halt dich an die Abmachungen.«

»Seine Majestät haben gesprochen«, kommentierte Miss Rover knicksend.

»Sie hat getrunken«, sagte Pete. »Ich riech den Gin. Ich glaub, sie raucht auch Dope. Das kriegt sie wohl von diesen Pennern am Reef.«

»Apropos Lesen und Schreiben«, sagte Miss Rover, »wo du das Thema schon aufs Tapet bringst. Auch die Murris können lesen und schreiben, und genau das zieht ihr nie in Betracht. Sie lesen dieses Land wie ein Buch, und sie haben ihr Buschtelefon. Ihr dürft mit Sicherheit davon ausgehen, daß die Nachricht längst über Oysters Reef und Outer Maroo hinaus ist und die Runde macht. Und zwar eine ganz andere Nachricht, über die wirklichen Vorgänge hier. Ich glaub, das vergeßt ihr zu leicht.«

»Sie hat recht«, erwiderte Major Miner ruhig. »So nahe bei den Bora-Ringen Schächte auszuheben - so was kann ja nicht gutgehn. Die Murris werden das nicht hinnehmen. Weshalb sollten sie auch?«

»Meinetwegen können die palavern bis zum nächsten Regen«, sagte Bernie. »Außerdem, für mich sind das immer noch Abos. Diese komischen neumodischen Namen können mir gestohlen bleiben. Seit ich meine Satellitenschüssel hab, seh ich diese ewig meckernden schwarzen Visagen auf der Mattscheibe. Wer was findet, dem gehörs, sag ich.« Der Säuferschwarm brachte murmelnd und brummend seine Zustimmung zum Ausdruck, und Bernie gefiel sich immer besser in seinem Trotz. »Hier gibts weder Freibier noch Gratisopale, nur weil einer zufällig ein bißchen dunkler geraten ist. Wenigstens nicht bei mir.«

»Hört, hört.«

»Sollen sich ihre heiligen Stätten doch sonstwo hinstecken.«

»Seht euch doch an, was in Cunnamulla los ist«, rief einer.

»Guckt euch an, was in Bourke abgeht.«

»Wir wollen nicht, daß sich wilde schwarze Kinderhorden hier rumtreiben, Susannah«, meinte liebenswürdig vernünftig Andrew Godwin. »Wir sind hier nicht in New South Wales. Und auch nicht in Bourke.« Er grinste breit. »Verdammt noch mal, jeder weiß doch, daß ich nichts gegen die Abos habe« - und wir alle mußten dran denken, wie er Ethel im Schuppen bumste. »Und wenn sie berechnigte Forderungen haben, für so was gibts schließlich Gerichte.«

»Jedenfalls können sie sich nicht länger konzentrieren als Fünfjährige«, meinte Bernie angewidert. »Die haben doch längst kein Interesse mehr und sind nach Bourke abgehauen. Und ich sag euch, seid froh, daß wir sie los sind.«

»Wenn ich du wäre«, sagte Miss Rover, »würd ich mich nicht beglückwünschen, nur weil das Wangkumara-Lager so plötzlich verschwunden ist. An deiner Stelle fänd ich das eher ominös.«

Uuuuuh, gurrten die Männer, blickten einander augenzwinkernd an und stießen sich in die Rippen. Die Wacki-Wacki-Lager, sagten sie. Die Wacki-Wacki-Männer kommen uns holen...

»Ominös«, meinte einer und bohrte die Zunge in die Backe.
»Diese großkotzigen Scheißwörter versteht hier keiner.«

»Große Worte, große Titten, und größtenwahnsinnig obendrein«, meinte ein anderer.

Heiseres Gelächter ertönte.

»Sie ist größtenwahnsinnig, plemplem, aber sonst für ne Tussi ganz in Ordnung«, dröhnte eine tiefe Stimme aus dem Zwielight am Tresen. »Wenn sie nur nicht immer ihre Nase in Dinge stecken würde, die sie nichts angehn. Bernie hat recht, Susannah. Wer was findet, dem gehört's. Die Leute müssen für ihren Scheißlebensunterhalt schuften, so ist es nun mal üblich in diesem Land.«

»Sind Sie das, Bill Beresford?« rief Miss Rover.

»Ja«, sagte er und erschien an der Tür. »Das bin ich. Kannst von Glück sagen, daß die meisten von uns dich als Kumpel betrachten, Susannah, mehr kann ich nicht sagen. Natürlich biste auch ein bißchen daneben, hier oben.« Mas Bill tippte sich mit dem Finger an die Stirn. »Nur deswegen kannst du dir alles erlauben, Schätzchen.«

»Ah«, rief Miss Rover. »Jetzt kommen wir zum Kern der Sache. Was kann man sich hier eigentlich alles erlauben?«

»Mein Gott, Susannah!« murmelte Pete.

Die Männer wogen die Opale in ihren Hosentaschen und beobachteten sie.

»Hat eigentlich jemand einen Überblick über die Neuzugänge draußen am Reef?« fragte sie. »Oder über die Schwangerschaften? Weiß jemand, wie viele von Oysters Kids...«

»An deiner Stelle würd ich lieber den Mund halten«, warnte sie Bernie.

»Nun hör schon auf«, drängte Pete. »Hey, hör zu, ich hab den Wagen dabei. Komm, wir machen ne Spritztour.«

»Ich glaub«, sagte Bernie, »Sie sollten um Ihre Versetzung nachsuchen, Miss Rover. Letztendlich, denk ich, brauchen wir die Schule dann doch nicht so dringend.«

Miss Assessor, hatn Mann im Ohr, sangen die Kinder.

»Und ich glaub nicht«, sagte Miss Rover, »daß ihr mir so leicht den Mund stopfen könnt. Ich glaub, euch ist einfach nicht klar, wie viele Botschaften ständig nach außen dringen. Ein, zwei Briefe von mir beispielsweise haben die Murris nach Bourke mitgenommen, was zwar nach Brisbane ein ziemlicher Umweg sein dürfte, andererseits wiederum wohl doch schneller als die australische Post.«

»Mein Gott«, sagte einer der Männer mit scheinbarer Gelassenheit. »Was für unverschämt große Töne die kleine Fotze doch spuckt.«

»Sollte sich vielleicht mal ihr dreckiges Mundwerk waschen«, warf ein anderer ein.

»Und vielleicht nochn paar andere Stellen dazu, was? Gibt doch zu, daß sie auf Nigger steht. Was glaubt ihr, wie viele von den schwarzen Ärschen sie schon gefickt haben?«

»Alles Schnallen, diese Lehrerinnen. War immer so, wird immer so sein. Schon in der Schule machen sie dich fertig.«

Miss Assessor, hatn Mann im Ohr, kreischten die Kinder völlig außer sich.

Miss Assessor mitm Mann im Ohr, hast den Cowboy angeschissen, Und jetzt kommen die Scherer und drücken dich ins Kissen.

Und nun kommt der Bruder von der Walz, dreht dir um den Hals, Hals, Hals!

»Hört euch mal eure Sprößlinge an«, sagte Miss Rover. »Hört euch mal an, was die alles über euch wissen. Ist euch eigentlich klar, wieviel sie von Oysters Reef wissen? Wißt ihr, was sie sich erzählen?«

Mercy erstickte fast an einem Wort im ersten Buch Mose. Und ihr Herz pochte so heftig gegen die Bibel, daß das von Termiten zerfressene Pult erzitterte.

»Wörter sind wie Landkarten, werdet schon noch merken«, sagte Miss Rover. »Wörter sind wie Landkarten, und sie werden...«

»Dich werden sie noch mal in Teufels Küche bringen, mein Schatz«, warnte Pete sie scherzhaft-ängstlich und bemüht, das Ganze auf eine harmlosere Ebene zu bringen. »Wirst noch über deine eigenen Wörter stolpern und auf die Schnauze fliegen. Nimm sie mal lieber zurück.«

»Mach ich doch glatt.« Miss Rover griff in ihren Ausschnitt und zerrte einen Brief heraus, den sie eine Woche zuvor in Beresfords Laden eingeworfen hatte. Sie fuchtelte damit vor den Männern herum und begann, das Papier in kleine Quadrate zu zerfetzen. Dann steckte sie eins nach dem anderen in den Mund und kaute.

»Jetzt ist sie völlig übergeschnappt«, sagte Pete. »Ich bring sie nach Hause.«

Es kam zu einem kleinen Gerangel, Pete zerrte, Miss Rover setzte sich zur Wehr, die Männer rückten näher an die beiden heran. Ein gräßlicher, wütiganimalischer Gestank lag in der Luft...

»Du hältst dich da raus, Old Silence«, sagte Mas Bill warnend.

»Jess!«rief Bernie im Befehlston. »Halt dich um Himmels willen da raus! Willst du dich...?« Denn es war nicht mehr viel Zeit, soviel war klar. Solche Sachen sind wie Buschfeuer. In Sekundenschnelle lodern sie aus völlig nichtigem Anlaß auf, vor allem, wenn zuviel Alkohol im Spiel ist, wie hierzulande fast immer.

»Nicht mal du kannst mir das Maul stopfen, Jess«, sagte Susannah. »Zuviel ist zuviel.«

»Hört mal, Jungs!« Pete Burnetts Stimme klang jetzt noch einen Tick nervöser. »Ignoriert sie doch einfach. Lehrerinnen kommen und gehen. Gehen und kommen, und alles bleibt beim alten.«

Miss Assessor, hatn Mann im Ohr, sangen die Kinder, schlugen Purzelbäume im roten Staub und lachten ihr schrilles hohes Lachen.

Bist geliefert, Miss Magister, und sitzt im Busch, und jetzt kommen die Farmer und machen dich kusch.

»Worte sind wie Buschfeuer«, warnte Miss Rover. Irgend etwas war ihr zu Kopf gestiegen. Ihr Tabubruch hatte sie buchstäblich berauscht. »Ihr könnt sie nicht aufhalten. Und ihr wißt nicht, wo sie letztendlich landen.«

»Du gottverdammte Närrin«, sagte Pete. »Dich kann man ja gleich abschreiben. Ich gebs auf.«

»Ich nicht«, versetzte Miss Rover.

Sie drehte sich um, entdeckte Mercy hinter der Fensterscheibe, schwenkte die Reste ihres zerrissenen Briefs, und ehe Mercy einen klaren Gedanken fassen konnte, hatte sie schon grüßend die Hand erhoben, und Miss Rover drückte ihr ein glühendes Wort hinein.

»Danke, Mercy«, sagte Mr. Prophet knapp. »Du darfst dich setzen. Möge der Herr sein Wort in unsere Herzen senken.« Die gesamte Gemeinde stand wie versteinert und starrte auf die Szene auf der anderen Straßenseite.

»Wir wollen unsere Häupter in Andacht neigen«, sprach Mr. Prophet, »auf daß sich der Friede, den unser menschlicher Verstand nicht zu fassen vermag, wie eine Taube in unser aller Herzen niederlasse.«

Irgend etwas streifte Mercys Herz und Handgelenk. Es war Miss Rovers Taubenwort, und sie umschloß es mit den Fingern, hielt es in ihrer Faust, wo es heftig flatterte, sich sträubte wie ein

gefangenes Tier.

Vom Hauch des heiligen Geistes beflügelt, erhob sich nun Mr. Prophet. »Wir wollen ein Lied singen«, sagte er. »Wir singen vorwärts, christliche Streiter«. Spielen Sie bitte, Mrs. Jones.«

»Und wenn der richtige Augenblick gekommen ist«, wisperte Miss Rover, »mußt du es freilassen, mein Wort.« Das hat sie Mercy mit ihrer klaren Lehrerinnenstimme zwischen der ersten und zweiten Zeile des Kirchenlieds zugeflüstert (behauptet jedenfalls Mercy). Mercy spürte ihren eigenen Herzschlag, der sich ebenso wild gebärdete wie das Wort in ihrer Hand. Sie schrak zusammen und drehte sich um, aber nicht Miss Rover stand hinter ihr, sondern ihr Bruder Brian, mit geschlossenen, nein, nicht geschlossenen, mit zusammengekniffenen Augen. Lautlos rief sie ihn an: *Brian, Brian!* Aber es funktionierte nicht mehr, vielleicht, weil er vier Jahre älter war, ihr allmählich fremd wurde, kühl, launisch, einsam, ein Erwachsener eben.

Auf der anderen Straßenseite war ein Handgemenge im Gange, nichts Außergewöhnliches und auch nicht heftiger als sonst, ein paar zerbrochene Flaschen, ein paar abgerissene Schreie, das Übliche eben, nichts, was nicht in spätestens einer Viertelstunde wieder vergessen war, dachte Mercy. Trotzdem wäre ihr wohler gewesen, sie hätte Miss Rover noch einmal gesehen.

»*Miss Rover, Miss Rover*«, rief sie stumm.

»Vergiß mich nicht«, flüsterte Miss Rover mit glockenheller Stimme. »*Versprich es mir.*«

Verwirrt drehte Mercy sich noch einmal um, und jetzt starrte ihr Bruder sie aus großen, düsteren Augen an.

»Meine Bücher und Zeitschriften«, flüsterte Miss Rover irgendwo in Mercys Kopf, »stehen im Schrank im Klassenzimmer. Du weißt, wo der Schlüssel liegt. Paß gut auf sie auf.«

Versprochen, erwiderte Mercy.

Mercy vertiefte sich in Miss Rovers Lexikon, studierte Wort für verbotenes Wort, saugte lesend sämtliche Bedeutungen in sich auf. Der Geschmack machte süchtig. Sie lutschte die Worte, polierte sie, hielt sie ins Licht. Gewissenhaft legte sie sie wieder zurück, mit der gleichen Sorgfalt, derer sich auch Bernie befleißigte, wenn er und seine Kulis Opale schliffen, wenn sie die rauhen Steine polierten oder dünne Edelopalschichten auf Potsch aufkitteten. Bernie und seine Mitarbeiter stellten Flammen-Dubletten, Blitz-Dubletten, roten Dubletten-Blitz her. Und alles, was sie produzierten, strahlte. Und wurde in Brisbane für viel Geld an Touristen verkauft.

Wann immer es ging, schlich Mercy in Aladdin's Rush, wo sie Miss Rovers Bücher versteckt hatte. Im verlassenen Hauptschacht gab es eine rostige, mit Dübeln befestigte Eisenleiter, und vorsichtig kletterte sie hinab in die Kühle. Sie mußte den Plan der Tunnel im Kopf behalten, sich langsam vorantasten. Obgleich sie eine Taschenlampe dabei hatte, verließ sie sich auf ihre Fingerkuppen. Bisher hatte sie sich kein einziges Mal verirrt; hatte stets den Weg zu den Büchern gefunden. Die aber foppten und provozierten sie. Kamen ihr so phantastisch vor wie die Bibel, und sie begann, ihre eigenen Dubletten zu gestalten, Substanzen, die so verschieden waren wie Onyx und Opal, so unvereinbar wie Sandstein und Seide, miteinander zu kombinieren: Denn da gab es einerseits die Betsaal-Perspektive der Dinge, aber auch jene, die in Miss Rovers Büchern dargelegt wurde - doch wie sollte sie die beiden zusammenkriegen? Wie konnte sie sie vereinbaren?

90. Psalm, 9. Vers, schrieb sie in ihr Tagebuch. Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz, wie eine Geschichte, die

man sich erzählt.

Es gibt da eine Geschichte, die unbedingt erzählt werden muß, sagte Miss Rover. Seit ihrer Versetzung hatte sie das schon ziemlich oft gemacht. Sie fing Gespräche an und überließ es dann Mercy, das eine wie das andere niederzuschreiben. Ich verlaß mich auf dich, Mercy, meinte sie dann immer.

Irgendwann, *schrieb Mercy in ihr Tagebuch*, unmittelbar vor der zweiten Jahrtausendwende, hielten die Bewohner eines Städtchens im südwestlichen Queensland die Hand vor die Stirn und starrten ins weiße Licht der Sonne. Und dort erblickten sie etwas: einen schwarzen Klecks, einen blutigen Spritzer, einen Umriß - zunächst kaum größer als die Hand eines Menschen.

Langsam löste er sich aus dem Dunst und driftete auf sie zu.

Das ist sehr schön geschrieben, flüsterte ihr Miss Rover ins Ohr, und Mercy ließ sich von den eigenen Worten befeuern und glühte vor Stolz. Miss Rover erzählte ihr, was immer sie hören wollte. Wenn du nur wolltest, könntest du fliehen, sagte Miss Rover. Könntest deine Schwingen ausbreiten.

»Wir könnten fliehen, Jess«, sprach Mercy zu den Stollen des Rush. »Und weggehn aus Outer Maroo.« Sie mußte die Worte laut aussprechen. Damit sie greifbar wurden. Sie wollte sie vor sich sehen wie eine Fata Morgana in der trügerischen Wüstenluft.

Auch Jess hat sich hierher geflüchtet, hätten die Stollen ihr verraten können.

Die Wände des Rush umschlossen Mercy, nahmen sie in sich auf. Sie besaßen die Farbe von Schlagsahne, waren gefältelt wie Seidenbahnen, und wenn sie aufstand und die Arme nach oben streckte, konnte sie die Deckenwölbung mit den Fingerspitzen berühren. Jenseits davon, dreißig Fuß über ihr, brutzelte und krachte die verdorrte rote Erde; doch hier unten im cremigen Rush war es kühl. Mercy betastete die ausgeschürften Adern, in denen sich einst das Opal-Flöz befunden hatte, ahnte die

schimmernden Echos der Blau-, Krickenten- und Grüntöne, sah die Phantomzungen des Feuers.

Opal, *schrieb sie in ihr Tagebuch*, besteht aus amorphem Siliziumdioxid mit Wassereinschlüssen. Sowohl Wasser als auch Siliziumdioxid brechen das Licht und erzeugen so die jagenden Farbreflexe auf der Oberfläche des Steins. Weil das Wasser im Opal Tausende von Jahren alt ist (Miss Rover behauptet Millionen), ist die Vergangenheit in ihm eingeschlossen wie der Sinn in einem Wort. Aladdin's Rush ist eine stillgelegte Mine, sie ist erschöpft, aber es gibt immer noch Opale. Drei opalisierte Muscheln habe ich gefunden - aus der Zeit vor einer Million Jahren, wie Miss Rover meint, als Outer Maroo noch unter dem Meeresspiegel lag. Wenn das stimmt, dann haben sich hier, wo ich jetzt sitze, silberne Fische vorbeigeschlängelt, haben die großen langsamen Wellen des Meeresbodens diese Wände bespült.

Das ist die Frühgeschichte von Outer Maroo, sagt Miss Rover. Sie hat uns Fotos vom Plesiosaurus gezeigt, den Bergarbeiter in der Nähe von Lightning Ridge gefunden haben. Er war das Schönste, was ich je gesehen hab, dieser große opalisierte Fisch, der seit dem Anfang der Welt durch Farbe geschwommen ist. Älter als die Dinosaurier, hat sie gesagt.

Beverly Prophet hat ihrem Vater davon erzählt, und der ist in die Schule gestürmt. War schließlich seine Schule. Ihm und Mr. Godwin und Bernie hat sie gehört, weil sie nicht wollten, daß irgend jemand seine Kinder nach Quilpie oder Brisbane schickt. Hatten wohl Angst, wir könnten quatschen. Brian und ich hätten eigentlich die High School in Toowoomba oder Brisbane besuchen sollen, meint Miss Rover, aber dafür haben wir natürlich kein Geld, und außerdem, sagt Mr. Prophet, steht sowieso alles Wissenswerte in der Bibel. Er hat uns das erste Genesiskapitel vorgelesen und erzählt, daß Gott am fünften Tag den Plesiosaurus erschaffen und es vor sechstausend Jahren weder Fische noch sonst was Lebendiges gegeben hat.

»Wollen Sie damit etwa sagen, daß Gott den Plesiosaurus an einem Donnerstag erschaffen hat?« fragte Miss Rover, worauf er meinte, sie solle lieber aufpassen, was sie sagt. Nun, meine Muscheln werden ihre Vergangenheit wohl kennen. Wenn ich sie ans Ohr halte, höre ich nur das Meer. Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. Aber ich weiß, daß meinem Vater die Sache mit Mr. Prophet peinlich ist. Als ich ihn gefragt habe, ob wir glauben müssen, daß der Plesiosaurus an einem Donnerstag erschaffen worden ist, hat er gesagt, daß die Bibel auf ganz besondere und geheimnisvolle Weise zu uns spricht. Wir sollten die Antworten lieber Gott überlassen. Mein Bruder Brian aber hat gemeint, ich soll nicht solche Fragen stellen, die wären nicht relevant, Oyster hätte gesagt, die Zeit selber wär das Fossil, aus dem die opalisierte Zukunft entsteht. Und Miss Rover hat uns erzählt, daß Oyster zwar hochintelligent ist, aber trotzdem Schwachsinn erzählt.

Oyster, sagt Brian, hätte behauptet, daß Miss Rover nie im Leben das transzendente Wesen ineinandergreifender Zeitsphären raffen würde, und ich genausowenig. Das war noch, bevor Brian weggegangen und zum Reef gezogen ist. Ich weiß, daß es nicht mal sechzig Jahre her ist, seit ein Beresford, ein Verwandter von Ma, Lesesteine bei Aladdin's Rush entdeckt und das heute älteste Haus in Outer Maroo gebaut hat. Das war im Jahr 1938. Aber Maroo, das heißt, eine Handvoll Bergarbeiter und ein paar Opalschächte, hats früher schon gegeben, schon in den 1870ern. Innerhalb eines Bora-Rings, nicht weit von der Stelle, wo heute Oysters Reef ist, hatten die Bergleute ihr Lager aufgeschlagen. Doch dann gab es Ärger. Die Bergleute haben den Murris die Schuld zugeschoben und das gesamte Lager massakriert. Das weiß jeder bei uns. Da draußen, nicht weit vom Reef, ist immer noch eine riesige Knochenhalde. Irgendwann einmal sind ein paar von Oysters Rucksacktouristen vorbeigekommen und haben Miss Rover davon erzählt, und sie hat Fotos gemacht. Sie hat den Film an eine Zeitung in Sydney

geschickt, aber natürlich ist er nie angekommen. Nach dem Massaker hat die alte Ortschaft, das alte Maroo, drei Jahre lang ziemlich üppig vom Opal gelebt, und dann ist sie restlos niedergebrannt. Alle behaupten, die zurückgekehrten Murris, die das Massaker überlebt hatten, hätten getan. Alle haben damals gemeint, daß die Stadt verhext ist. Das war im Jahr 1973. Maroo ist im Erdboden versunken, bis man dann östlich davon Outer Maroo gegründet hat. Die ältesten Schächte, die 1870er Schächte, nennen wir Inner Maroo, denn nur die Löcher im Boden sind von ihm übriggeblieben.

Mercy klappte ihr Tagebuch zu und lehnte sich an die gewölbte Wand des Rush. Sie preßte die Fingerspitzen zusammen. Miss Rover, bitte kommen, wünschte sie sich, fuhr mit der Hand über die alten Aladdin-Adern, und Abrakadabra, wie ein dienstbarer Geist erhob sich Miss Rovers Tagebuch aus einem der Bücherkartons. Sie hatte nicht regelmäßig geschrieben, einige Seiten fehlten, und nur wenige Einträge waren datiert, doch für Mercy waren diese Fragmente voller Verlockungen. Sie liebte sie. Verschlang sie buchstäblich.

Outer Maroo. Februar.

Heißer als Hades. Versunkene Welt. Schon die Anreise war ziemlich verblüffend; wurde mit zweisitziger Cessna in Quilpie abgeholt, von einem der hiesigen Viehzüchter, Andrew Godwin, einem Lustmolch, wie er im Buche steht. Hat mir eine Augenbinde verpaßt; aus Sicherheitsgründen angeblich; der wirkliche Grund aber war wohl, daß er eine Entschuldigung brauchte, um mich befummeln zu können, plus sonstige abartige Neigungen. Auf Rollbahn seiner Farm gelandet.

In der Schule dreizehn Kinder aller Altersstufen. Leben in einer völlig anderen Welt. Und die Kids am Reef erst recht; alle völlig weggetreten.

Oyster hört Stimmen, sagt er. Zwei Dinge sind mir absolut klar; einmal ist Oyster außerordentlich intelligent, und zum

anderen ist er meschugge. Und zwar nicht zu knapp. Nein, hinsichtlich des zweiten Punkts bin ich mir nicht ganz schlüssig. Bei der ersten Begegnung war ich mir noch vollkommen sicher; aber es gibt auch andere Hinweise, die mich immer wieder ins Grübeln bringen. Wie kommt es, daß diese Rucksacktouristen, die ich immer wieder treffe, diese Heilssucher, alles gebildete und gescheite junge Leute, die es aus Brisbane, Melbourne und Sydney, aus Europa und den Staaten hierher verschlagen hat, wie kommt es bloß, daß die sich derart von ihm angezogen fühlen? Was ist es nur, was sie so in seinen Bann schlägt? Na ja, zum einen vermutlich die Augen; wenn ich sie auch eher als beunruhigend empfinde. Und wo kommen wohl seine Stimmen her?

Mr. Dukke van Kerk oder Mr. Prophet, wie ihn hier alle nennen, war früher Viehtreiber auf dem High Veldt, hab ich mir sagen lassen. Allerdings erblickte er dann das berühmte Zeichen an der Wand und verlegte sich auf eine prosperierende Ranch in Oklahoma. Machte sich gar die Mühe, amerikanischer Staatsbürger zu werden. Als ihn auch dort die gesellschaftlichen Veränderungen einzuholen drohten, setzte er sich erneut ab - diesmal ins Rinderparadies am Ende der Gleise. Er ist Besitzer von 250000 Morgen Land und inzwischen auch wiedergeborener Australier und wehrt sich, wie man sich denken kann, vehement gegen jede Veränderung an Verfassung und Flagge.

Alle scheinen (quasi durch Osmose) zu wissen, daß sich Andrew Godwins mittlerer Sohn erschossen hat und Andrew sich bei einem jener riesigen amerikanischen Hamburger-Unternehmen, denen heute die Hälfte von Westqueensland gehört, über beide Ohren verschuldet hat. Ich erfahre solche Dinge von Pete, wenn ich ihm entsprechend zusetze; aber er gibt sie nur ungern preis. Über so was redet man hier nicht, meint er. Es sei nicht fair.

Was natürlich auch mit Aberglauben zu tun hat. Seit der Wollmarkt zusammengebrochen ist, bemühen sich die Schafzüchter überall, so rasch wie nur möglich auf Rinder umzusteigen, so schnell sie eben Simmenthaler-, Santa-Gertrudis- und Hereford-Zuchtstiere in die Finger kriegen. All diese gewaltigen Territorien auf der Karte, die, wie wir es noch in der Schule gelernt haben, früher »auf dem Rücken der Schafe ritten«, lassen die Scherschuppen verfallen und stellen auf Rinder um. Westlich von Warrego gibt es heutzutage nur noch Mischwirtschaft, eine Kombination aus Schaf- und Rinderzucht, wobei dieser Wechsel nicht allen gleich gut gelungen ist. Da will eben niemand was beschreiben, indem er Probleme anspricht. Und folglich redet auch keiner davon, daß Andrew Godwin im Grunde mit Haut, Haar und Schwengel irgendeiner amerikanischen Bank gehört. Das ginge denn eindeutig zu weit.

Das ganze Jahr über hab ich wie eine Verrückte Briefe geschrieben und abgeschickt. Ein aussichtsloses Unterfangen. Meine Briefe sind in eine Flaute geraten, wie ich kürzlich durch Zufall herausfand. Postamt, zum Totlachen! Alles verschwindet in einem schwarzen Loch. Dieser so originelle Umgang mit Postsendungen war ein Schlag für mich - ich muß es gestehen, hab also die Briefe oder vielmehr das Abschicken aufgegeben, obwohl ich sie zwecks Erhaltung meiner geistigen Gesundheit und Gelassenheit immer noch schreibe. Was Telefonapparate angeht, so gibt es zwar welche, wenn auch die Wartung derselben ein wenig bizarr anmutet und alles mit Ausnahme von Ortsgesprächen in der Brandung atmosphärischer Störungen untergeht. Telecom-Leitungsmänner und -techniker tauchen zwar immer wieder auf, doch ihre Transporter zeigen die alarmierende Tendenz, in Flammen aufzugehen (völlig spontan natürlich: die starke Hitze, das wärmeleitende Metall, der Tank; muß wohl an der fehlerhaften Konstruktion liegen, meint man hier achselzuckend; diese ganzen Telecom-Transporter...

wahrscheinlich alle made in Japan).

Tja. Es scheint tatsächlich Anlaß zur Sorge zu geben, wie ja jeder Paranoiker glaubt. Aber sind denn Skepsis und Selbstironie tatsächlich sichere Indizien dafür? Und inwiefern sollten einem solche Indizien Sicherheit vermitteln? Ich vertraue mich meinem Tagebuch an und hoffe, daß es lediglich auf die extravagante Farbenpracht des Outback zurückzuführen ist, wenn meine Phantasie so mit mir durchgeht. Hast eben nen Hang zum Blutrünstigen, sage ich mir.

Ich habe Jess erzählt, daß ich Tagebuch führe. Das tun wir doch alle, sagt sie, ob wir nun was aufschreiben oder nicht. Ich werde nicht ganz schlau aus Jess und ihrer Art, nur dann zu reden, wenn es ihr paßt, was praktisch nie der Fall ist. Was soll denn all das Schweige? hab ich sie gefragt, woraufhin sie dann wieder sehr penetrant schwieg. Weshalb bleibe ich eigentlich hier, wo ich doch gar nicht wissen will, wie das alles noch endet? Andererseits, wie sollte ich wohl hier wegkommen, falls ich mich doch noch dazu entschlösse? Ich spüre diesen gräßlichen Drang in mir, irgendwas Grandios-Sinnloses zu tun. Was kann ich denn über Oyster und Oysters Reef und all die traurigen Groupies noch in Erfahrung bringen, das ich, wenn ichs dann wüßte, nicht doch nur bedauern müßte?

Es war einmal eine junge Lehrerin (mach jugendlich draus), die aus verschiedensten Gründen, die man besser verschweigt, auf die Anzeige einer Privatschule in Westqueensland antwortete. Zum Vorstellungsgespräch reiste sie nach Quilpie, ans Ende der Bahnlinie. (Quilpie! Hätte sie es sich nicht denken können? Wissen müssen?) Und hockte zu guter Letzt, völlig abgeschnitten - hatte sie das nicht gesucht? - in Outer Maroo, das auf keiner Landkarte verzeichnet sein will.

Was nun Oysters Reef angeht... dort will man nicht nur von der Landkarte verschwinden, sondern auch die Zeit hinter sich

lassen. Mit düsterem Eifer erwarten die Oysterlinge den großen Knall, das Simalabim der Schalentiere, das Ende der Welt und - so Oyster - ganze Schweife von Nullen, wenn es dann naht. Andererseits aber hat man, falls auf alte Zeitungen Verlaß ist, schon vor zehn Jahren damit begonnen, Nullen mit irgendwelchen Ereignissen zu verknüpfen, und da sitzen wir nun, immer noch in der letzten Dekade, immer noch kurz vor der Wende, und Zeichen und Omen schwirren vorüber - wer mag es also wissen?

Die Apokalypse-Kids jedenfalls sind in hellen Scharen herbeigeströmt, und die meisten sind auch immer noch hier. Nehme ich zumindest an. Hoffe ich. Wenn ich hier sage, meine ich nicht das Städtchen, wenn auch zuweilen einige von ihnen hier aufkreuzen. Sie kommen immer zu dritt. Lassen einander nicht aus den Augen. Vorgestern bin ich auf so eine kleine Dreifaltigkeit zugesteuert und hab gefragt weshalb. Das Dreieck sei die stabilste aller Formen, haben sie mir geantwortet, und jedes seiner Ecken weise auf Gott. Dreiteilung, hab ich ihnen gesagt, ist eine langsame und ungeheuer qualvolle Todesform.

Nicht einmal gelächelt haben sie. Furchtbar ernst sind diese Kinder. Sie hausen in den unterirdischen Opalstollen von Oysters Reef. Hier im Busch artet alles zum Exzeß aus - vor allem die Dürre und dieser scheußliche, allgegenwärtige Verwesungsgestank. Old Fuckatoo nennen sie ihn, und er setzt uns gewaltig zu. Die ganze Stadt ist wie weggetreten.

Die Zeit trieb ihre üblichen Spielchen mit Mercy: Sie verlief weder linear noch im Kreis, sie war ein einziger Nebel. Zwar geschah alles mögliche, aber es war schwer, die Ereignisse in einer festen Abfolge zu fixieren. Ihr Bruder Brian beispielsweise war zum Reef hinausgezogen, doch wann, das hätte sie nicht mehr genau sagen können. Und dann war auch Mercy, ohne es eigentlich vorzuhaben, eine Weile draußen gewesen, aber wann war das gewesen? Sie hatte Brian gesucht. Immer wieder stand

ihr dieser Besuch vor Augen, sah sie das Reef vor sich, das Reef, Brian, Susannah Rover...

Unter welchen Umständen könnte eine Fata Morgana wohl wahr sein? Immer wieder stellte sie sich diese Frage.

»Jess«, begann sie, ihre Frage hinauszögernd, und heftig schäumend umwirbelte uns der vertraute Schwall des Schweigens. Man sah die Schaumkronen der Fragen hereinrollen, die trübe Unterströmung der Antworten hinausrauschen. Sie verschlangen und verflochten sich ineinander, fanden niemals Ruhe, immer eilten sie davon, quecksilbrig, behend, gefährlich und niemals zu fassen. Sie hatte Angst, den Halt zu verlieren.

»Jess? Wenn Luftspiegelungen echt sind...? Also, *irgendwo* müssen sie das doch sein, oder? Wie könnten wir das feststellen, Jess? Also, wenn wir was sehen würden... uns einbilden würden, was gesehen zu haben... woher wüßten wir dann...?«

Und was hätte sie wohl ermutigt, eine solche Frage vollständig auszusprechen?

»Jess, ich will dir was erzählen...«

Doch von allen Seiten stürzten die Bilder auf sie ein.

»Aber ich kann nicht«, sagte sie. »Ich würde dir gern erzählen, was am Reef passiert ist, aber ich kann nicht. Kann einfach nicht.« Sie schlug die Hände vors Gesicht. Ihr Schluchzen war kaum zu hören, kam aus großer Tiefe - wie abgestandene Luft, die aus einem Grubenschacht steigt.

»Herr, lehre mich bedenken, daß ich sterben muß«, las Mercy am Pult des Betsaals. »Lehre mich bedenken, daß ich sterben muß, und lehre mich meine Tage zählen, auf daß ich erkenne, wie schwach ich bin.«

Sie blickte auf und sah zum Fenster. Unter den Akazien auf der anderen Straßenseite lungerten Männer herum, die Hände in

den Hosentaschen vergraben, oder hockten auf den Stufen oder standen in schlampiger Reihe vor der Veranda Schlange. Mercy durchschaute ihre verschlungenen erregten Gedanken, sah ihre kurzen Schatten und wie die glühende Sonne mit ihnen spielte, der rote Staub fortwährend ihre Träume begrub. Sie warteten. Ihre unsichtbaren Finger spielten mit buntschillernden Steinen. Die Blau- und Scharlachfarben der Steine blitzten auf wie Vogelschwingen, kamen niemals zur Ruhe. All diese Männer mit den Steinen in den Taschen warteten auf Bernie. Warteten auf Bernie, auf daß er wiege, zähle, mit Barem vergelte.

Die jungen Leute vom Reef kamen nun immer seltener. Und wenn, dann immer zu dritt. Immer noch hielt Mercy nach Brian Ausschau, entdeckte ihn allerdings nie.

Oyster, so hieß es, traue Bernie nicht mehr, und vice versa. Er hatte jetzt einen neuen Mittelsmann: Andrew Godwin nämlich, wie einige wisperten; Dukke Prophet, wie andere behaupteten. Oder vielleicht gar Ma Beresford? Alle diese Gerüchte blieben meist stumm, äußerten sich höchstens in einer hochgezogenen Augenbraue, geschürzten Lippen, bedeutungsschwangerem Schweigen. Loyalitäten verlagerten sich, soviel war gewiß, doch niemand wußte, in welche Richtung. Es gab jetzt viele, die keinem mehr trauten.

Unter der Buchstütze ihres Pults formte Mercy mit ihren Zeigefingern und Daumen kleine O's. *Miss Rover, Miss Rover*, betete sie.

Am liebsten hätte sie sich an die Gemeinde gewandt und gefragt: Wohin ist Miss Rover eigentlich versetzt worden?

Lehre mich bedenken, daß Miss Rover sterben muß. Am liebsten hätte sie ihnen dies laut vorgelesen. Lehre mich ihre Tage zählen.

Wie so oft spukte Miss Rovers Stimme in ihrem Kopf herum: Die Zahl der Tage zwischen zwei Geschehnissen bestimmt man mit Hilfe eines Rechenschiebers, Mercy, und die Zeit ist eine

Betrügerin. Und die Erinnerung auch, dachte Mercy. Miss Rover schwebte im Raum wie ein Spinnennetz, fast sichtbar, greifbar, und manchmal spürte Mercy, wie das zarte seidige Gespinnst der verbotenen Ideen sie streifte. Meist aber erschien ihr die Sache mit Miss Rover nun wie eine gräßliche Geschichte, die sie sich immer wieder vorerzählte, eine perverse Geschichte, eine, die nach müßigen Fragen und Zweifeln roch und aus der ihre alte Aufsässigkeit sprach, die bestraft werden mußte...

Sie ließ Miss Rover Briefe schreiben, obgleich sie beide wußten, daß diese Botschaften nie ihren Bestimmungsort erreichten. Miss Rovers Briefe waren lang und witzig, respektlos, tröstlich und reich an verbotenem Wissen, und sie schrieb einen wunderbaren Stil mit verschachtelten Sätzen, die Mercy am liebsten in ihre spitzenumhäuften Taschentücher gewickelt und in ihren Ärmel gesteckt hätte. Oft las sie sich diese Briefe selber vor.

Sie war überzeugt, daß Miss Rover sie abschicken würde - trotz allem, was sie beide über Ma wußten.

So was nannte man einen Glaubensakt.

Mercy dachte an die wirklichen Botschaften, die sie niemals zu Gesicht bekommen würde, die sich in einem Büro für unzustellbare Briefe in Brisbane stapelten und allmählich schon auffielen, die sich wie eine weiße Schlange durch die Träume faszinierter Postbeamter wanden, bis irgendwann einmal einer sie öffnete und las, weil Geschichten einfach danach verlangen, erzählt zu werden.

Aber wie alt werde ich dann wohl sein? dachte Mercy. Wie lange wird das noch dauern?

Sie senkte den Blick auf den heiligen Text der Psalmen. *»Denn tausend Jahre«*, las sie, *»sind vor dir wie der gestrige Tag und wie eine Nachtwache. Du lassest sie dahinfahren wie einen Strom; sie sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blüht und bald verwelkt und*

des Abends abgehauen wird und verdorrt... Darum fahren alle unsre Tage dahin durch deinen Zorn; wir bringen unsre Jahre zu wie ein Geschwätz.»

»Schwebst wohl wieder mal in höheren Sphären, Mercy«, sagte Beresford. »Träum nicht so viel.«

Warum hast du nicht wenigstens die Briefe von Miss Rover weggeschickt? hätte Mercy sie gern gefragt. Warum hast du sie nicht nach Brisbane mitgenommen und dort aufgegeben? Ganz schön blöd, deine Regeln, hätte sie gesagt. Hättest eine Ausnahme machen müssen. Miss Rover war schließlich Queensländerin - und keine Fremde oder Ausländerin.

»War sie wohl«, hätte Ma Beresford ihr entgegnet.

Vielleicht aber auch: »Ich kenn keine Miss Rover. Die hast du dir bloß ausgedacht, Mercy. Schon verrückt, was du dir so alles zusammenspinnt. Weil du ständig abhebst.«

Und es gab durchaus vernünftige Gründe für eine solche Reaktion. Kein Mensch sprach mehr von Miss Rover, sie war verschwunden wie Wasser aus einem Flußbett; vollständig, restlos, nicht einmal das Echo ihres Namens war zurückgeblieben. Und weil Mercy eine solche Antwort fürchtete, behielt sie ihre Fragen in der geschlossenen Faust. Und ihre Tage gingen dahin wie ein unruhiger Schlaf und gleichwie ein Gras, das da frühe blüht (wenn auch nur innerhalb der beschränkten Radien artesischer Brunnen und bei Leuten, die ihr Rasenfleckchen ständig bewässerten) und bald welkt und verdorrt in der unbarmherzigen Sonne.

»Mercy«, rief Ma Beresford dann scharf und schnalzte mit den Fingern, so daß Mercy zusammenzuckte und nicht mehr wußte, wo sie war. »Major Miner wartet auf Bedienung«, sagte Ma dann etwa. Oder: »Hätten Sie wohl die Güte, Mrs. Godwin zu bedienen, Gnädigste, oder ist das vielleicht zuviel verlangt.«

»Tschuldigung«, murmelte Mercy dann verlegen. »Ich war... tut mir leid.«

»Völlig weggetreten.« Und Ma Beresford tippte sich mit dem Finger an die Stirn.

»Du mußt unbedingt mal Alice besuchen, Mercy«, sagte Dorothy Godwin, »eh sie abreist. Ich schick sie auf ein Internat in Brisbane, hab mich jetzt endgültig entschieden.«

»Ah ja?« Ma war nicht beeindruckt.

»Ich weiß schon, was ihr alle denkt. Und Andrew ist auch dagegen, aber ihr begreift das einfach nicht. Das ist kein Ort für... Es gibt gewisse Umgangsformen, nicht wahr, die man nur...«

»Sagen Sie Alice, daß ich sie vermissen«, warf Mercy ein. »Hab sie ewig nicht gesehen.«

»Ja«, meinte Alices Mutter kapitulierend. »Diese Sache mit der Schule, diese gräßliche Geschichte... Sie war schrecklich durcheinander.«

»Sagen Sie ihr...«, murmelte Mercy aufgeregt und wischte sich Wörter von den Kleidern, wischte sie vom Ladentisch. »Sagen Sie ihr...«

Mrs. Godwin krümmte die Finger, als ob sie Krämpfe hätte, was stets bedeutete... »Jaja, ja natürlich. Ja?« sagte sie suggestiv wie eine Souffleuse. »Ja? Ja?«

»Sagen Sie Alice...«

Mercy beobachtete Mrs. Godwins Finger, die alle möglichen Dinge berührten, betasteten und in ihre Tasche gleiten ließen. All dies geschah in Zeitlupe. Und war wunderschön anzusehen.

»Und was soll ich Alice sagen? Was?« drängte Mrs. Godwin.

Mercy blinzelte. »Wie?« fragte sie sie benommen.

»Sehen Sie?« sagte Ma. »Hoffnungslos. Das ist der alte Fuckatoo.«

Der alte Fuckatoo hatte sich wieder mal auf uns gehockt. Und die Dürre hielt an.

Ein Arbeitsplan mußte erstellt werden. Beim ersten Lichtstrahl, vor der großen Hitze und den Fliegen, mußten Mannschaften in Landrovern die Tierkadaver weiter in den Busch schleppen. Der Leichengestank schien sich einzunisten wie ein Dauergast.

Der alte Fuckatoo kam und ging. Kam und trieb wieder davon.

Mercy ließ sich treiben.

Sie beobachtete die jungen Leute vom Reef, die ebenfalls kamen und gingen, inzwischen zwar immer seltener, wenn aber doch, dann verkaufte Mercy ihnen Briefmarken, strich mit den Fingern über die Tinte ihrer zarten Sendungen, zog die Postsackschnur des Vergessens über ihnen zusammen.

»Was kostet denn ein Luftpostbrief nach Boston?« fragte ein Mädchen. Es sprach mit amerikanischem Akzent. Seine Fingernägel waren völlig abgekaut. Die zwei anderen Oysterlinge, ihre Aufseher, standen neben der Tür. Sie warteten, griffen nach irgendwelchen Sachen und stellten sie wieder ab. »Ich heiße Amy«, flüsterte das Mädchen nervös. »Ich hab dich wiedererkannt. Du warst mal ne Weile draußen am Reef, aber dann bist du abgehauen - und ich frag mich wie.«

Mercy verspürte eine weiche Nachgiebigkeit, die in den Fußknöcheln begann und sich ausbreitete; in Sekundenschnelle würde sie zu einem Nichts zusammenschrumpfen und einfach verschwinden, im Boden versinken - wie sich das letzte Wasserloch im Sand eines Bachbetts verlor. Nein, wollte sie sagen. Nein, das war ich nicht. Sie mußte sich am Ladentisch festhalten.

»Na ja, kann mir schon denken, *wie*«, sagte Amy. »Ich meine, ich frag mich, wie du konkret...« Sie zuckten beide zusammen. »Ich hab nicht bloß diese Postkarte«, sagte das Mädchen mit Nachdruck und blickte nervös zur Tür. Ihre Gefährten hatten sie hinter sich zuschlagen lassen und standen nun auf der Veranda,

doch einer der beiden blinzelte zu ihnen herein.

Mercy wollte etwas sagen, deutete aber dann auf die Wand hinter ihr. Womit sie in etwa meinte: Außer Jess ist niemand da, und ihretwegen brauchst du dir keine Sorgen zu machen, sie wird nichts verraten; aber Ma Beresford ist draußen im Lager und kann jederzeit reinplatzen.

»Ja«, sagte das Mädchen gehetzt. »Ich beeil mich schon. Ich hab da diesen Brief.« Sie wühlte in ihrer selbstgenähten Tasche, eine jener Taschen, wie sie die Leute von Oysters Reef immer trugen, grober Stoff mit Friedenssymbolen, Pentakeln und der Schreckenszahl 666 bestickt - das Malzeichen des Tiers aus der Offenbarung des Johannes -, die mit einem feurigen Kreuz durchgestrichen war; auch der Super-Opal in seiner Austernschale prangte darauf. Das Mädchen zog eine dünne, mit grünem Tesa zusammengeklebte Briefrolle aus der Tasche. »Ich hab keine Kuverts«, sagte sie. »Ich hab sie nie abschicken können. War zwar schon mal hier, aber ich weiß nicht, irgendwie hatte ich bei dieser Frau kein gutes Gefühl... bei dieser... Ma Beresford, nicht wahr? Also, die ist ja wohl keinem von uns so recht grün, oder? Die mag uns nicht. Und dann waren auch noch andere Leute da, und ich wollte nicht nach Umschlägen fragen, weißt du, weil... weil wir keine Briefe schicken dürfen, das ist verboten, nur Postkarten. Deswegen hab ich immer nur geschrieben und die Briefe versteckt und drauf gewartet, daß ich sie mal abschicken kann. Es sind nicht viele, wir haben ja nie Zeit. Ich hab halt einfach das Gefühl, daß ich dir trauen kann, warum weiß ich auch nicht. Na ja, wahrscheinlich, weil du auch schon mal dort warst.«

Flehentlich sah sie Mercy an, und Mercy blickte ebenso flehentlich zurück. *Nein*, bettelten Mercys Augen. *Nein, nein, bitte, verlang das nicht von mir, verlaß dich nicht auf mich.*

»Und weil...«, fuhr Amy fort, »Kannst du dich noch erinnern...? Damals am Reef...? Als Gideon dich die Leiter hochgeschleppt hat zur Versammlung, ich hab oben gestanden

und gewartet, weil ich wieder runtermußte... - das war absoluter Zufall, daß wir uns da begegnet sind, Oyster hat mich geschickt, gesagt, daß ich zurückgehen soll und... - jedenfalls hab ich deine Hand gepackt und gezerrt und dir rausgeholfen... und wir haben uns angeguckt...?«

Mercy schwieg. Gleich würde sie in Ohnmacht fallen. »Und in *dem* Augenblick hab ichs gewußt«, sagte das Mädchen. »Weil ich auch eine Auserwählte war, weißt du. Auch einer seiner Lieblinge, deswegen. Und ich hab auch gewußt, daß wir uns wiedersehen. Ich weiß nicht wie, ich habs einfach gewußt. Und auch, daß alles von dir abhängen wird. Es war wie... ich hab Gideon angeguckt und gesehen, daß ers auch weiß. Es war das erste Mal, daß ich da draußen jemand begegnet bin, der sichs eingestehen konnte... daß das alles, du weißt schon... daß das alles wahnsinnig ist...«

Mercy spürte etwas Bedrohliches in der Luft. Sie wogte. Bog Mercys Leib und legte ihn in Wellen. Sie fühlte, wie die Seekrankheit, die Luftkrankheit sie packte.

»Weißt du noch?«

»Ich kann mich an nichts erinnern«, erwiderte Mercy.

»Die Adresse steht auf dem Zettel«, sagte das Mädchen. »Kannst du sie vielleicht in Umschläge stecken und einwerfen... ich kann dir nur leider nichts für die Briefmarken geben, wir haben kein Geld, aber ich schenk dir einen Opal, oder zwei, und ich klau noch mehr, wenn du willst, aber vielleicht kannst du sie nach und nach einwerfen, damits nicht auffällt, du weißt schon!«

Das Mädchen legte die schlanke Papierrolle auf den Ladentisch, und als Mercy keine Bewegung machte, nahm es Mercys Hand und legte sie auf die Briefe. »Ich vertrau dir«, sagte sie. »Ich verlaß mich auf dich.«

Mercy war immer noch sprachlos. Sie nahm die Briefe, ließ ihren Blick über die Regale gleiten und verstaute sie hinter den verstaubten Spinat- und Rote-Beete-Dosen.

»Und da wär noch was«, sagte das Mädchen.

»Nein, bitte nicht.«Mercy war, als habe sich etwas in ihrer Luftröhre oder in ihrer Lunge verkeilt. Sie merkte förmlich, wie sie blau anlief.

»Ein Foto. Aber es gehört nicht mir, sondern Gideon. Angelo. Na ja, es war zwar meins, es war meine Polaroid-Kamera, ein Mann hat es für uns geknipst, dieser Typ, der draußen in den Breakaways lebt und ganz alleine Boulderopale abbaut... der wars.«

»Major Miner«, sagte Mercy.

»Aber Angelo hat mich gefragt, ob ers haben kann«, fuhr das Mädchen hastig fort, »weil er - ich rede von Gideon, du kennst Gideon doch, da draußen heißt Angelo Gideon - weil er es seinem Vater schicken will...« Sie preßte die Lippen zusammen, als müsse sie etwas zurückhalten, das einen verbotenen, aber unwiderstehlichen Zwang auf sie ausübte. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie erleichtert ich war, damals und danach«, sagte sie. »Ich meine, nach ner Weile zweifelst du an allem, was du denkst. Jeder tut, als wär alles ganz normal, und dann denkst du... du fragst dich... du hast Angst, es liegt nur an dir, denkst, daß *du* die Verrückte bist, daß dus einfach nicht raffst... und dann... und dann... hörst du irgendwann auf zu denken. Aber dann siehst du plötzlich jemandem in die Augen und fühlst dich so was von erleichtert! Seit damals verwenden wir heimlich unsere richtigen Namen, Angelo und ich, weißt du. Es ist wie... es fühlt sich an, als hätten wir ne Stange Dynamit in der Hinterhand. Wir zwei, Gideon und ich. Du erinnerst dich doch?«

Nein, denkt Mercy verzweifelt. Nein. Sie will sich nicht erinnern.

»Könntest du das Foto in ein Kuvert stecken und für ihn einwerfen? Die Adresse von seinem Vater steht auf der Rückseite.«

»Nein, hör mir mal zu...«

Das Mädchen ergriff Mercys Arm und drückte ihr das Foto in die Hand. In der Mitte, ganz in Weiß, erblickte Mercy Oyster, der von Gideon und Amy flankiert wurde, während im Hintergrund mehrere verschwommene Gestalten zu erkennen waren.

»Nein, bitte«, flehte Mercy. Sie wollte nicht an Gideon denken. »Du verstehst das nicht.«

»Du lebst doch hier«, sagte das Mädchen, noch leiser werdend. »Du kennst dich aus. Du wirst doch wissen, wie man von hier wekommt.«

Mercy spürte, wie ihr Herzschlag völlig aus dem Rhythmus geriet: erst langsam wurde, dann irrsinnig schnell, und schließlich auf geradezu schwindelerregende Weise stockte. Sie mußte einfach fragen. »Hast du meinen Bruder gekannt?« flüsterte sie. »Hast du Brian Given gekannt? Als ich am Reef war, war er nicht mehr da. Hat Gideon mir jedenfalls erzählt. Weißt du, was...« Sie konnte es nicht aussprechen. Konnte nicht fragen, ob Amy wußte, was aus ihm geworden war. So konnte man das nicht sagen. Solche Fragen mußte man vorsichtig formulieren. Jedes falsche Wort konnte negativ auf die Antwort zurückschlagen. »Weißt du, wo er ist?« fragte sie.

»Wo er ist«, wiederholte Amy mechanisch. Als sinne sie über die Anordnung der Worte nach. Doch sie schien die Frage verstanden zu haben. »Nein«, erwiderte sie düster, »ich weiß es nicht. Einen Brian hab ich nie gekannt. Wir haben dort andere Namen.«

»Ja. Ich glaub, er hat Emmanuel geheißen, aber ich bin mir nicht sicher.«

»Emmanuel?« meinte das Mädchen vage. »Nein, den hab ich nicht gekannt. Ab und zu verschwinden Leute. Einfach so. Man hört alles mögliche. Plötzlich sind sie... vor allem die Lieblinge. Ich heiße da draußen Rose von Sharon.« Sie schlug die Hände vors Gesicht, fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, hielt dann

zwei Büschel in den Fäusten und zog und zerrte. Ihre Hände zitterten. »O Gott«, sagte sie. »Zuerst war er so lieb, wie ein Vater war er zu mir. »Du bist meine kleine Rose von Sharon«, hat er immer gesagt, »mein Liebling«, und ich wünsch mir immer noch, kann einfach nicht anders, wenn er nach mir schickt, wünsch ich mir immer noch... obwohl ichs weiß...«

Plötzlich sank sie in sich zusammen, als ob die Sache mit den Briefen und dem Foto sie zuviel Energie gekostet hätte. Sie kaute an ihren Fingernägeln. Dumpf sagte sie: »Da draußen heiße ich Rose von Sharon. Vielleicht bin ich gar nicht mehr Amy.« Verwirrt starrte sie auf das Blut auf ihren Fingerkuppen. »Früher war ich mal Amy.«

Miss Rover, Miss Rover, betete Mercy. *Miss Rover, Miss Rover, Miss Rover, Miss Rover...*

Amy beugte sich zu ihr vor. »Wir wollen einen Jeep klauen«, sagte sie. »Kannst du uns dabei helfen? Ich geb dir zwei Opale, jetzt gleich.«

Die Worte blieben Mercy in der geschwellenen Kehle stecken, keuchend und hustend stieß sie sie hervor. »Das geht nicht«, flüsterte sie heiser. »Es geht nicht. *Es...*«- und dann befreiten sich die Töne und entluden sich in einem Schwall - »Guck mal, alles ist jetzt so seltsam, wirklich seltsam geworden, seit sie Miss Rover versetzt haben...«

Und das war schon so lange her, so entsetzlich lange, eine Ewigkeit. Als wärs in der Steinzeit passiert. In vorgeschichtlicher Zeit. Fast ein Jahr war es her.

»Angelo wollte einen Typen überreden, uns zu helfen... den, der dich vom Reef weggebracht hat, wie hieß er gleich wieder?«

»Donny Becker«, flüsterte Mercy.

»Genau, Donny Becker. Angelo wollte, daß er uns mitnimmt, wollte es riskieren... aber er hat sich verändert. Hats mit der Angst gekriegt, meint Angelo.«

»Nicht nur das. Er kann euch gar nicht helfen.« Mercy hörte ein Geräusch, Schritte, und stopfte sich das Foto in den Ausschnitt. Leise und rasch sagte sie: »Keiner kriegt mehr als eine halbe Tankfüllung auf einmal, außer Ma Beresford oder Mr. Prophet oder... wenn sie auf Einkaufstour gehen. Auch wenn ihr euch einen Jeep beschafft... es geht nicht, ihr kommt nicht mal bis Eromanga. Es sei denn, ihr klaut den von Bernie oder Ma oder Andrew Godwin - aber das würde nie...«

»Hilf uns, Benzin zu stehlen.«

»Das geht nicht. Außer der Zapfsäule da draußen gibts nur noch die Tanks auf den Farmen.«

»Farmen?«

»Dirran-Dirran, Jimjimba, die Ranches, die Schaffarmen von Mr. Godwin, Mr. Prophet... du weißt schon.«

»Nein, ich weiß gar nichts.«

»Na ja, von den Züchtern, den Farmern. Die beziehen ihr Benzin aus den Depots in Quilpie. Karren es in Vierundvierzig-Gallonen-Tonnen ran.«

»Hilf mir, eine zu klauen.«

»Unmöglich. Die passen auf wie die Luchse.«

»Wer?«

»Ich weiß nicht. Alle. Ma Beresford, Bernie, die Angestellten von Mr. Prophet, Andrew Godwin, die Kirchenältesten, einfach *alle*. Ich weiß nicht, wer alles. Alle sind auf der Hut. Und auch Oyster hat seine Spitzel, das weiß ich genau.«

»O ja«, meinte Amy bitter. Sie biß sich auf die Lippen. Mercy sah, daß sie sich die Nägel bis aufs rohe Fleisch abgekaut hatte. »Gibts nicht irgendwo einen Polizisten?«

Mercy lachte. »In Eromanga. Aber der ist Bernies Cousin.«

»Es muß doch irgend ne Möglichkeit geben«, sagte das Mädchen.

»Nein«, flüsterte Mercy. »Es gibt keine. Höchstens zu Fuß, und das wär euer Tod.«

»Dann geh ich eben zu Fuß«, versetzte das Mädchen ruhig.

Ma Beresford trat in den Laden, und Mercy wurde von einem plötzlichen Hustenanfall geschüttelt.

»Ich würd sie gern mit Luftpost schicken«, meinte Amy gelassen und legte eine Postkarte auf die Ladentheke. »Ist nämlich sehr wichtig.«

Sie betrachtete Mercy und lächelte. »Tschau«, sagte sie. »Und danke für alles.« Sie nickte und ging, blieb aber an der Tür noch einmal stehen und drehte sich um. »Tschau.«

»Ciao, bella, ciao«, rief Ma Beresford, und als die Tür ins Schloß gefallen war, wandte sie sich an Mercy: »Was war denn mit der?«

»Keine Ahnung«, meinte Mercy. Sie biß sich auf die Lippe. »Sind alle ein bißchen komisch, was?«

»Ausländer halt«, erwiderte Ma. »Ist doch klar, oder?«

Sie griff nach der Postkarte. »*Liebe Mom*«, las sie vor. »Ist euch schon mal aufgefallen, daß die Amis nicht mal ›Mum‹ buchstabieren können? Liebe Mom, Unser Leben hier ist echt umwerfend. Und gar nicht so, wie ichs erwartet hatte. Wenn man in einer absolut harmonischen Gemeinschaft lebt, wo jedes einzelne Gruppenmitglied seine Aufgabe so wunderbar erfüllt wie die Organe in einem Körper, dann ändert sich eben alles.«

Ma Beresford verdrehte die Augen. »Die haben doch alle nen Schlag weg. Hör dir das an!

Wir leben unter der Erde, im Schoß von Mutter Erde, aus dem Gottvater uns erschaffen hat. Du kannst dir nicht vorstellen, wie kühl es hier drunten ist, in den Stollen, wo wir arbeiten und schlafen. Über der Erde allerdings herrscht eine infernalische Hitze, etwa 120 Grad Fahrenheit. Hier draußen artet eben alles zum Extrem aus.«

»Schwachsinn. Völliger Schwachsinn«, sagte Ma. »Was ist denn an Outer Maroo extrem, Mercy? Extrem ist es hier nur, wenn du ne andere Vorstellung von normal hast.«

Darauf konnte Mercy nichts erwidern, Outer Maroo war die einzige Normalität, die sie kannte.

Später, viel später an diesem Tag, als sie einen Blick hinter die Dosen auf dem Regal riskierte, waren die Briefe verschwunden.

»Ma?« begann sie zögernd. »Hast du... äh...?«

»Was denn?« fragte Ma rasch.

»Ich... ach nichts. Ich hab was verloren. Ich dachte, ich hätt ein paar Briefe auf dem Regal liegenlassen...«

»Also wirklich, Mercy.« Ma Beresford tippte sich an die Stirn. »Ich weiß nicht, was du manchmal hast. Ständig find ich Briefe, die du vergessen hast. Aber ich werf sie immer für dich ein. Die kommen alle ins Faß.«

»Ahh...« stöhnte Mercy.

Ihr war kotzübel. Als müsse sie gleich in Ohnmacht fallen. »Was hast du denn?« fragte Ma scharf.

»Nichts! Gar nichts. Ich, ich... sie erinnern mich nur immer an Brian, das ist alles.«

»Es sind einfach zu viele«, meinte Ma irritiert. »Um Brian tuts mir echt leid, Mercy, aber das kommt eben dabei raus, wenn man sich zu sehr auf Religion versteift. Mein Gott, was regt mich der Sauhaufen auf! Meinetwegen könnten die alle in Rauch und Flammen aufgehen!«

Montagnachmittag

1

Allein im Laden nähert Mercy sich langsam dem verwaisten Fenster, vor dem jetzt kein Fremder mehr steht. Ihr Blick fällt statt dessen auf die kahle Stelle auf Mr. Prophets Hinterkopf. Er selbst lehnt an einem Verandapfosten, hält die Hand über die Augen und beobachtet Digbys Lieferwagen. Mercy hebt die Hand nach dem sauberen Oval im verdreckten Fensterglas, dem Durchguck, den der Fremde gemacht hat, und läßt die Fingerspitzen darauf verweilen. Aus der Erinnerung zeichnet sie mit dem Zeigefinger den Umriß seines Kopfes nach. *Sinnlich*, murmelt sie und läßt das Wort auf der Zunge zergehen. Sie stellt sich auf die Zehenspitzen und preßt die Lippen auf die Scheibe.

Und jetzt kann sie ihn, den Fremden, wieder sehen; hinter dem Lieferwagen schreitet er entschlossen in Richtung Pub (*schreitet*, denkt sie, *entschlossen*). Sie liebt seinen Gang. *Geschmeidig*. Wie sich ein Pferd bewegt, oder Wasser. Die Männer in Outer Maroo bewegen sich verkrampft, als ob ihnen das Gehen an sich schon peinlich sei, als ob sie lieber auf einem Pferd oder hinter dem Steuer eines Jeeps säßen. Dieses völlige Fehlen von Unsicherheit, das ist es, was Mercy an dem Fremden so verblüfft. Er kennt kein Zögern. Rote Staubwölkchen erheben sich zu seinen Füßen. Er schreitet aus, als sei er schon einmal in Outer Maroo gewesen, als kenne er die Stadt wie seine Westentasche, als wisse er und habe schon immer genau gewußt, was er zu tun hat. Und noch etwas ist spürbar - eine irgendwie verhaltene Energie. Er wird sich als einer der Zornigen entpuppen, denkt Mercy, und ihr stockt der Herzschlag, denn die Zornigen werden leicht zu Zielscheiben

und müssen als erste dran glauben.

Nicht mal auf der Veranda von Bernies Last Chance hält der Mann inne, dem Pub, dem noch niemals das Bier ausgegangen ist, weder bei Hochwasser noch während der längsten Dürreperiode des Jahrhunderts, denn genau die erleben wir momentan; wenn sie wollten, könnten sie sich alle Orden an die Brust heften, meint Ma Beresford. Nicht mal einen Schulterblick hat er für den Wagen, in dem er die fremde Frau zurückgelassen hat. Die Dunkelheit hinter Bernies Pendeltüren verschluckt ihn.

Und dort erwartet ihn Jess.

Später wird Jess ihr davon erzählen - Mercy weiß genau, was sie sagen wird - sie wird sagen, daß Mercy dieses Kribbeln unter der Haut nur deswegen verspürt, weil der Mann von draußen kommt. »Du findest doch alles toll, Hauptsache es ist nicht von hier«, wird Jess sagen. »Aber ob an der Küste oder sonstwo, die Menschen sind überall gleich.«

»Entschuldige bitte.« Jemand tippt Mercy auf die Schulter.

»Ah!« japst sie und fährt herum.

»Tut mir leid, ich wollte dich nicht erschrecken...«

»Nein, es ist nur...« Sie kann es nicht fassen, daß sie die Gittertür nicht gehört hat. Wieder mal völlig weggetreten, würde Ma sagen. »Ich hab Sie nicht reinkommen hören.«

Es ist die Fremde, die Frau in Weiß, die mit dem zerbeulten Strohhut und dem zerknitterten Band, das völlig zerkaut ist, wie Mercy jetzt sieht.

»Ob ich wohl...« Die Frau wankt, faßt nach einer Getreidetonne und läßt sich langsam daran hinabgleiten, bis sie auf dem Boden sitzt. »Es tut mir furchtbar leid«, sagt sie. »Ich fühl mich nicht besonders - die Hitze... Ich fühl mich so gräßlich - als müßt ich gleich ohnmächtig werden.«

Mercy läuft hinter den Ladentisch. Sie holt die Eiswürfelschale aus dem Kühlschrank und greift in das kleine

Regal hinter der Registrierkasse, in dem Ma Beresford ihren Flachmann aufbewahrt. Die Frau vor der Getreidetonne ist zwar noch nicht ohnmächtig geworden, aber in sich zusammengesackt.

»Gewöhnt man sich eigentlich je an diese Hitze?« murmelt sie. »Na, muß man wohl.« Ihre Augen sind geschlossen. Sie hat sich zusammengerollt wie ein frisches Blatt.

»Hier«, sagt Mercy und hält ihr das geöffnete Fläschchen an die Lippen. Die Frau schluckt. Brandyrinnsale und -nebenrinnsale laufen ihr übers Kinn. Mercy kippt eine Handvoll Eiswürfel aus der Schale und läßt sie der Frau in den Ausschnitt gleiten

»Ahh! Äh! Äh!« keucht die Frau, springt auf und zerrt heftig an ihrem Kleid. Wie Schnellfeuer hört es sich an, als die Eiswürfel zu Boden prasseln.

»Tut mir leid«, sagt Mercy. »Aber es funktioniert.«

Beim Anblick der herumhopsenden Frau, die sich mit Daumen und Zeigefingern das Kleid vom Leib hält und ein Sandalen-Stakkato auf die Bretter legt, muß sich Mercy die Hand vor den Mund halten, sie kann nicht anders, sie muß einfach kichern.

Die Augen der Frau weiten sich verzweifelt... und dann - plötzlich - erheitert. Sie beginnt zu lachen, Mercy stimmt bedächtig ein, aber ihr Gelächter verselbständigt sich, kreist und spiralt sich in die Höhe, beginnt immer schneller zu rotieren, wie etwas von ihnen Abgetrenntes, ihrer Kontrolle Entzogenes, es hüpf und tanzt und neigt ihnen seinen mitreißenden Wirbel zu, saugt sie in seinen Strudel, und erschöpft klammern sie sich aneinander. Der Laden ist wie ein leeres Theater voller wachsamer, aber wohlwollender Dinge. Mercy und die Frau stützen sich auf die Getreidetonnen und aufeinander und wischen sich die Augen. Das Wasser läuft ihnen über die Backen. Sie lachen Tränen.

Und dann, von einem kaum wahrnehmbaren Punkt an, bemerkt Mercy, daß die Frau keine Lachtränen mehr weint, sondern nur noch heult. Still und erstickt schluchzt sie vor sich hin. Mercy beißt sich auf die Faust, weil ihr das Gelächter, so selten es inzwischen auch ist, stets nur wie der brackige Schaum einer großen Welle des Schmerzes erscheint, einer Flutwelle, einer Woge, die sie hinabzieht, über sie hinwegspülen wird wie die Welle, die einst ihre Mutter heulend und hustend im Sand zurückließ, damals, als man ihre Mutter in der unglaublich fernen Kindheit ihrer Mutter einmal ans Meer mitnahm.

»Tut mir leid«, sagt die Frau schließlich. »Tut mir leid. Sonst bin ich gar nicht so. Ich weiß nicht, was mit mir los ist.«

»Macht doch nichts«, erwidert Mercy. »So gehts den meisten, wenn sie zum erstenmal hier rauskommen. Sie werden sich dran gewöhnen. Möchten Sie vielleicht ne Tasse Tee?«

»Nein, nein, mach dir keine Umstände. Ich werd eine trinken, sobald ich ein Zimmer gefunden habe. Wo kann man hier eigentlich übernachten?«

»Nur im Pub«, meint Mercy unsicher. »Aber das ist kein - für Damen ist das nicht geeignet.«

»Damen«, sagt die Frau verwundert und mit derart feinem Spott, daß Mercy begreift, daß sie dieses Wort nie wieder benutzen kann, weil ihm immer der Beigeschmack des Lächerlichen anhaften wird. »Und wo steigen dann die Damen ab?«

»Nun ja, äh, die steigen hier nicht... Wir hatten nie... außer ganz am Anfang, wissen Sie, die jungen Frauen, und die haben alle draußen am Ree... aber später dann nicht mehr. Also, ich mein nicht die, die sich nur hier umgucken, da war nie ne Frau dabei, das waren nur Männer.«

»Die sich hier umgucken«, sagt die Frau langsam, vorsichtig. Mit gestrafften Schultern lehnt sie sich an das Faß und mustert Mercy. »Was meinst du denn damit?«

»Also... ich hab damit nicht gemeint...« Mercy preßt die Hände zusammen. *Warum hab ich das bloß gesagt? Warum hab ich meine blöde Klappe nicht halten können?* Sie reißt rasch die Augen auf und zuckt die Achseln. »Ich mein damit nur, daß sich hier öfter mal jemand verirrt. Und solche Leute kommen dann und gucken sich nach ner Mitfahrgelegenheit nach Windorah oder Quilpie um, wissen Sie. Oder nach Opalen. Aber das waren immer nur Männer.«

»Ich suche jemanden«, sagt die Frau. »Ich habe ein Foto dabei.«

»Nein«, sagt Mercy. »Das hat keinen Sinn. Zeigen Sies mir lieber nicht.«

»Wie bitte?« Die Frau ist bestürzt. Sie runzelt die Stirn, konzentriert, verständnisheischend.

»Ich...« Aber Mercy hat keine Ahnung, was sie ihr sagen soll. Und dann fällt ihr doch etwas ein. »Sie müssen wieder mit Jake zurückfahren. Gehen Sie gleich zu ihm und sagen Sies ihm. Bitte. Sie müssen.«

Goldene Stäubchen tanzen zwischen ihnen in der Abendsonne. Auf einmal nimmt Mercy den heftigen Geruch des Getreides wahr, riecht den scharfen, durchdringenden Gestank der Sättel und Stiefel, das Aroma von Zimt, Thymian und Rosmarin, all diese Düfte driften einzeln und als Konzert vom Gewürzregal zu ihr herüber, als ob all ihre Sinne erwartungsvoll auf Zehenspitzen stünden, und der blaue Schwall des aufgerollten Stoffballens braust wie Meeresrauschen an ihr Ohr, und jeder einzelne weiße Faden im Kleid der Frau ist so scharf konturiert und klaviersaitenfein, daß es ihr durch und durch geht.

Die Frau verharrt reglos und wachsam wie eine Katze, die ihre Beute belauert. Ohne ihre gräßliche Aufmerksamkeit zu vermindern, ohne Mercy auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen, greift sie in ihre Tasche, wühlt darin herum und zieht

ein Foto heraus. Sie hält es ihr hin. »Ich suche Amy«, sagt sie.

Mercy sieht die Regale in Ma Beresfords Laden aufeinander zutaukeln, die Wände kippen, sieht, wie der Boden zu wogen beginnt. Sie schließt die Augen. Atmet tief durch. Als sie sie wieder aufschlägt, hat sich alles beruhigt. Sie wird sich das Foto nicht ansehen. Warum, überlegt sie, richten sich Staubpartikel im Sonnenlicht eigentlich immer parallel aus? Ist dazwischen denn kein Staub? Könnte man nicht so auch sein Leben ordnen, bloß eine winzige Veränderung vornehmen, eine kleine Verschiebung, damit es ins Freie führt? Hätte sie, hätten andere vor ein paar Monaten, einem Jahr, zwei Jahren auch nur ein paar winzige Schritte unternommen... wie anders sähe jetzt vielleicht alles aus. Aber wie soll man denn wissen, welchen Erdrutsch man durch das Anstoßen eines Kieselsteins auslöst oder abwendet? Kann sie das Leben dieser Frau auch nur mit der Fingerspitze berühren? Kann sie auch nur einen Tag im Leben dieser Frau so beeinflussen, *daß* sie aus der goldenen Bahn, in der die rasenden Staubkörnchen zusammenstoßen und aufeinanderprallen, hinausgeschleudert wird in den stillen Raum, wo nichts mehr geschieht?

Sie faltet die Hände, papieren fühlen sie sich an in der trockenen Luft. Sie würde ja beten, wenn sie könnte; aber dort, wo ihr Gott einst sein launisches Ohr zuneigte, ist jetzt nur noch ein Brandfleck. Über ihre verzweifelt gefalteten Hände hinweg blickt sie die Frau an. »Bitte fahren Sie heut abend wieder zurück«, sagt sie.

»Warum?«

»Darum.« Sie beginnt, auf sie einzureden. »Weil sie sonst monatelang hier festsitzen, weil es gräßlich sein wird. Hier gibts einfach nichts... vor allem nicht für eine Frau... und man ist nicht besonders freundlich zu Fremden.« Unter dem forschenden Blick der Frau gerät sie ins Stocken. »Darum eben. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Begreifst du eigentlich«, sagt die Frau ernst, »daß das der erste Hoffnungsschimmer für mich ist?«

»Hier gibts keine Hoffnung«, versetzt Mercy. »Nicht in Outer Maroo.«

»Amy ist sozusagen meine Tochter. Das ist sie zwar nicht wirklich, aber ein paar Jahre lang war sie meine Stieftochter. Aber wie auch immer, für mich ist sie meine Tochter. Und nichts sonst. Und aus den verschiedensten Gründen bedeuten wir uns...« Sie betrachtet Amys Foto. »Schon seltsam, wie nah Haß und Liebe beieinanderliegen, da ist nur ein dünnes Häutchen dazwischen. Hast du das gewußt?«

»Ja«, erwidert Mercy.

Die unstedet flackernden Augen der Frau mustern sie interessiert. »Dazu bist du aber noch ziemlich jung.«

»Ich... ich wollt nicht... ich hab das nur so gesagt, nur höflichkeitshalber.« Die Frau zieht die Augenbrauen hoch, wirkt plötzlich hellwach, und Mercy fühlt sich gezwungen hinzuzufügen: »Doch, ja, ich weiß es. Ich würds lieber nicht wissen, aber ich weiß es eben.«

Die Frau nickt. »Ich will dich nicht aushorchen.« Sie seufzt. »Was immer mit Amy geschehen ist, ich muß es rauskriegen, begreifst du das? Ihren letzten Brief hat sie aus einem gewissen Quilpie abgeschickt. Quilpie hab ich gefunden. In diesem letzten Brief hat sie geschrieben, daß sie weiter nach Westen will, und zwar an einen Ort namens Oysters Reef. Seitdem hab ich nichts mehr von ihr gehört.«

»Aber Sie sehen doch, daß es diesen Ort gar nicht gibt«, sagt Mercy heftig. »Das ist so wie... wie El Dorado. Diesen Ort gibt es nicht.«

»Wirklich nicht?«

»Nein. Nein, wirklich nicht. Ganz bestimmt nicht.«

Die Frau hält ihr das Foto unter die Nase, und Mercy wendet

den Blick ab.

»Hast du sie gesehen?«

»Nein«, erwidert Mercy.

»Du hast gar nicht hingeguckt.«

»Hier gibts keine Fremden.«

»Sieh mal«, sagt die Frau ruhig, »ich hab schon... Wenn man so lange keine Nachrichten hat... dann ruft man Botschaften an, liest Zeitungen, hat Alpträume, ruft bei der Polizei an, schreibt Bittbriefe, schreibt Drohbriefe, und dann hört man auf zu schreiben, dann fängt man an zu beten, zündet Kerzen an, geht zu Kartenlesern, zieht sich erschöpft in seine vier Wände zurück, man muß es einfach wissen. Und schließlich bucht man ein Ticket. Ich hab mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ihr womöglich das Schlimmste zugestoßen ist. Aber egal, was passiert ist, ich muß es wissen. Ich muß es wissen. Begreifst du das?« Ganz leise, wie ein Mantra, beginnt sie die Worte zu wiederholen. »Ich muß es wissen, ich muß es wissen...«

»Bitte«, bittet Mercy. Sie beugt sich vor und legt der Frau die Hand auf den Mund.

Die Frau sieht sie an und sagt langsam und ruhig: »Ich bleibe, bis ich weiß, was passiert ist.«

Mercy stößt einen mächtigen Seufzer aus.

»Also muß ich mir wohl ein Zimmer im Pub besorgen.«

»Nein, da können Sie nicht bleiben«, sagt Mercy. »Das geht wirklich nicht.« Sie faßt einen jähen und verrückten Entschluß. »Sie können bei uns wohnen. Wir haben ein freies Zimmer, jetzt, wo Brian... jetzt, wo mein Bruder weg ist. Ich nehm Sie mit nach Hause, es ist nicht weit. Aber ich muß... vorher muß ich den Laden absperren.«

Plötzlich verspürt sie einen heftigen Energieschub. Es ist noch eine Unmenge zu tun: sie muß das Geld in der Registrierkasse zählen, es im Safe einsperren, Türen und Fenster verriegeln.

Danach führt sie die Frau zum verbeulten Pickup. »Sie müssen auf meiner Seite einsteigen und rüßerrutschen«, meint sie entschuldigend. »Die Beifahrertür klemmt.«

Als man auf der Straße auf sie aufmerksam wird, wirft sie trotzig den Kopf zurück. Und als sie den Wagen startet, taucht Mr. Prophet neben ihr auf. Gequält und verblüfft starrt er sie an, doch Mercy tut, als bemerke sie es nicht.

»Mercy«, ruft er tadelnd, und beugt sich durchs offene Fenster, beugt sich weit zu ihnen hinein. Mercy läßt den Motor aufheulen. Sie schenkt ihm ein bedauerndes Lächeln und verschanzt sich hinter dem Bollwerk des Motorenlärms. Er rüttelt an der Tür.

»Mercy!« brüllt er.

Er faßt nach dem Lenkrad, aber der Wagen stößt heftig zurück, als habe sie versehentlich den falschen Gang eingelegt, und Mr. Prophet bleibt schockiert stehen und starrt auf seine Hand. »Ach je, tut mir leid«, ruft Mercy, doch der Pickup beachtet sie gar nicht und setzt übermütig und schlingend zu einem gewaltigen Sprung nach vorn an.

»Du handelst unklug, Mercy. Fremde gehören... Mercy!«

Mercy tritt aufs Gas, und der Pickup verschwindet in einer roten Staubwolke.

Die Frau wirkt völlig perplex. Nach einigen Minuten meint sie ein wenig verwundert: »Bist du nicht ein bißchen jung zum Fahren? Und vor allem so. Wann macht man hier eigentlich seinen Führerschein?«

Mercy lacht. »Mit so was geben wir uns in Outer Maroo gar nicht ab. Wir fahren, sobald wir übers Lenkrad gucken können.«

»Wie heißt du eigentlich?« fragt die Frau hustend.

»Mercy Given. Entschuldigen Sie wegen dem Staub. Wenn die Fenster oben sind, ist es besser, obwohl es dann heißer ist. Ein blöder Name, ich hasse ihn.«

Die Frau lächelt. »Amy haßt ihren auch. In dem Alter findet jeder seinen Namen gräßlich. Ich heiße übrigens Sarah. Sarah Cohen. Wie...« Aber Staub gerät ihr in die Lungen, und sie kriegt einen Hustenanfall.

»Kurbeln Sie das Fenster hoch.«

»Ja, Tschuldigung.« Als der Husten nachläßt, fragt sie: »Wie alt bist du?«

»Sechzehn.«

»Amy war siebzehn, als sie weggegangen ist. Erst siebzehn. Aber das ist schon vier Jahre her.«

Mercy beschleunigt. Schon läßt ihre Verwegenheit sie im Stich. Was *hab ich getan*? Sie fährt schneller. Rings um den Wagen erhebt sich der Staub wie eine rote pilzförmige Wolke. Mercy verläßt die ungeteerte Straße und biegt auf einen von Kängurubäumen und Akaziengruppen gesäumten Weg ein. Salzbushsträucher schrammen am Wagen entlang. Vor ihnen liegt ein langgestrecktes niedriges Haus mit Veranden.

»Erstaunlich«, sagt Sarah. »Wie eine winzige grüne Oase. Wie ist so was möglich?«

»Brunnenwasser. Sehen Sie das gebogene Rohr, das neben der Veranda aus dem Boden ragt? Das ist der Brunnen. Wir haben nur zwanzig Meter tief bohren müssen, wir hatten Glück. Äh... meine Eltern... also... sie sind ein bißchen... Wir sind nicht an Besucher gewöhnt. Und in der letzten Zeit, nach all dem Ärger... ich mein, die Dürre und so. Alle sind fix und fertig. Wahrscheinlich sind sie ein bißchen durcheinander, ein bißchen nervös. Nehmen Sies bitte nicht persönlich.« Sie schaltet den Motor aus, sagt, quasi um Sarah vorzuwarnen:

»Ähm... mein Vater ist Pastor. Das heißt, er wars. Früher mal. Das heißt, äh,... Ich fürchte, er wird aus der Bibel vorlesen und...«

Zwei Hütehunde stürzen wild und ausgelassen auf den Wagen

zu. Mercy muß brüllen, um sich Gehör zu verschaffen.

»Und nach dem Essen wird gebetet und so was. Na ja, nicht gebetet vielleicht, nicht richtig, nicht mehr, jedenfalls nicht laut... *Exodus! Leviticus! Ruhe!* Die Gemeinde hat sich gespalten, und mein Vater ist... *ausgestoßen* worden, so nennen sie das, *exkommuniziert* worden, aber sie... *Leviticus! Hör auf!* - sie ziehen trotzdem das volle Programm durch. Sie können sich ja entschuldigen. Sie werdens Ihnen nicht übelnehmen. Sie sind nicht wie Mr. Prophet. *Exodus, du Spinner! Raus hier!*«

»Ist schon in Ordnung. Ich mag Tiere. Was für ein Satz!« Dennoch taumelt Sarah ein wenig unter der stürmischen Begrüßung des Hundes. »Wer ist denn Mr. Prophet?«

»Der Mann, der sich zum Fenster reingebeugt hat, der uns aufhalten - Exodus, raus mit dir!« Mercy öffnet die Tür. »Er ist der Gemeindeälteste vom Betsaal. Na ja, er hat sich selber dazu ernannt.« Jetzt verläßt sie die manische Energie, verflüchtigt sich restlos. Sie fühlt sich schwach. Was *hab ich getan? Und nur weil es mir Spaß macht, Mr. Prophet zu ärgern.* Klar und deutlich wie eine Fata Morgana sieht sie etwas über der Kühlerhaube des Wagens schweben: drei neugeborene Kälber mit zittrigen Beinen und sanften Gesichtern. Sie haben die großen, strahlenden, verwirrten Augen von Tieren, die während der Dürre geboren worden sind, die Augen ihrer Eltern, Sarahs Augen. Sie starrt sie an. Ein Raubvogel stößt auf sie herab, und sein Schnabel ist direkt auf ihre Augen gerichtet. »Mmh... hören Sie mal«, sagt sie, »vielleicht ist es doch keine so gute Idee.« Ihre Hände zittern. »Vielleicht sollte ich Sie lieber wieder zurückbringen.«

»Das mit dem Beten stört mich eigentlich nicht«, erwidert Sarah. »Interessiert mich sogar, weil Amy mir davon geschrieben hat. Ich will verstehen, was sie so fasziniert hat. Das alles ist absolutes Neuland für mich, also, dieser protestantische Mystizismus, obwohl ich natürlich mit dem chassidischen, orthodoxen und Lubawitscher durchaus vertraut bin... kannst du

dir ja denken, wo ich Jüdin bin.«

»Jüdin?« Mercy runzelt verwirrt die Stirn. Einen Moment lang vergißt sie die Fata Morgana und dreht sich um. »Sie meinen, so wie im Alten Testament?« Als sie sich wieder umblickt, sind sowohl die Kälber als auch der Vogel in einem Luftloch verschwunden.

Sarah lacht. »Das wohl nicht gerade, nein. Ich bin nur die typische, nichtpraktizierende amerikanische Jüdin, obwohl meine Schwester ultraorthodox geworden und nach Israel gezogen ist, was meine Eltern mehr erschüttert hat als meine Heirat mit einem Christen.«

»Ich wußte gar nicht, daß es noch Juden gibt«, sagt Mercy verblüfft.

Sarah starrt sie an. Sie preßt die Fingerkuppen an die Schläfen. »Was ist denn das für ein komischer Geruch?« fragt sie zerstreut.

»Ach, das. Das ist der alte Fuckatoo«, erwidert Mercy. »Ist wieder mal im Anzug.«

Hinter den Pendeltüren von Bernie's Last Chance ist das Dunkel zum Greifen dicht; es riecht nach Pilzkulturen. Nick erinnert sich an die Glaskästen im Keller seiner Großmutter, an die Kühle, den süßen moschusartigen Champignongeruch, die perlweißen Kappen, die aus dem Humus sprossen; er denkt an den kleinen Alkoven hinter dem Bogen, unter dem er den Kopf einziehen mußte, an die Spinnweben, die hohen Stapel staubverkrusteter Wein- und Ouzoflaschen und die feuchte Steinmauer dahinter, die immer ein wenig schwitzte. Der Mief in Bernie's Last Chance ist der gleiche, ein üppiger Geruch, der an Komposthaufen und hefige Bierpfützen erinnert, ins Pilzige changierende Körpergerüche, an Champignons und Weindunst - alles vermischt sich und überfällt ihn wie ein Schwindel, wie Heimweh. Er gleitet zurück zu jener Zeit, jenem Moment, als er mit seinem kleinen dreijährigen Sohn, seinem in Melbourne geborenen, durch und durch australischen Sohn sein griechisches Heimatdorf besuchte. »Der wird sich sein Leben lang Ärger einhandeln«, sagt seine Großmutter, und schon klettert Angelo, furchtlos und destruktiv von Anfang an, eine Flaschenpyramide hinauf, forscht mit irrem, glitzerndem Blick nach dem Goldtopf am Ende des Weinkellers, schon vor seinem ersten Schuljahr dem Untergang geweiht.

Über zwei Jahrzehnte hinweg dringt das Geräusch an Nicks Ohr, ein Summen wie das Murmeln von Mönchen, zunächst nur ein leiser Singsang, dann sonor, grollend, bedrohlich anschwellend, als die Flaschen in Bewegung geraten. Er hört Angelos Schrei. Im Pub in Westqueensland beginnt er zu taumeln, streckt instinktiv den Arm aus und schafft es irgendwie und gerade noch, seine halbe Portion von Sohn der Katastrophe zu entreißen (in letzter Sekunde, denkt er sarkastisch,

hoffentlich auch diesmal, und bekreuzigt sich im Geiste.) Die Weinflaschenwand schwankt wie eine unter Wasser gesetzte Sandburg, gibt nach, senkt sich, beginnt zu rutschen, und obwohl der ganze Keller von Flaschen überschwemmt ist, zerbrechen nur wenige. Sie kullern und schlittern über den Steinfußboden, und Angelo klammert sich schluchzend an ihm fest.

»Den kannst du nie aus den Augen lassen«, sagt seine Großmutter. »Nie. Liegt in der Familie, liegt im Blut.« Zerstreut streicht sie Angelo übers Haar, starrt auf einen fernen Punkt jenseits der Kellermauern, und er weiß, daß sie wieder an der Ägäischen Küste ist, bei ihrem Bruder, dem, der ertrunken ist. »Alle lieben die Schwierigen«, seufzt sie. »Das ist ihre Begabung. Ihr Trick.« Sie fährt Angelo übers Gesicht. »Er hat dieselben Augen wie mein Bruder, denselben Mund. Er wird uns noch mal das Herz brechen, der Kleine. Paß auf ihn auf, Nikos.«

Manchmal denkt Nick minutenlang, daß sie ihn irgendwann umbringen wird, diese Angst um Angelo, dessen weiche Händchen seinen Hals so fest umschlingen, daß er kaum Luft bekommt. Angelos Handgelenke sind so zart wie die Knochen eines Vögelchens. Manchmal spürt Nick, wie seine Adern sich förmlich krümmen und verdrehen vor Angst um diesen Sohn, den er so unbedingt vor Schaden bewahren will.

»Wer weiß, wenn du sehr wachsam bist, Nikos...«, meint seine Großmutter skeptisch.

»Angelo«, flüstert er seinem Sohn ins Ohr. »Angelo, willst du mit meinen Bleisoldaten spielen? Deine Urgroßmutter hat sie aufgehoben.«

Angelo hört auf zu weinen. Er überlegt. Lächelt vorsichtig. Er windet sich aus Nicks Armen und beginnt mit den verstreuten Flaschen zu spielen, rollt sie mit strahlendem Lächeln sachte hin und her.

»Aber am Ende sind sie doch nicht zu retten«, seufzt Nicks

Großmutter. »Die nicht.«

»Wahnsinnshitze, was?« fragt Bernie.

»Wie?« Schwindel, Benommenheit, Flaschen, die wie Kegel auf ihn herabprasseln, Angelos Gesicht, Angelos bettelnde Augen, Angelos Vogelknochengelenke: er muß sich am wirbelnden Tresen festhalten.

»Kleiner Sonnenstich, was?« sagt Bernie. »Setz dich mal lieber hin, Kumpel.«

»Oh. Sie haben recht«, stöhnt er. »Brauch nur was zu trinken.« Er ist erleichtert, daß ihm die Worte ohne besondere Willensanstrengung über die Lippen kommen. Drück auf einen Knopf; und du kriegst ne Reaktion.

»Power's?« fragt Bernie. »Cooper's? Oder das gute alte Four-X?«

»Four-X. Jaa.«

Sein Hirn und die Art, wie es mit Sprache umgeht, verblüfft ihn, wie die verschiedenen kleinen Abteilungen da oben Sätze aufnehmen, weiterverarbeiten, ohne jede Übersetzung begreifen und automatisch die Antwort in der jeweiligen Landessprache zurückfunken. Diverse Mikrochips, nimmt er an, und mit phänomenaler Präzision mit sämtlichen Sinnesorganen verdrahtet. Den Geruch in Großmutter's Keller riechen, griechisch denken - eine Mango essen, australisch reden; und plötzlich wirst du von einem Moskito gestochen oder kriegst Buschfliegen in den Mund, und schon fluchst du in wüstestem Queensländisch.

Einmal hatte sich ein Tourist, ein Amerikaner, Gräcoamerikaner allerdings, der aus demselben Dorf stammte wie Nick, zufällig in seine Taverne verirrt. Nick erkannte ihn nicht, jedenfalls nicht bewußt, und dem Gast erging es ebenso. Fast vierzig Jahre zuvor waren sie eine Weile miteinander zur Schule gegangen, denn Nick war noch ein Kind gewesen, als seine Eltern nach Australien auswanderten. Seit damals hatten

sich Nick und der Mann aus seiner ersten Schulzeit nicht mehr gesehen. Und es gab nichts, was ihrer Erinnerung auf die Sprünge half, nichts, was diesen Besucher von zwanzig anderen an den Tischen ringsum unterschied, außerdem hatte sein Englisch einen starken amerikanischen Akzent, und trotzdem sprach ihn Nick, ohne darüber nachzudenken, auf Griechisch an, was den Mann ziemlich verwunderte. Und ihn ebenso.

»Hier, mein Freund«, sagt Bernie und schiebt ihm ein Four-X über den Tresen.

Immer noch kann Nick fast nichts erkennen in der Dunkelheit: nur ein paar graue Schemen und den matten Schimmer der Messingfußstütze am Tresen. Vielleicht hat ihm die Sonne die Netzhäute versengt. Würde ihn nicht überraschen nach all den Stunden in diesem Backofen von Lieferwagen, auf dieser ausgedörrten roten Schwemmebene, unter dieser barbarischen Sonne, diesem brutalen Licht. Das Licht von Westqueensland gleicht dem einer Verhörzelle, denkt er, und bei der Erinnerung wird ihm übel. Ein heftiges Gefühl von Klaustrophobie packt ihn, während sich der Militärpolizist über ihn beugt, das grelle Zellenlicht ihn blendet. Warum hat er diese zeitlich so ungünstige Reise nach Albanien gemacht? Einem Freund zuliebe, sicher; aber nicht auch wegen des Risikos?

Das Risiko, denkt er: Es ist nicht nur ein Aphrodisiakum, nicht nur ein Benzedrin-Rausch, sondern auch das beste Schmerzmittel, das es gibt. Warum also sollte ihn Angelos Leben überraschen? (*Es liegt im Blut*, seufzt seine Großmutter.) Die Schwäche des Jähzorns, etwa in wahnwitziger Wut einen Baum anbellend, der definitiv und absolut der falsche ist: das ist die Erblast, die direkt vom Vater auf den Sohn übergegangen ist. Und natürlich die verdammten Familienlegenden, die immer wieder aufgewärmt wurden. Schworen sie Angelo nicht auf Selbstzerstörung ein? Nick nimmt einen Schluck Bier und ist beinahe dankbar dafür. Fast. Seiner Ansicht nach schmeckt Bier kaum besser als Leckwasser, aber andere Länder, andere...

Sinnliche Reminiszenzen sind strapaziös. Genauso gefährlich wie ein Sonnenstich. Können einen umhauen. Dankbar nimmt er noch einen Schluck von dem widerlichen Bier. Andere Länder, andere... und in Australien erst recht, denn die Toleranz für fremde Maßstäbe ist nicht besonders ausgeprägt. Oh, er kann sich vorstellen, was geschähe, wenn er in einem Outback-Pub nach einem Glas Ouzo und einer Schale Oliven verlangen würde. Er schließt die Augen und sieht ein rotes Netz sich verzweigender, im Kreis fließender Flüsse, vielleicht die blutunterlaufene Fotografie all der ausgetrockneten Flußbetten, die er in den letzten paar Wochen passiert hat.

Wenn er blinzelt, sieht er unmittelbar vor sich Bernies Gesicht und etwas weiter weg eine wachsame, stumme Runde: drei Männer lehnen am Tresen, ein paar am Billardtisch und einige weitere an den Barhockern neben den Fenstern mit den geschlossenen Läden. Kein Laut ist zu hören, keine Bewegung, aller Augen sind auf ihn gerichtet. Einen Moment lang fragt er sich, wie es wohl wäre, wenn er sich nicht so fremd und *gebrandmarkt* fühlte. In Australien ist das nicht nur eine Sache der Geburt. Seit seinem siebten Lebensjahr lebt er in diesem Land; Angelo ist hier geboren. Ich würd einfach mal gern ohne diesen Bindestrich leben, hat Angelo irgendwann zu ihm gesagt. Gräco-Australier. Aber er ist ihnen geblieben.

»Ich suche ein Zimmer«, sagt Nick und fühlt sich verlegen unter all den Blicken, weil er weiß, daß ihn seine Vokale, dieser Akzente-Mischmasch verdächtig machen: diese Mischung aus breitem Australisch, das er in dem kurzen, formelhaften Bargeplänkel wohl ziemlich gut hingekriegt hat, und etwas Fremdem, einer Unterströmung von nichtlokalisierbaren Lauten. In Wirklichkeit aber verrät ihn seine Syntax. Immer wieder. Denn zu Hause, mit den Eltern, hat er stets Griechisch gesprochen. Und obwohl er sein ganzes Leben hier verbracht hat, kann es immer noch geschehen, daß ihm Sätze von verquerer Förmlichkeit entschlüpfen, vor allem dann, wenn er

um keinen Preis auffallen will.

»Wo kommst du her?« fragt Bernie.

»Brisbane«, antwortet er knapp.

»Brisbane?« Erzähl das mal deiner Großmutter, suggeriert Bernies Ton.

Nick nimmt einen Schluck Bier und schweigt.

»Brisbane«, wiederholt Bernie spöttisch.

»Richtig, Kumpel. So ungefähr jedenfalls. Nordküste, ums genau zu sagen. Noosa Heads. Hab da ein kleines -«

»Vorher, mein ich.«

»Oh, hab mich überall rumgetrieben«, sagt Nick leichthin. »Ich bin in Melbourne geboren«, - was nicht mal allzu stark von der Wahrheit abweicht, bloß sieben Jahre - »ja, Ausgangshafen war Melbourne. Aber danach hab ich das ganze Land unsicher gemacht.« Wenigstens *das* hat er in Australien gelernt: wie man Sprüche klopft, neugierigen Fragen ausweicht, sich nach Art der Australier hinter seinen Worten versteckt, so daß jedes Verhör von einem abgeleitet wie Wasser von einem Entenrücken, ohne ein Federchen zu zausen, weder ein eigenes noch ein fremdes. Er spürt förmlich, wie sich die Luft im Raum umschichtet. Wie man ihm argwöhnisch Platz macht. Die passende Wendung, die obligate Prise Slang, das richtige Intonationsmuster,... das wirkt wie die Berührung von Aladins Wunderlampe. Schon heißt es: *Sesam, öffne dich*.

Nicht daß seine Melbournier Geburt ihm hier groß zustatten käme. Sie hassen alles, was anders ist, diese Australier. Ob Melbourne oder Athen, für diese Hinterwäldler ist das im Grunde das gleiche.

Bernie schiebt ihm ein etwas zerknittertes Blatt und einen zerkauten Kugelschreiber über den Tresen. »Füll das mal aus«, sagt er. »Für das Zimmer. Wie heißt du?«

»Nick.« Er malt vier Druckbuchstaben aufs Papier.

Inzwischen nennt er sich selber schon so (identifiziert sich mit diesem Nick), vor allem in *Nick's Taverna*, dem nobelsten Restaurant in Noosa Heads mit griechischer Küche und einem Eintrag in *Places to Eat in Australia*. »Nick McCree«, sagt er und schreibt es in Blockbuchstaben hin, da einem ein Nikos Makarios auf einem Barzettel nirgends von Nutzen ist, und mit Sicherheit nicht hier, zwischen Warrego und Barcoo.

»Ire«, konstatiert Bernie trocken, der es verkehrt herum entziffert hat. Er zieht die Braue hoch, blickt kurz in die Runde und bohrt die Zunge in die Backe. »Ire, wer hätte das gedacht?«

»Nur väterlicherseits«, meint Nick gelassen. Fang sie in ihrem eigenen Aberglauben! Pack sie bei ihren geheiligten Traditionen! Mit ein bißchen Ironie gewürzt, schmeckt ihm das Bier gleich besser. Im Nu fühlt er sich wohler. (*Es liegt uns im Blut*, erinnert ihn seine Großmutter. *Die Katastrophen verfolgen und locken uns wie Sirenen, aber in jeder Generation gibts einen, der hat das Glück des Odysseus. Und der bist du, Nick. Du wirst zwar oft zwischen die Feuer geraten, aber niemals drin umkommen.*) Es ist absurd, keine Minute lang glaubt er an diese obskuren großmütterlichen Prophezeiungen, und dennoch hat ihn ein geradezu magischer Glaube an sein Glück und seine Unverletzbarkeit stets aufrechterhalten. »Hab den Scheißkerl nie kennengelernt«, sagt er.

»Ach so«, meint Bernie unsicher, und wieder spürt Nick eine sachte Verschiebung in der Atmosphäre. Abwesende Väter, davon wissen sie ein Lied zu singen. Nach kurzem Zögern streckt Bernie die Hand aus. »Bernie O'Donoghue. Zimmer ist zwar nicht toll, aber das Futter ist gut.«

Bernie will nicht wissen, was Nick McCree nach Outer Maroo geführt hat, was Nick als schlechtes Omen deutet. Er spürt, wie sein Glück einen Moment lang zaudert, einen bedenklichen Purzelbaum schlägt und mit dem düsteren Schicksal seines Sohns kollidiert. Natürlich sind diese großmütterlichen Weissagungen völliger Schwachsinn. Aber sie lassen ihm keine

Ruhe. Und es verwirrt ihn zutiefst, daß Bernie O'Donoghue, Gastwirt westlich von Nirgendwo, nicht wissen will, was diesen Mann mit dem lächerlichen irischen Namen, dem griechischen Gesicht und dem verwaschenen Melbourne-griechischen Akzent in dieses fliegenverseuchte Nest treibt. Schließlich verirren sich nicht jeden Tag Fremde hierher. Die nichtgestellte Frage irritiert ihn wie ein Zucken im Augenwinkel. Er spürt, wie es in seinen Schläfen hämmert. Er will diese Frage aus Bernie herauskitzeln.

»Mach hier Urlaub«, meint er, sehr bemüht, den richtigen Ton zu treffen. »Stöber ein bißchen in alten Minen rum.«

Was suchst du denn da? So was will er Bernie entlocken, aber Bernie wischt gerade den Tresen ab. Auskünfte, könnte er antworten. Oder auch nicht. Nach verborgenen Schätzen, könnte er leichthin sagen. Nach allem, was ihr in diesem gottverlassenen Kaff vertuscht und verheimlicht. Nein, derartige Regungen sind völlig schwachsinnig; im Outback-Poker darf man sein Blatt nicht aufdecken. Hier gibt es viel zu viele verlassene Minenschächte, zu viele sprengstoffgeile Armeeveteranen, die ganz versessen darauf sind, aus jedem Stück Eisensteinfelsen Boulderopale rauszusprengen, zu viele Leute, die nichts zu verlieren haben. Und in den Nächten lauschen diese Leute den schwarzen Stollen, die einander zugurren: Singt das Lied des Opals, des Nichts und des Vergessens! Schickt uns eure Fremden, die in euren Outback-Häfen gestrandet sind! Schickt uns eure Wüstenmatrosen, laßt sie unserem Sirenengesang lauschen!

Er ist zu weit gegangen. Und doch nicht weit genug.

»Muß doch noch bessere Methoden geben, Kohle zu machen, als mit nem Restaurant in Noosa, was, Kumpel?« versucht er ihn anzuspitzen. »Höre, die Opale warten hier nur drauf, daß man sie aufhebt.«

Bernie blinzelt und hält einen Bierkrug ins schummrige Licht. Er überlegt. Dann spuckt er aufs Glas und bringt sein Wischtuch

zum Einsatz. Er entscheidet sich zugunsten des Raufbolds und des mutmaßlichen irischen Vaters von Nick McZweifelhaft. »Jaa«, sagt er. »Ohne Sonnenstich und Austrocknung wirste aber nicht davonkommen, was.«

Was. Nikos Makarios nimmt es zur Kenntnis. Dran denken, ein paar vage Was' einzustreuen und die Queensländer-Karte zu spielen. Hätt ich schon früher machen sollen.

»Hin und wieder kommen n paar ausgedörrte Bushies hier angestolpert«, sagt Bernie. Er hält einen weiteren Bierkrug in die Höhe, blinzelt, spuckt und betätigt seinen Lappen. »Manchmal ham sie ein, zwei Lesesteine dabei, manchmal nur Potch, aber meistens phantasieren sie bloß über Adern, die dann keiner mehr wiederfindet. Würdste nicht glauben, wie viele sagenhafte Funde es hier schon gegeben ham soll.« Er lacht. »Adern so dick wie Männerarme und so lang wie die Dürre. Die nie wieder einer zu Gesicht gekriegt hat.«

»Wie Oysters Reef?« sagt Nick leichthin.

Im Spiegel hinter Bernie O'Donoghue sieht er die Köpfe der Männer herumfahren, sieht ihre unbewegten Mienen. Der Spiegel hat einen rauchigen Bernsteinton. Wo die Silberschicht sich gelöst hat, ist er mit schwarzen Flecken übersät, in der trockenen Luft hat er Blasen geworfen, er ist zerkratzt und von Insekten zernagt. Diese ungleichmäßig verteilten nichtreflektierenden Stellen erscheinen Nick irgendwie bedeutsam. Das Schweigen der zuschauenden Männer gewinnt an Intensität. Ein Mann kann in eine Bar spazieren und mir nichts, dir nichts verschwinden, denkt Nick. Wem würde es schon auffallen, wenn er nicht mehr rauskäme?

Er riecht die Spannung, die Feindseligkeit.

Idiot, Idiot, Idiot.

Er hat seinen Vorteil verschenkt. Hat es überhaupt je einen Sinn gehabt, im Vorteil zu sein? Und war er es eigentlich je? Haben sie ihm seine irische Abstammung je abgenommen?

Unwillkürlich läuft ihm ein angenehmes Kribbeln über die Haut. Etwas in ihm liebt diesen Kitzel der Gefahr, sucht die fiebrige Berührung ihres heißen Hurenkörpers. Und er glaubt an sein Glück. Glaubte, daß er unsterblich ist.

Bernie konzentriert sich auf seine Gläser. »Wohl davon gehört, was? Muß um die halbe Welt gegangen sein, dieses Lügenmärchen.«

»Hab ich aber in der *Sun* gelesen«, protestiert Nick. »Irgendein Schreiberling hat behauptet, daß er dort war.«

Bernie zieht die Braue hoch. »Sicher«, sagt er. »Hab ich auch alles gelesen. Werwölfe in Brisbane, fliegende Untertassen in Alice Springs.«

»Irgendson Journalist aus Melbourne«, beharrt Nick.

»Melbourne«, sagt Bernie und verdreht die Augen. »Kann gut sein.«

Einer der Männer am Tresen tritt von einem Fuß auf den andern, wendet sich dem Besucher zu. Nick starrt in den Spiegel hinter der Bar und beobachtet ihn. Der Mann hat wirre büstenähnliche Augenbrauen, die mit seinen herabhängenden Stirnlocken zusammenstoßen. Nick stellt sich vor, wie das kratzen muß unterm Akubra, den der Kerl vor sich auf dem Tresen liegen hat. Es ist das Gesicht eines in die Jahre gekommenen Schönlings, der, gerissen und träge geworden, vorzeitig gealtert ist. Alles an ihm verrät den Viehzüchter, die Lässigkeit von Macht und Reichtum. An der vorderen Spitze seiner Hutkrone sieht man ein ausgefranztes Loch von etwa fünf Zentimeter Durchmesser - als ob sich eine Ratte oder vielleicht auch irgendeine aus seinem Haarschopf herauswachsende Zwangsvorstellung hier durchgenagt hätte. Die Viehzüchteraugen unter den grimmigen Brauen glänzen wie die eines Frettchens.

»Wo ist die Puppe?« fragt er.

Nick wendet den Blick vom Spiegel und starrt ihn an.

»Die Puppe im Jeep«, sagt der Mann. »Das Klasseweib. Die Biene im weißen Kleid.«

»Hastn Auge auf sie geworfen, hä, Andrew?« lacht Bernie. »Denkste an den alten Scherschuppen?«

»Hab tatsächlich mal kurz dran gedacht«, erwidert der Mann.

Nick malt mit dem Boden seiner Bierflasche einen Kreis auf den Tresen, um ihren Duft zu vertreiben, doch wie Nebel wehen die Parfümschwaden heran und unterminieren sein Manöver. Er sieht ihre Schultern, die zarte, ein wenig verzogene Haut unter den weißen Trägern. Sie erinnert ihn an seine Frau, seine Exfrau, aber weshalb eigentlich? Wohl vom Typ her. Sie erinnert ihn an das (so völlig falsche) Bild, das er sich bei seiner Heirat von seiner Exfrau gemacht hatte. Er ist verärgert. Solche Leute, solche wie sie (die im Jeep) und seine Exfrau (wie sie ihm damals erschien) und Angelo, die sollte man alle in Isolierzellen sperren.

Unter Quarantäne stellen. Die haben was Ansteckendes. Geraten andauernd in Schwierigkeiten, und ihre Gleichgültigkeit dem eigenen Schicksal gegenüber raubt einem den letzten Nerv.

Alle starren ihn an, warten offenbar auf eine Antwort.

Aber worum gehts eigentlich?

»Hä?« sagt er verdutzt, und sein Blick verhakt sich mit dem des Viehzüchters.

»Die Biene, Kumpel. Wo ist sie abgeblieben?«

»Keine Ahnung, Kumpel«, sagt Nick. »Weiß nicht mal, wie sie heißt.«

»War die ganze Scheißtour von Quilpie nach hier also umsonst«, meint einer, und alle lachen. Ein heiseres Gelächter, das die diversen zotigen Anspielungen nicht ganz übertönt.

»Schon mal hier gewesen?« fragt der Mann und mustert ihn aufmerksam.

»Soll das ein Witz sein?« Besser, du gehst in die Offensive,

denkt Nick. Das erkennen sie an. Das respektieren sie.

»Hätt schwören können, daß ich dich schon mal gesehn hab«, beharrt der Mann.

Benommen und erregt denkt Nick: Ich erinnere ihn an meinen Sohn, er hat Angelos Züge wiedererkannt. Nick preßt die Spitzen seiner Zeigefinger zusammen, löst sie voneinander, drückt sie erneut zusammen. Seine Finger sind ruhig.

»Vielleicht hab ich nen Doppelgänger, Kumpel«, sagt er. »Angeblich soll ja jeder einen haben.«

»Nenn mich nicht Kumpel, nicht mit diesem beschissenen Tuntentakzent, Kumpel.«

Nick bleibt locker und stellt sich vor, daß ihm flüssiger Stahl durch die Adern rinnt. Er läßt ihn abkühlen und erstarren. Noch nie im Leben hat er sich vor einem Kampf gedrückt, obwohl er Schlägereien bescheuert und öde findet. Früher hat er mal geboxt. Er spielt immer noch Rugby. Zwar ist er nicht ganz so fit, wie er gern wäre, aber dennoch überzeugt, daß er aus jedem Kampf als Sieger hervorgehen würde. Das heißt, aus jedem fairen Kampf.

»Vielleicht hast du ja nen Verwandten«, meint der Viehzüchter. Privatschulakzent, registriert Nick; allerdings ein bißchen vernuschelt, die vielen Jahre im Wüstenstaub haben ihm nicht gutgetan. Ohne den Kopf zu wenden, schielt Nick rasch aus den Augenwinkeln in Richtung Spiegel. Alle warten. »Hast du irgendwelche Verwandte, die Opale schürfen?« beharrt der Züchter.

»Hab nie einen Anlaß gesehen, mich um derartige Dinge zu kümmern«, beginnt Nick und hätte am liebsten auf seinen blöden verkorksten Satz gespuckt. Diese Scheiß-Lehrbuch-Konstruktionen, diese alten Scheiß-Muster, die ihm in die Quere kommen, weil er jetzt wirklich nervös ist, aufgeregt, kurz vor dem Ziel. Jetzt besteht kein Zweifel mehr, daß er den richtigen Ort gefunden hat. Er nimmt einen hastigen Schluck. »Bin nicht

so ganz auf dem laufenden«, sagt er, sich wieder fangend und erneut in seine queensländischen Vokale verfallend. »Lohnt sich nicht; soweit ich weiß, lebt eh keiner hier, so weit. Na ja, ne Handvoll in Melbourne vielleicht. Aber der Großteil der Sippschaft von meinem bescheuerten Dad ist nach Amerika rüber, wenn ich mich recht erinnere« - er quatscht zuviel, er muß aufhören - »ja, nach Amerika, nach allem, was ich so höre, nach New York, ihr Pech, wenn ihr mich fragt, wissen nicht, was sie verpassen, was? Sind alle so scharf drauf, reich zu werden, da drüben.« Red nicht soviel, quatsch nicht soviel, um Himmels willen, hör auf!

»Das Glück der Iren«, meint Bernie trocken.

»Genau«, erwidert Nick. »Das Scheißglück der Iren. Darauf müssen wir trinken.« Er hebt seine Flasche. Schwenkt sie, den ganzen Raum einbeziehend, in weitem Bogen. »Aufs Glück der Iren.« Er trinkt, doch keiner der Männer reagiert. Keiner macht einen Mucks. Ohne es recht zu überlegen oder zu wollen, fügt er hinzu: »Also was mich angeht, ich werd Oysters Reef finden und steinreich werden. Tonnenweise Opale abschleppen. Ich verlaß mich auf mein verdammtes irisches Glück.«

Bernie ist wieder ins Polieren eines Bierkrugs vertieft. Nach sekundenlangem Schweigen meint er: »Wirst es auch brauchen, Kumpel.« Er greift nach hinten, scheint den Glashumpen in den Spiegel hinter der Bar zu stellen, aber offenbar hat er nur jemandem ein Zeichen gegeben. »Jess zeigt dir dein Zimmer«, sagt er.

Jess taucht aus der Dunkelheit auf. Nick kann nicht erkennen, woher sie plötzlich kommt. Sie steht einfach da und wartet.

Jess, denkt Nick, das ist das Schweigen schlechthin, obwohl er hinter der gelassenen Maske ihrer mittleren Jahre etwas Gespanntes wahrzunehmen vermeint, das jeden Moment in die Höhe schnellen kann, etwas Geschmeidiges und Sinnliches, das ihn an eine Tigerin erinnert.

Bernie redet mit ihr, als hätte er es mit einer Schwachsinnigen oder Schwerhörigen oder mit beidem auf einmal zu tun: »Erster Stock, Jess. Das Zimmer mit dem Waschbecken. Und zeig ihm den Lokus, ja?« Er wendet sich an Nick (wobei er sich an die Stirn tippt) und sagt: »Wir nennen sie Old Silence. Nimms also nicht persönlich.« Dann wieder zu Jess: »Und vergiß nicht, ihm den Lokus zu zeigen.«

Jess verrät keinerlei Reaktion. Nick kommt es vor, als schwebe sie in einem Vakuum, als warte sie auf einen Knopfdruck. Alle wirken unnatürlich starr auf ihn, obgleich das natürlich an seiner Wahrnehmung liegen mag, weil die Rezeptoren in seinen Augen und Ohren auf Zeitlupe geschaltet haben oder die Nervenbahnen zu seinem Gehirn teilweise blockiert sind. Rezeptoren: Kann man das denn so nennen? Er kommt ins Grübeln. Wo hat er denn das wieder aufgeschnappt? Und warum hat er dieses lethargische Unter-Wasser-Gefühl? Alle beobachten ihn. Muß wohl an der Hitze liegen. Da kann man sich keine überflüssigen Bewegungen leisten.

Am Fenster sagt einer: »Mit dem Wasserabladen sind sie jetzt fertig. Er kommt, Bernie.«

»Schön«, sagt Bernie.

Jake Digby bringt zweifellos eine gewisse Unruhe mit sich, Nick spürt, wie sein sanft schaukelndes Nahen den Raum erfüllt und in kleinen Schockwellen an seine Haut schlägt. Ganz offensichtlich hat irgendeine Manipulation seines Wahrnehmungsapparats stattgefunden, wodurch beispielsweise diese elektrischen Erregungsströme aus flirrendem Gold zum Vorschein gekommen sind, die sich wie eine Kette von Wunderkerzen von Kopf zu Kopf ranken, Jess scheint plötzlich näher an seinem Barhocker zu stehen. Und obwohl ihre Lippen einen geraden finsternen Strich bilden, kommt es ihm vor, als lächle sie ihn an. Ist es denn möglich, schon nach zwei Bierern betrunken zu sein? Aber warum auch nicht - wenn man von der Wüstenluft entsprechend ausgedörnt ist! Als er von seinem

Hocker gleitet, nickt Jess ihm zu und wendet sich um, und er folgt ihr.

Auf der Treppe dreht sie sich erneut um und zwinkert ihm zu.
Aber vielleicht hat er sich das auch nur eingebildet.

Letzte Woche

Montagabend

Im Gewebe der Gangan-Decke unter ihren Fingerspitzen fühlt Mercy die Trauer. Im schmalen gerollten Saum spürt sie die Sorge. Jeder der winzigen makellosen Stiche unter ihrem Daumenballen hat seine Geschichte. Mit wütender Konzentration stürzt sich Mercys Mutter inzwischen auf solche Arbeiten, Nähen und Stricken, Stricken und Nähen, Waschen, Bügeln, Putzen, Kochen, als könne solche Detailbesessenheit in häuslichen Dingen irgend etwas anderes verändern, etwas geraderücken im größeren Gefüge der Ereignisse.

»Wir wollen schweigend danksagen«, murmelt Mercys Vater.

In das bedrückende Schweigen hinein beginnt die Uhr auf dem Kaminsims zu schlagen. Die Unfähigkeit ihres Vaters zu beten lastet auf der Tischrunde. Sein Gesicht, denkt Mercy, wirkt verwüstet, anders kann man es nicht sagen. Vorsichtig kostet sie die Konsonanten: *verwüstet*. Das Toben von Unwettern, die Erschöpfung nach überstandener Sturm schwingt darin mit. Ja, es ist ein gutes Wort, das treffende Wort. Und geheimnisvollerweise kann das treffende Wort ihre Angst vorübergehend ein wenig lindern.

Mercy betrachtet Sarah, die höflich die Augen geschlossen hält, deren Wimpern jedoch zart über den Wangenbögen flattern, so daß die Pupillen unter den Lidern unruhig und nervös wirken. Licht und Schatten sprenkeln den Raum. Die untergehende Sonne überzieht den Himmel mit grellem Orange, überflutet die Veranda, fällt durch die offenen Türen herein auf den Tisch und malt Tupfen auf die weiche Haut von Sarahs

Händen. Sie hält die Hände fest gefaltet, so daß ihre Knöchel weiß hervortreten. Ist sie vielleicht auch eine von denen, die sich wünschen, sie könnten beten? denkt Mercy.

Na ja, vielleicht doch nicht. Die typische nichtpraktizierende Jüdin. Was das wohl bedeuten soll? Vielleicht, daß Sarah das Beten genau wie Miss Rover als feiges Ausweichen vor selbstverantwortlichem Handeln betrachtet.

Der Glaube an unsere Ohnmacht ist verführerisch, Mercy, genauso wie der Glaube an eine höhere Macht. Mit beidem macht man es sich zu leicht.

Seit ihrer Abreise hat Miss Rover sich als Dauergast und Heckenschütze in Mercys Gedanken eingenistet. Es gibt auch noch andere Heckenschützen. Etwa die respektlosen, derben Stimmen von Ma Beresford und Mas Bill. Und die der Kirchenältesten. Und noch unzählige andere. Mercy ist einem ständigen inneren Kreuzfeuer ausgesetzt. Dann gibt es auch noch die lärmenden Stimmen der Bücher, ob von Miss Rover oder aus der Bibliothek ihres Vaters, beziehungsweise dem, was mal die Bibliothek ihres Vaters war - die gänzlich unvereinbaren Welten angehören. Ist dieses Horchen und Lauschen denn für alle so strapaziös, oder nur für Mercy? Sie kommt sich vor wie der Dirigent eines Orchesters, dessen Musiker Amok laufen, die einfach nicht zusammenspielen wollen und eine wütende Dauerprobe in ihrem Kopf veranstalten.

Sie folgt dem Lichtschwall, der sich über Sarahs Handgelenk ergießt, sich auf Messern, Gabeln und weißen Tellern vervielfältigt, die Hände ihrer Mutter umspült, Hände, die zwar ebenfalls gefaltet sind, aber locker und voll kindlicher Zuversicht. Das Gesicht ihrer Mutter zeigt eine Gelassenheit, wie man sie nur bei den ganz Jungen, den ganz Unschuldigen, den ganz Alten findet und bei denen, die einen Schlaganfall erlitten haben. Was ja, denkt Mercy, auf ihre Mutter auch in gewisser Weise zutrifft.

»Amen«, sagt Mercys Vater.

»Amen« - ein leises Echo von ihrer Mutter.

Ihre Mutter steht auf, geht in die Küche. Als sie den Backofen aufreißt, scheint der jähe Hitzestoß alle Luft aus dem Haus zu fegen. Die zarten Stores am Fenster heben sich selbstgefällig. Die Windspiele dahinter flöten leise.

»Wie seltsam«, sagt Sarah, »bei dieser Hitze warm zu essen.«

»Finden Sie?« Das interessiert Mercy. »Weshalb?«

»Ach, es kommt mir nur alles so anders vor. Es ist nicht leicht, soviel Neues auf einmal zu verdauen.«

So viel Neues auf einmal zu verdauen, denkt Mercy und fühlt sich ganz aufgeregt. Also leidet Sarah an derselben Krankheit wie sie. Irgend etwas verbindet sie, und sie muß es wohl schon gespürt haben, als die Fremden flirrend in Sicht kamen. Vielleicht überträgt es sich von Nerv zu Nerv. Vielleicht ist Mercy ja eine Verwandte all derer, die fremd sind, und fremd nur denen, die sie kennt.

Mercy betrachtet die Wortgirlanden, die über dem Tischtuch schweben, mit Messern und Gabeln kämpfen, sich zwischen den Stühlen hindurchschlängeln. Sie sieht, wie sie in die klebrigen Spiralen der Fliegenfänger hinaufsteigen. *Wie seltsam, bei dieser Hitze warm zu essen*. Wie seltsam, daß jemand das seltsam findet. Mercy kribbelt es in den Armen. Wie aufregend festzustellen, daß es offenbar Perspektiven gibt, aus denen sie, Mercy, fremdartig erscheint. Sie möchte das Eßzimmer, ihre Eltern, sich selbst mit Sarahs Augen betrachten.

»Das Klima scheint mir einen wesentlich größeren Unterschied zu machen als die Sprache«, sagt Sarah. »Ich bin eigentlich immer wieder verblüfft, daß wir dieselbe Sprache sprechen... denn anscheinend tun wir das ja... und ich frag mich immer wieder, ob es auch tatsächlich so ist. Wenn man so lebt, muß man doch ganz anders denken. Ich komm mir vor, als wär ich in einem Backofen. Amy hat geschrieben, daß es nachts

schlagartig kühl wird, aber das stimmt nicht, es ist glühend heiß, und offensichtlich komm ich damit einfach nicht...«

»Das ist nur im Winter so«, erwidert Mercys Vater, »im Winter haben wir kalte Nächte. Von Dezember bis März ist es genauso heiß wie tagsüber. Im Juli sinken die Temperaturen unter Null.«

»Wie... wie entsetzlich. Das ist ja noch... solche extremen Temperaturschwankungen innerhalb von vierundzwanzig Stunden kann ich mir überhaupt nicht vorstellen. Ich begreif dieses Klima einfach nicht, das alles kommt mir völlig verrückt vor. Ich glaub, das ist mir alles zu...«

Mercy betrachtet sie eingehend. Sie spricht nicht nur über das Wetter. Ihre Augen sagen: Wenn ich es auch nicht so recht hinkriege, Fehler kann ich mir einfach nicht leisten. Ihr wißt etwas. Ich spüre, daß ihr über einiges Bescheid wißt. Daß ihr Antworten wißt auf Fragen, die ich mich nicht zu stellen traue. Noch nicht. Nicht vor dem Abendessen. Erst muß ich mich mal an die Hitze gewöhnen. Mich vorbereiten, für den Fall, daß ihr womöglich doch nichts wißt; für den Fall, daß ihr was wißt.

Und was ist aus dem Mann in Jakes Lieferwagen geworden? fragt Mercy sie stumm.

Sie bildet sich ein, das Flattern von Sarahs Lidern sei eine Reaktion auf ihren Gedanken. Sie sieht, wie sich das Bild des Mannes vor Sarahs geistiges Auge schiebt.

»Da war doch noch einer«, sagt Sarah benommen. »Noch einer, der auch in Quilpie gewartet hat und mitgefahren ist.«

Mercy ist ganz schwindlig zumute. Vielleicht sind das alles nur Hirngespinnste? Vielleicht. Vielleicht könnte sie ja solche Gespinste spinnen? Vielleicht würde sie es hinkriegen, sie müßte sich nur konzentrieren, die Story schon vorher ausarbeiten, das Ende schon vor allen anderen, und noch ehe es eintrifft, kennen, so daß sie es rechtzeitig abändern könnte. Bei ihr gäbe es nur Happy-Ends.

»Die Hitze hat ihm anscheinend nichts ausgemacht«, sagt Sarah.

Mercy schließt die Augen und sieht ihn vor sich im düsteren Pub. Welche Fragen gehen ihm wohl jetzt durch den Kopf? Sie sieht, daß der Lieferwagenmann immer mehr Raum in Sarahs Gedanken einnimmt, weiß, daß Sarah den scharfen süßen Duft seiner Haut riecht, daß sie ihn, wenn sie sich mit der Zunge über die Lippen fährt - wie auch Mercy in diesem Augenblick -, wieder schmeckt, so wie sie ihn schon auf der Straße, zwei Stunden westlich von Eromanga, flüchtig geschmeckt hat, als Jake über die Spinifexbüschel holperte, und seine beiden Fahrgäste heftig aneinanderstießen. Der Mann mit den sinnlichen Lippen riecht nach Erde, sein Schweiß duftet ein wenig süßlich, und sein so unerwartet und gewaltsam auf sie prallendes Gewicht raubt beiden (Sarah und Mercy) fast die Besinnung. Mercy preßt den Handrücken an die Lippen. Ihre Hand zittert.

Plötzlich denkt sie voller Sehnsucht an Donny Becker: Donny, der ihr die Eidechse in den Ausschnitt schob, der während der Betstunden ihr Bein berührte, wie zufällig die Hand an ihrer Wade entlanggleiten ließ. Mercy spürt, wie ihr Bein vom Knöchel bis zum Knie zu brennen beginnt. Donny Becker kann zwar kaum lesen, sicher, aber in ihren Träumen steigt er bei ihr ein, und sie bringt es ihm bei. Tief muß er sich über die Seiten beugen, bis sich ihre Zungen berühren, und so füttert sie ihn wie ein Muttervogel seine Jungen - mit Worten. Ich bring dir alles bei, was ich weiß, sagt sie zu ihm. Aber du weißt doch gar nichts, Mercy, erwidert er. Du brauchst doch einen, der auf dich aufpaßt.

Sie weiß, daß Donny Becker sie dauernd anfassen will. Und sie will auch, daß er sie berührt. Und sie weiß, daß er es weiß.

Es gibt auch noch ein paar andere Dinge, die sie irgendwie ahnt. Vielleicht hatte Oyster ja doch recht mit seiner Frucht. Vielleicht war es ja tatsächlich der Baum der Weisheit, von dem

er sie damals zu essen zwang, obwohl sie ihm schon damals nichts geglaubt hat. Die köstliche verbotene Frucht, hat er gesagt und sie gezwungen zu essen, hat sie gezwungen, und ihr werdet sein wie Gott, hat er gesagt, und werdet alles wissen, Verbotenes, Verborgenes und die geheimsten Wünsche der Menschen, genau wie ich, ja, genau so wie ich deinen geistigen Hunger erkenne, kleine Mercy, und den Durst deines Körpers nach dem Lebendigen Wasser, den ich dir stillen kann, und deinen Hunger nach der Frucht von meinem Baum der Weisheit, nach der du dich verzehrst, und sie hat nein gesagt, ist gar nicht wahr, nein, ich will nicht, aber sie hat essen und trinken müssen, Oyster hat sie gezwungen, und vielleicht hat er letztendlich ja doch die Wahrheit gesagt, obwohl sie damals so furchtbar kotzen mußte. Vielleicht hat sie tatsächlich vom Baum der Weisheit gegessen und kennt nun all die Geheimnisse und die verborgenen Gedanken und Wünsche der anderen. Vielleicht wird es ihr nun nie mehr gelingen, dieses verbotene Wissen loszuwerden.

Vielleicht wird sie an seinem Gewicht zugrunde gehen.

Sie schließt die Augen. Sie sieht den Fremden und Sarah im Zug, kurz vor der Abreise aus Brisbane. Der Zug steht im Bahnhof, sie sitzen im gleichen Abteil, aber an gegenüberliegenden Fenstern. Sie sieht, wie sie sich ignorieren, aber gleichzeitig derart intensiv wahrnehmen, daß Sarah das sanfte Streifen seines Baumwollhemds über ihren Unterarm wie die zärtliche Liebkosung eines Lippenpaars empfindet, und er den Puder zwischen ihren Brüsten förmlich riechen, die Haut ihrer Schultern buchstäblich schmecken kann. Schon faszinierend, dieses Wissen, daß sie hinter denselben Antworten herjagen, während die Stahlräder auf den Schienen die Fragen singen, an Roma, an Charleville vorüberstampfen und immer weiter nach Westen bis hin zur Endstation. Quilpie. Beide haben Briefe mit dem Poststempel Quilpie im Gepäck. Beide lesen sie diese Briefe immer wieder, beide sehen Gespenster auf den

Straßen, und beide holen auf dem Postamt scheinbar harmlose Erkundigungen ein. Auch in Jakes Wagen sind sie sich der Briefe und Fragen des anderen bewußt, obwohl sie nur selten einen Blick, selten ein Wort miteinander wechseln. Die ganze Reise über spürt Sarah die Gegenwart dieses Mannes, ja, schon bevor sie den Zug in Brisbane besteigt, genau wie es auch Mercy ergangen wäre.

Mercy hat eine neue Theorie: daß nämlich Menschen, die jäh und atemlos aus einem schrecklichen Sturz ins Bodenlose erwachen, daß diese Menschen Signale aussenden wie Funktürme, daß sie eine gewisse Aura haben, eine Art Kraftfeld vielleicht. Und ihre Kraftfelder kollidieren. In Träumen tauchen sie hinab in dunkle, grundlose Gewässer und begegnen einander dort unten in der Tiefe. Und erkennen sich.

Mercy senkt ihren Blick auf den Saum der Tischdecke und preßt die Kuppen ihrer Mittelfinger und Daumen zusammen. *Jetzt bin ich Sarah*, denkt sie und konzentriert sich, und schon blickt sie aus den Augenwinkeln auf Mercy, dieses merkwürdige Kind, schon fallen ihr die Hände des Mannes ein - wie hieß er eigentlich? Sie muß unbedingt rauskriegen, wie er heißt - aber wenn sie jetzt Sarah ist, und das ist sie schließlich, möchte sie sein, dann müßte sie seinen Namen eigentlich schon wissen, wenn sie ihn auch wieder vergessen hat, aber sie *muß* sich konzentrieren, auch wenn sie im Augenblick nur seine Hände sieht, nur an seine Hände denkt, an eine bestimmte schrullige Geste, zu der er offensichtlich neigt, eine Geste, die er auf Beresfords Veranda gemacht hat und auch auf der Straße, als er zum Pub ging. Sie ist nicht ungewöhnlich. Ganz kurz preßt er die Spitzen seiner Zeigefinger zusammen, löst sie voneinander, preßt sie erneut zusammen, löst sie wieder und bewegt sie dann ein wenig wackelnd, als wolle er sich orientieren, nach oben, nach unten, nach rechts und links. Er ist sich dieser Geste in keiner Weise bewußt, da ist sie ganz sicher. Um Orientierung mag er sich zwar bemühen, aber er ist nicht ratlos, er schwimmt

nicht. Er wird sich in jede nur denkbare Richtung stürzen, das ist nicht zu verkennen.

Schon seit Brisbane will sie - das heißt Sarah - ihre kühlen Hände an seine Handgelenke legen, und auch Mercy möchte sie zart umschließen (oder sind das Donny Beckers Handgelenke? Dauernd verwandeln sie sich) und sich von seiner verhaltenen Energie schütteln lassen. Sie fährt sich mit der Zunge über die Lippen.

»Donny«, flüstert sie.

Ihre Mutter blickt zuerst sie, dann Sarah an. »Wenn das nur alles mal gut geht«, sagt ihre Mutter auf einmal ängstlich. »Charles? Sie werden doch hoffentlich nicht...«

»Uns kann nichts passieren«, meint er beschwichtigend. »Die Hunde...«

»Ja, natürlich«, erwidert Mercys Mutter erleichtert. »Die Hunde. Natürlich.«

»Er ist ein merkwürdiger Mensch«, sagt Sarah. »Heftig. Launisch. Offenbar war ihm alles egal. Die Hitze, die Fliegen, der Staub, Jake, ich. Alles. Er heißt Nick.«

Nick. Unter der Tischdecke, wo es die anderen nicht sehen, hält Mercy den Namen behutsam zwischen den Handtellern. Irgendwie erinnert er sie an Nein. Sie mag nicht an Gideon denken.

Sie sieht, daß Sarah irgendwelche Schutzwälle gegen diesen Namen errichtet. Sieht, daß sie diesem Mann nicht traut, einem Kerl, der, noch ehe er ein Wort gesprochen hat, mächtige Botschaften an ihren Körper aussendet. Solchen Männern mißtraut sie grundsätzlich. Sie kann ihn nicht leiden. Will nichts mit ihm zu tun haben. Sie ist ihm ausgewichen. Sie kann ihn förmlich schmecken.

Mercys Mutter kehrt mit der Kasserolle an den Tisch zurück, wiegt sie, durch die dicke weiche Frotteeschürze vor dem heißen

Topf geschützt, in den Händen. Man könnte meinen, es sei ein Baby, das sie mit derartiger Behutsamkeit vor sich herträgt, aber vielleicht erzeugen auch nur die windelartigen Bänder diesen Eindruck. Hat ihre Mutter Brian so getragen, hat sie Mercy in ihrer Schürze gewiegt, an ihren Leib gepreßt? Ja, doch. Vermutlich. Und bestimmt mit derselben Wollust und Versunkenheit. Ihre Mutter, die sich ganz der Verleugnung des Fleisches verschrieben hat, taub ist gegenüber jedem persönlichen Begehren, versteht sich dennoch ganz instinktiv auf die Sprache der Sinne. Wo Mercy auch hinblickt, überall stößt sie auf Widersprüche von solchem Ausmaß; wie soll sie die in dieser Welt nur unterbringen? Würde sie plötzlich ein Tosen vernehmen, einen reißenden Laut, das Geräusch des aus allen Nähten berstenden Lebens, sie wäre nicht überrascht.

Mrs. Given stellt den Topf auf einen Dreifuß. Mit der schürzenumwickelten Hand hebt sie den Deckel, und eine aromatische Dampfschwade steigt auf wie ein Trugbild und schwebt über den Tisch. »Sarah?« murmelt sie fragend.

»Ja. Danke, Mrs. Given. Es riecht ganz köstlich.«

»Vi. Bitte, nennen Sie mich Vi. So nennen mich alle, obwohl ich gar nicht so heiße. Es ist eine Abkürzung für Vivian, wie ich allerdings auch nicht heiße. Komisch, was? Aus Versehen hat mich früher eine Lehrerin andauernd so gerufen, hat mich mit einer verwechselt, die sie von sonstwoher kannte, und die anderen Kinder haben das ungeheuer spaßig gefunden und mich auch nur noch Vi genannt, um mich zu ärgern, und so ists mir mein ganzes Leben lang ergangen, ist das nicht komisch? Wir freuen uns so, daß Sie da sind, Sarah. Es ist so schön, wieder mal Besuch zu haben, nicht wahr, Charles?«

Mercys Vater lächelt, aber seine Augen bleiben ernst.

Vi tunkt ihre Schöpfkelle in die Kasserolle und versenkt sich in die Mischung aus Farben und Texturen, die all ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt: die Fleischbrocken, die

hübschen kleinen Karotten, die Ma Beresford en gros und tiefgefroren aus Brisbane mitbringt, die durchscheinenden Perlzwiebeln, die grünen Splitterchen gefriergetrockneter Petersilie. Es ist ihr ein Rätsel, wie Kummer und Unglück immer wieder durch ein so dichtgeknüpftes Netz guter und nahrhafter Dinge hindurchschlüpfen. Sie versteht einfach nicht, wie die sich da durchschlängeln und was sie überhaupt auf der Welt zu suchen haben.

»Es ist sehr heiß«, meint sie warnend und gleichzeitig entschuldigend, als sie Sarah den dampfenden Teller entgegenhält. »Leider kann ich ihnen keinen Salat anbieten, hier draußen kriegt man kein frisches Gemüse, wissen Sie, sonst...« Sie hält inne, der Teller schwankt zwischen ihnen in der Luft. »Vielleicht, wenn ich die Rote Bete aus der Dose nehmen würde? Ja, das könnt ich mal machen, oder eingemachte Bohnen, wär Ihnen das lieber? Weil Sie ja nicht so gern warm essen?«

»Aber nein, nein, wirklich nicht... das heißt, eigentlich schon«, sagt Sarah. »Es ist nur, daß da, wo ich herkomme, in Boston, da assoziieren wir warmes Essen mit kalten Winterabenden, wenn Schnee vor der Tür liegt, wissen Sie, deswegen ist es ein bißchen ungewohnt für mich... aber schließlich ist einem ja alles fremd, nicht, wenn man in einen anderen Kulturkreis kommt...«

»Schnee.« Vi wiederholt das Wort mit Verwunderung, und ihr Löffel schwebt zitternd in der Luft. »Hat er Ähnlichkeit mit dem Reif im Kühlschrank?«

Sarah lacht verblüfft. »Ja, damit könnte man ihn vergleichen. Na ja, es ist nicht dasselbe. Schnee ist weicher. Eher wie...« Angestrengt furcht sie die Stirn und hebt die Hand, als käme Schnee von der Decke gerieselst, wo stumm die dunklen Spinnen hocken. Die Spinnen lenken sie ab.

»Ich kanns mir nicht vorstellen.« Vi schüttelt den Kopf, starrt

verträumt vor sich hin. »Und daß er vom Himmel fällt. Es ist so merkwürdig. Manchmal, wenn die Sandstürme besonders schlimm sind, oder wenn ich den Tiefkühlschrank abtaue, dann mach ich die Tür auf und halt die Backe ans Eis. Das prickelt so schön. Ein herrliches Gefühl.«

»Vi«, unterbricht ihr Mann sie freundlich. »Das Essen.«

Mit abwesendem Lächeln sieht sie ihn an. »Hast du was gesagt, Charles?«

Eine entsetzliche Traurigkeit liegt in seinem Blick und zieht seine Mundwinkel nach unten. Er kämpft dagegen an, um überhaupt sprechen zu können. Sein Mund lächelt. »Das Essen«, sagt er noch einmal geduldig.

Vi starrt auf das Essen, besinnt sich, nimmt einen zweiten Teller zur Hand, tunkt ihren Schöpflöffel in den Eintopf. »Boston«, sagt sie, als sei es der Name eines exotischen Gemüses, das man langsam und bedächtig auf der Zunge zergehen lassen muß. Wieder stockt sie mitten in der Bewegung, wartet, bis sich das Aroma des Wortes mit dem Essensdampf vermischt. »Boston. Das ist doch in Amerika, in der Nähe von New York, nicht wahr? Sich vorzustellen, eine Bostonerin in unserem Haus. Ist das nicht erstaunlich? Aber was hat Sie *bloß* zu uns ins ferne Westqueensland verschlagen?«

»Also, um ehrlich zu sein«, beginnt Sarah, und das Blut steigt ihr in die Wangen, »meine Tochter. Meine Stieftochter.« Sie faltet die Hände und preßt sie zusammen. Mercy sieht wieder die Handgelenke des Mannes vor sich, spürt seine nervösen Fragen, die auch Sarah umtreiben, die ihr wie ein Kloß in der Kehle sitzen. »Sie ist durch Australien getrampt und hat mir aus Quilpie geschrieben. Aber danach...«

»Mum.« Mercy steht auf und stößt dabei gegen die Tischkante...

»Vi, das Essen wird kalt.«

»... du kleckerst, Mum.«

»Ach du jemine!« ruft Vi. Sie stellt die Schöpfkelle in den Topf zurück und befeuchtet ihren Schürzenzipfel. Beginnt an dem dunklen Spritzer herumzureiben, der in die Fäden des Gingan-Gewebes blutet. »Merkwürdig, was«, meint sie innehaltend, »wie sich dieser Fleck ausbreitet.«

»Laß mich servieren, Mum.«

»Es ist natürlich ein bißchen lächerlich, in diesem Klima an heißen Mahlzeiten festzuhalten«, räumt Charles nun ein. »Wir sind halt immer noch hoffnungslos britisch, das ist es wohl, Mrs. äh...« Mit flüchtigem Lächeln nickt er Sarah zu, um irgendwie wettzumachen, daß er sie nicht mit ihrem Vornamen ansprechen kann, dem einzigen Namen, den man ihm genannt hat, den er aber unmöglich über die Lippen bringt. »Uns fällt das nicht mal auf. Danke, Mercy, das reicht. Setz dich wieder hin. Ich glaube, deine Mutter würde lieber selber servieren.«

In Mercys Wange beginnt ein Muskel zu zucken. Sie preßt die Lippen zusammen, konzentriert sich auf die Kelle und zählt stumm. Eins, zwei, drei, der Schöpflöffel ist alt, weißemalliert, sechs, sieben, und die Risse im Email bilden interessante Muster, neun, zehn, vor allem, wenn man die Augen halb schließt, dreizehn, vierzehn, erkennt man winzige schwarze Tiersilhouetten, ein Kamel, ein Buch, Miss Rover, Donny Beckers Hände, Nicks schöne fremde Augen am Ladenfenster. Als sie bis dreißig gezählt hat, tunkt sie die Kelle wieder in den Topf und schiebt ihn ihrer Mutter zu, die immer noch fasziniert auf den langsam wachsenden Fleck starrt.

»Weshalb breitet er sich so aus - in geraden Linien?« fragt Vi. »Wie die Speichen eines quadratischen Rads.«

»Es handelt sich hier um ein Phänomen, das man als Auslaufen bezeichnet«, erwidert Charles. »Setz dich jetzt bitte, Mercy. Es hängt mit dem Prinzip der Leitfähigkeit zusammen. Flüssigkeiten werden stets entlang der vorhandenen Verteilungskanäle abgeleitet. Danke, Mercy.«

Mercy wirft einen raschen Seitenblick auf Sarah. Sarah starrt einen Moment lang verblüfft, neugierig, verständnisheischend auf Charles, um dann höflich den Blick zu senken. Sie studiert die Sehnen in ihren Händen, die sich wie Schutzwälle unter der Haut abzeichnen. Ihre Hände schmerzen. Sie löst die verschränkten Finger und streckt sie. Steckt die Spitze des Zeigefingers in den Mund.

Mercy fährt fort, sie verstohlen zu beobachten, um sich bei der geringsten Andeutung von Spott entrüstet zur Wehr zu setzen, ihren Eltern zu Hilfe zu eilen. Ihr Vater trommelt mit den Fingern auf dem Tisch, eine alte Gewohnheit, mit der er seine unterdrückte Sorge und Irritation kundtut. Mercy würde am liebsten ihren Teller packen und ihn auf diese trommelnden Finger drücken, quetschen, pressen, die Heftigkeit des Impulses überwältigt sie geradezu, er ist so mächtig, pressen, bis sie die Finger durch die Tischplatte gedrückt hat und endlich Ruhe ist. Sie sieht das splittige Loch im Tisch, die zerborstene Platte. Spürt die Scherben in ihrer Hand.

Eine altvertraute Erschöpfung überkommt sie, eine entsetzliche körperliche Mattigkeit, aber sie hat auch ein Bild für ihr Gefühl: zwei reißende, schwarze, eisige Hochwasserströme schießen die ausgetrockneten Seitenarme des Barcoo hinab und auf den Zusammenfluß bei Cooper's Creek zu. Mercy ist Treibgut. Und sie ist gespalten. Wird von beiden Wasserläufen gleichzeitig mitgerissen. Mit unglaublicher Geschwindigkeit braust das Wasser dahin. Am Zusammenfluß, im Moment des Zusammenpralls, bäumt sich die gewaltige schwarze Wassersäule wie eine Wand vor ihr auf. Mercys von der Flut mitgerissene Ichs klatschen gegen die Wand, als knallten sie auf Beton. Ihr wird schwarz vor Augen. Alles Wasser der Barcoo-Schwemmebene explodiert und löst sich in Dunst auf.

Mercy umklammert die Tischkante. Sie ringt nach Luft, aber das Geheimnis des Überlebens besteht nun einmal darin, nichts

zu tun, nichts zu fühlen, sich festzuhalten. Wenn sie jetzt ganz langsam rückwärts zählt, kann sie die Strömung umkehren, und jetzt hat sie etwas gefunden, an dem sie sich festhalten kann, einen Spalt, die liebevollen Stiche im Tischtuch, und jeder von ihnen ist makellos, jeder ein Versprechen, das sie vor dem Ertrinken bewahren wird. Die Flutwelle weicht zurück, zurück, ist eingedämmt, wälzt sich zurück zur stillen Quelle des Barcoo.

Sturmwarnungen: Ja, in Zukunft muß sie besser aufpassen. Muß besser darauf gefaßt sein, zerstreuter werden, sich stärker in Einzelheiten verlieren wie ihre Mutter, sich irgendwo jenseits der Hochwasserlinie, der flutartigen Überschwemmungen, der unwiderstehlichen Wasserläufe verankern, denn einer dieser rasanten Flüsse schießt auch durch ihre Adern, wenn ihr Vater so, in diesem Ton, zu ihr spricht und die Welt nach den Gesetzen der Meder und Perser ordnet, nach diesem unwandelbaren, unanfechtbaren System, das er über seine göttliche Hotline empfängt.

Aber es gibt auch eine andere Strömung, und das ist die permanente Angst um ihre Eltern, die sie kennt, seit sie denken kann, dieses Gefühl, sie müsse sie beschützen, da nur *sie* zwischen der grausamen Welt und der beängstigenden Naivität ihrer Eltern steht, die genau so schrecklich und überwältigend ist wie die Brians.

»Leitfähigkeit«, sagt Vi ernst, als sei ihr nun alles klar. Sie fährt mit dem Fingernagel über den Flecken, die Fäden entlang. »Deswegen also die Speichen. Charles weiß einfach alles.« Sie lächelt selbstzufrieden und greift nach der Kelle. »Sarah? Ach nein, ich hab Ihnen ja schon was gegeben. Mercy, zwei Löffel oder drei? Charles' Vater war nämlich Lehrer in Sydney, daher hat er das. Meine Brüder haben immer gesagt, daß ich ein wandelndes Lexikon heirate, was natürlich nur ein Scherz war. Im Grunde bewundern sie ihn. Hatten wohl immer ein bißchen Scheu vor ihm, deswegen haben sie sich über ihn lustig gemacht.«

»Reisen hat schon was Ernüchterndes«, sagt Sarah, »es konfrontiert uns mit unserer eigenen Ahnungslosigkeit.« Sie arrangiert ein kleines Kunstwerk aus Gabel und Buttermesser. »Das hat Amy mir geschrieben. Zuerst hat sie ganz Asien bereist, in einem buddhistischen Kloster gelebt und auch in einem Ashram in Südindien. Nirgends ist es so, wie man sichs erwartet, hat sie geschrieben.« Sie schwenkt die Gabel zur Seite, beschreibt einen Kreis. »Die Leute hier draußen... ich hatte so meine Vorstellungen, wissen Sie, und Sie entsprechen nun so gar nicht meinen Erwartungen, Mr. Given. Wissen Sie, ich dachte eher an harte Burschen, Cowboys und so was. Aber als Rabbi, ich meine, als Geistlicher haben Sie natürlich studiert und können all dem nur entnehmen...« Mercys Vater zuckt zusammen. »Nein«, sagt er.

«... Ich fürchte, Sie können all dem nur entnehmen, wie entsetzlich dumm ich bin«, sagt Sarah. »Ich hoffe, sie verzeihen mir meine etwas naive und beschränkte...«

»Nein«, versetzt er schroff. »Nein, das hab ich nicht. Hier bei uns braucht man das nicht. *Denn es steht geschrieben...*« Ein Rückfall in alte Gewohnheiten, unbehaglich hält er inne. »Wir halten uns ganz an die Bibel.« Er räuspert sich. »*Denn es steht geschrieben: Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen...* Tja, das...«

»Genauso reden die Kinder meiner Schwester«, sagt Sarah. »Ständig zitieren sie aus der Thora. Nun ja, inzwischen sind sie keine Kinder mehr. Mein Neffe ist in der Armee, der israelischen. Und meine Nichte lebt in New York, hat sich den Lubawitschern angeschlossen, Sie kennen sie sicher?«

»Äaah, nein«, erwidert Charles Given verlegen. »Leider habe ich...«

»Eine chassidische Sekte, Radikale, Fundamentalisten sozusagen - sicherlich nicht viel anders als die Leute, mit denen

sich meine Tochter Amy eingelassen hat... eine jüdische Variante desselben Phänomens.«

Charles Given seufzt. Er starrt auf seine Handflächen. »Mein Wissen ist leider sehr begrenzt. Ich habe nie eine Universität besucht, Mrs.

... äh... ich bin nur Autodidakt.«

»Sarah.«

»Wie bitte?«

»So heiße ich. Sarah.«

»Ah. Ja. Ihren Nachnamen hab ich leider nicht gehört.«

»Cohen. Aber nennen Sie mich doch Sarah.«

»Äh, ja... ich heiße übrigens Charles.«

»Sie sind ein sehr interessanter Mann, Charles. Und ungeheuer belesen.«

»Nein«, protestiert er, »nein, wirklich nicht.« Aber er ist völlig überrumpelt. Vor Freude wird er ganz verlegen. Ja, er ist überwältigt, wie ein Schuljunge, der einen Preis errungen hat und vor versammelter Mannschaft, vor all seinen Kameraden, damit ausgezeichnet wird. Er fühlt sich hin und her gerissen, spürt Befangenheit, wilden Stolz und so etwas wie Angst vor der Rache der Mitschüler. Charles Given errötet und bringt kein Wort mehr heraus. Mercy findet es unerträglich.

»Bücher«, sagt ihr Vater, krächzt er unter endlosem Geräusper heraus, »Bücher waren schon immer meine Schwäche.«

»Eine bewundernswerte Schwäche.«

»Das sehen nicht alle so, Mrs. Cohen.«

»Ach ja?«

Vi wirft - scheinbar ein wenig unlogisch - ein: »Der Turm von Babel, all die, die sich einbilden, sie wüßten genauso viel wie Gott, nicht wahr! Ich gebe Mr. Prophet zwar recht, die Bibel

sollte uns sicher genügen, aber was er gemacht hat, war falsch. Er hat Charles furchtbar unrecht getan.«

»Dein Eintopf ist köstlich, Vi«, sagt Charles. »Wie immer.«

»Meinst du nicht, daß ich die Karotten ein bißchen zu früh reingetan hab? Ich finde, sie sind ein bißchen zu weich. Brian mag sie knackiger. Unser Sohn Brian«, setzt sie für Sarah hinzu. Sie will es erklären. »Unser Sohn Brian...« sagt sie und verstummt.

Mercy und ihr Vater wechseln einen Blick.

»Mercy«, sagt er steif. »Mercy...« - er fleht sie an, will eine Floskel hören, irgend etwas Neutrales, Harmloses.

Aber die Worte bleiben ihr in der Kehle stecken.

»Mercy«, sagt er barsch vor Anstrengung. »Ich glaube, du solltest deiner Mutter jetzt ihren Tee machen.«

Mercy nickt. Als sie scharrend den Stuhl zurückschiebt, kippt er nach hinten um. »Tschuldigung«, murmelt sie. »Entschuldige, Dad, bin schon dabei.«

In der Küche konzentriert sie sich ganz auf die Einzelheiten, taucht ein ins Gelärme der Einzelheiten, lauscht dem scheppernden Trivialitäten-Orchester, läßt die Nuancen aufeinanderprallen, zu Crescendi anschwellen: das Aroma der Teeblätter, die Dellen in der zerbeulten Kanne, die auf Hochglanz polierten gerundeten Oberflächen, die Spiegelungen, ihr längliches Mondgesicht, die Textur des selbstgehäkelten Teewärmers, das Pfeifen und Dampfen des Wasserkessels, das siedende Wasser, das schäumt wie ein Fluß bei Hochwasser. Ihre Mutter hat recht. Klammere dich an die Einzelheiten, vielleicht retten sie dich am Tag des Untergangs. Die Kleinigkeiten, die köstlichen Kleinigkeiten was für ein Segen sie doch sind - erzeugen einen solchen Radau, daß alles andere darin untergeht. Die Unterhaltung im Eßzimmer beispielsweise verblaßt zu einem unverständlichen Murmeln im Hintergrund.

Als sie ihr Tablett mit Tee, Milch und Zucker ins Zimmer zurückträgt, hört sie ihre Mutter sagen: »Einmal, als Brian noch sehr klein war - ich weiß es noch wie heute -, da hat er eines Abends auf der Veranda gestanden und den Mond angestarrt, es war Vollmond, denn die Nächte, Sarah, die sind hier draußen sehr klar und manchmal auch sehr kalt, und man sieht Millionen und Abermillionen von Sternen, der Himmel ist einfach großartig, nicht wahr? In der Stadt sieht man angeblich nicht so viele Sterne, ich weiß nicht mehr, womit das zusammenhängt, Charles wird es wohl wissen... schon seltsam, bis zu meinem zehnten Lebensjahr hab ich in Brisbane gelebt, danach haben sie meinen Vater nach Longreach versetzt, das liegt im Busch, ist aber immer noch eine Kleinstadt, ich hab also in Groß- und Kleinstädten gelebt, wenn auch nicht besonders lange, und heut kommt mir das vor wie ein Traum, im Grunde kann ich mich überhaupt nicht daran erinnern.« Sie lacht. »Städte sind für mich ein bißchen wie der Himmel. Ich glaube an sie, glaube, daß Brisbane immer noch existiert, und trotzdem ist es nicht besonders real für mich, wissen Sie. Natürlich weiß ich, daß er wirklich existiert - der Himmel, mein ich - und noch viel realer ist als Brisbane. Ich bilde mir immer ein, ich hätte in einem Garten in Brisbane gestanden und die Sterne betrachtet, aber auch das ist wohl nur ein Traum. Als Brian noch klein war, wollte er jede Nacht die Sterne zählen. Seine Ergebnisse hat er dann immer in ein Buch eingetragen. Ich weiß noch, wie er mal den Mond angestarrt und gesagt hat: ›Mummy, knipst Gott ihn eigentlich jeden Morgen aus?‹ Ist das nicht herrlich?«

»Solche Augenblicke...«, sagt Sarah, »solche Erinnerungen an unsere Kinder...« Sie hält sich die rechte Hand vor den Mund. Mit der linken richtet sie ihre Gabel entlang der weißen Karos auf der Gangan-Decke aus, kneift kurz die Augen zusammen, rückt die Gabel gerade. Entschlossen plaziert sie das Salzfaß, dann den Pfefferstreuer auf der gleichen Achse. »Sie können einen überwältigen, nicht wahr, diese Erinnerungen an ganz

winzige Dinge?»

Plötzlich dämmert es Vi. »Ihre Amy...?«

»Es tut mir leid«, sagt Sarah. »Ich bin ein bißchen durcheinander. Weil Sie vom Mond gesprochen haben.«

Vi streckt die Hand aus und legt sie auf Sarahs Arm. Sarah starrt darauf. Es sieht aus, als tauschten die beiden via Hautkontakt Informationen aus. Als übermittelten sie sich auf diesem Wege alles, was sie voneinander wissen müssen.

Mercys Vater vergräbt das Gesicht in den Händen.

Mercy betet. *Bitte, lieber Gott*, beginnt sie gewohnheitsmäßig, aber nein, sie läßt es lieber. *Miss Rover, Miss Rover*, denkt sie statt dessen verzweifelt. Aber Miss Rover flüstert wie stets: *Ohnmacht ist verführerisch, Mercy. Du mußt selber denken, selber handeln*. Und so verfügt sie aus eigenem Recht und eigener Kraft, daß alle den Mund zu halten haben. Verfügt Schweigen.

»Ihr Essen«, sagt Vi zu Sarah. »Sie habens kaum angerührt.«

»Ich hatte da plötzlich so eine... und sie war so intensiv, daß ich den Flieder neben der Veranda gerochen habe... Amy muß damals zehn oder elf gewesen sein... ein schwieriges Alter, nicht wahr, wenn man seine Mutter verloren hat und sich hinsichtlich seines Vater sowieso nie sicher war...? Und dann Amy und ich, wir haben nie so recht gewußt... erst war ich ihre Lehrerin, dann war ich plötzlich ihre Stiefmutter, es war schon ziemlich kompliziert. Im Grunde hat Amy die Sache selbst eingefädelt, und das Merkwürdige ist...« Als sie sieht, daß Vi automatisch nach dem Eintopf greift, hält sie ihr den Teller hin und läßt sich einen weiteren Löffel Stew auf den noch fast unberührten Teller häufen. »Ganz köstlich«, sagt sie. »Tut mir leid, daß ich nicht so großen... Es sind die kleinen Dinge, nicht wahr? Kleinigkeiten, die sich im Gedächtnis festsetzen, und sie haben eine Kraft, als wär die konzentrierte Essenz der Vergangenheit in ihnen enthalten. Ein Tropfen, und eine ganze Epoche lebt wieder auf,

all die Empfindungen, die man längst vergessen hat...»

»Ja«, sagt Vi erregt. »Ja. Genauso ists. Ich weiß noch, wie Brian mal ein kleines weißes Hemdchen anhatte, das ich ihm genäht habe, und eine braune Hose... Ich hab eine alte von Charles zerschnitten, erinnerst du dich noch an die Hose, Charles? Sie hatte dünne schwarze Streifen, die man kaum sah, und Brian hat immer behauptet, es juckt ihn an den Beinen. Und dann hat er Charles immer gefragt: ›Was ist denn das? Jucken? Warum juckts mich, Daddy? Kitzeln die Härchen an meinen Beinen die Härchen an der Hose?‹ Was für Ideen das Kind hatte.« Sie schüttelt den Kopf in zärtlicher Verwunderung. »Wie hieß nur das Buch wieder, Charles, das du ihm immer vorlesen mußtest? Immer wieder, er hat das ganze Buch auswendig gekonnt.«

Charles mustert sie bekümmert. »Vi«, sagt er flehentlich.

Ihr Familienleben, denkt Mercy, ähnelt immer mehr jenem Kinderspiel, bei dem der Spielleiter so tut, als hätte sich der Wind gedreht. Und bei jedem Wechsel der Windrichtung müssen alle - mit erhobenen Armen, gegrätschten Beinen, aufgerissenen Mündern - mitten in ihrer jeweiligen Bewegung erstarren. Alle haben es kapiert, sogar Sarah hat begriffen, daß man besser schweigt.

»Ja«, sagt Vi, »ja, Sie haben recht. Es tut mir leid, Charles, ich muß nur immer wieder... O Mercy, du hast Tee gemacht, wunderbar. Könntest du vielleicht...? Danke, Darling.« Sie greift nach dem Tablett, das Mercy ihr über den Tisch schiebt. »Ist der nicht hübsch?« sagt sie zu Sarah und schmiegt rasch die Wange an den farbenfrohen Teewärmer. »Meine Mutter hat ihn gehäkelt. So was kriegt man heute nicht mehr, nicht für Geld und gute Worte.« Sie schenkt Tee ein, hantiert gedämpft-geschäftig mit Tassen und Untertassen. »Aber was war das bloß für ein Buch? Wo haben wir das nur hingetan, Charles?«

»Vi«, sagt er verzweifelt. »Vi, Liebes.«

Da haben wir nun einerseits die Tatsache, daß Reden nicht weiterhilft, denkt Mercy. Und andererseits das Bedürfnis zu reden, das unaufhaltsam wie ein über die Ufer tretender Fluß über uns hereinbricht.

Sie beobachtet Sarah. Spürt, daß die aufsteigenden Worte sie würgen, ihr förmlich im Hals steckenbleiben. Und auf einmal kann sie auf dem Bildschirm in ihrem eigenen Kopf Sarahs Gedanken lesen. In letzter Zeit passiert ihr das immer häufiger, ganz plötzlich erscheint etwas auf der Rückseite ihrer Augäpfel. Kein gutes Zeichen. Beängstigend. Weil ich zuviel denke, denkt sie. Weil ich lese. Weil ich vom Baum der Weisheit gegessen habe.

Sie sieht die angespannten Handgelenke des Mannes im Lieferwagen. Die sie an die Handgelenke Gideons erinnern, als er sie an Donny übergab. Sie spürt, wie sich eine Frage in ihr regt. Sie liegt ihr auf der Zunge. Aber sie spricht sie nicht aus, sondern sagt nur müde und ohne es eigentlich zu wollen: »Im Bethaus haben sie irgendwann mal die Bücher meines Vater aus der Bibliothek geschleppt und ins Feuer geworfen. Auch die Bücher von Miss Rover wollten sie nach ihrer Abreise verbrennen, aber sie haben nur ein paar davon in die Finger gekriegt. Ich hab sie gerettet, ich hab sie versteckt. Und keiner weiß es. Sie war unsere letzte Lehrerin.«

Sarah schiebt ihren Teller zur Seite.

»Sie hätten wieder zurückfahren sollen«, sagt Mercy traurig. »Ich hab's Ihnen ja gesagt. Sie hätten sich im Lieferwagen verstecken sollen.«

»Nein«, erwidert Sarah ruhig. »Ich tue, was ich tun muß.«

Tut auch Mercy, was sie tun muß?

Sie sieht Nicks schöne Augen vor Ma Beresfords Fenster. Den Tanz seiner Zeigefinger. Er wird sich in jede nur denkbare Richtung stürzen, denkt sie.

Und das wird auch Sarah tun.

Und ich auch, gelobt sie sich.

Diese Woche

Jess: Das Schweigen von Old Silence

Das Schweigen ist unser Medium hier draußen, im Schweigen treiben wir dahin. Es wölbt sich über uns wie die riesigen Segel der Galleone Erde, bläht sich bis hinauf in die außerirdische Geographie der Milchstraße; es plätschert in der Tiefe, wo die schimmernden Opaladern verlaufen; nach Westen hin erstreckt es sich bis zu den eiszeitlichen Küsten, und allein der rostfarbene, pulverisierte Fels trennt das Damals vom Heute. Wenn ich die Augen zusammenkneife, sie zum Schutz gegen den gräßlichen Glast mit der Hand beschatte und über die stummen Feuerzungen, die bröckelnden roten Hochebenen hinweg nach Osten und ins Morgen starre, hin zur queensländischen Küste, die nur eine vage Vorstellung ist, so erblicke ich immer nur eine Stille von solch gellender und ohrenbetäubender Eindringlichkeit, daß mir übel wird.

Aus dieser Entfernung mutet die Lautlosigkeit des Feuers besonders unheimlich an, obwohl ich mir sein Krachen und Knistern und Knattern in Bernies Pub und im Betsaal, wo nun keiner mehr ist, der es hören könnte, durchaus ausmalen kann.

Welches Geräusch erzeugt wohl ein umstürzender Verandapfosten in einer Geisterstadt?

Hier draußen in den Breakaways, im Land der Luftspiegelungen, Salzpflanzen und verlorenen Sprachen, ist es schwer, die Begriffe von Zeit, Raum und Klang voneinander abzugrenzen. Sie erscheinen mir austauschbar. Sie erscheinen willkürlich, schlüpfzig und ungewiß. Vielleicht ist es ja eine ganz andere Stadt, die da brennt, und nicht Outer Maroo.

Vielleicht hat sich das Feuer inzwischen verzehrt, und wir sehen nur noch Geisterflammen, die Fata Morgana eines Großbrands.

Aus diesem Blickwinkel ist es unmöglich, eindeutig zu bestimmen, wo die Zeit endet und der Raum beginnt und wie man möglicherweise den Klang von beider Schweigen beschreiben könnte (denn es gibt diesen Klang, den die Stille im Innenohr und in der bewußten Erinnerung, entlang der Arterien und Lymphdrüsen und auf der Haut erzeugt, einen Klang, der einem Herzschlag, einem Trommelschlag ähnelt, dem Stampfen der Tänzer bei einem Corroboree, der vergehenden Zeit, dem Wind, der über Tausende von Meilen hinweg über den nackten Fels streicht). Hier draußen kommt es mir vor, als seien Zeit, Raum und Klang nur Funktionen voneinander, als seien sie miteinander verwandt, wie Festes, Flüssiges und Gasförmiges miteinander verwandt sind. Verstohlen überschreiten sie ihre Grenzen, und ihre getrennten Zustände vereinigen sich an diesem Nullpunkt, wo ich wie Robinson Crusoe unten in den Breakaways sitze.

Die »Breakaways«. »Breakaway Country«. Ich spreche die Worte laut, weil ich auf diese Weise vielleicht verständlich machen kann, wie der Klang meiner wie ein Kieselstein hüpfenden Stimme Teil dieser Geographie wird, diesen Raum in die besondere Form meines Denkens hineinsaugt und ihm einen Ort in der Zeit verleiht, die ich mich erdreiste als Zeit meines Lebens zu bezeichnen.

Schon komisch. Ich erlebe die Zeit meines Lebens.

Ich zerlebe sie. Ich breche mit all meinen Vergangenheiten, hier, wo die Geländeformen sich losreißen und durchgehen wie wilde Pferde.

Die bloße Vorstellung eines »Breakaway Country«, eines rebellischen Landes, impliziert in rein sprachlicher Hinsicht ein zeitliches Ereignis, eine bestimmte Begebenheit, vor der sich das Land in einem stabilen und stimmigen Zustand befunden

hat, irgendeiner Outback-Norm von erschöpfter, verdorrter Flachheit, zu der diese jäh aufragenden Mesas und schroffen Klüfte eine Abweichung darstellten. Abweichung in der Tat. Als »Breakaways« haben wir Landvermesser sie bezeichnet und sie auf unseren offiziellen Karten ausschraffiert. Die Breakaways waren - wie man wohl durchaus sagen konnte - eigensinnig: ein Land, das etwas vom aufrührerischen Geist eines Pubertierenden besaß.

Für die Fortbewegung, den Fortschritt (wohin? zu welchem Zweck?) stellen sie sicherlich ein Hindernis dar - für uns, für die Opalschürfer, für Ethels Horde, die Forscher und vor allem für die Landvermesser, und folglich steckten wir das Problem nicht nur mit unseren Instrumenten, sondern auch mit Worten ab, schlugen ein paar Begriffspfähle ein. Sie hat etwas sehr Subjektives und Wertendes, diese Sprache der Kartographen. So sprechen wir etwa von *abweichenden Geländeformen* und sagen damit gleichzeitig: Das sind die moralischen Grenzpfosten, die manchmal parallel zum Dingozaun verlaufen, aber nicht müssen.

Die Breakaways jedoch bleiben ungerührt. Mit fliehenden Stirnen und zerfurchten Füßen, die sie spröde wie die Sphinx vor der Brust zusammenpressen, brüten sie stumm vor sich hin. Sie wachen über die Bora-Ringe, jene labyrinthischen Steinkreise, die vor wer weiß wie vielen Jahrtausenden hier angeordnet wurden. Es gibt große Ringe, kleine und solche, die andere umschließen, ein kompliziertes Paisley-Muster bilden, einen großartigen Corroboree-Platz und Versammlungsort von fünf Stämmen. Wie ein geisterhafter Puls trommeln Tausende von Abwesenheiten auf die rote Lehmhaut. Sie sind hinabgesunken in die Jahrhunderte, in die dunkle Geschichte Inner Maroos, sind nach Bourke gezogen, nach Innamincka, nach Cunnamulla, sind nicht mehr da.

Dort unten zwischen den Bora-Ringen liegt Inner Maroo, ein verschüttetes Tunnelsystem am falschen Ort, in den falschen

Ringen. Auch Oysters Reef, das ich von hier aus nicht sehen kann, liegt dort, direkt hinter dem Felsvorsprung, der an einen kauernnden Riesen erinnert. Das ist *Lungkata*, erzählt mir Ethel. Er mußte sterben, weil er Emu-Eier gestohlen hatte. Und die Speernarben an seiner Seite - die tiefen Längsrillen, die Schluchten - sind immer noch zu erkennen.

»Er hat zur Wangkumura-Horde gehört, *meiner* Horde«, sagt sie.

Ihre Horde ist immer noch da, überall um uns herum, war da im Anbeginn und wird sein bis in alle Ewigkeit. Sie spürt ihre Leute, behauptet sie. Sieht sie. Sie reden mit ihr, die Urahn. Ich stelle mir vor, wie sie herumhocken, Gidgee-Blätter rauchen und palavern, leise und glucksend miteinander kichern, versengte Eidechsenstreifen kauen. Vor einer Woche, einem Monat, einem Jahr hat sie Zwiesprache mit ihnen gehalten. Sie hat gewußt, was auf uns zukommt. Diese Stadt ist gesungen worden, Jess, hat sie mich immer wieder gewarnt. Auf den Felswänden der Breakaways steht es geschrieben. Die Tage von Outer Maroo sind gezählt (was mir keiner erzählen mußte), aber sie hatte ja Zeit. Hatte keine Eile. Konnte still in sich hineingrinsen und abwarten.

Und jetzt ist ihre Wartezeit zu Ende; und schon ist auch der alte Fuckatoo wieder da und läßt sich auf uns nieder.

Ich sehe den glühenden Raubvogeldunst über der Stadt brüten. Der einstigen Stadt. Von hier aus hat man sie nie richtig gesehen, aber ihr verklärtes Selbst, Aurora Maroovialis, schwebt über ihr wie ein Geisterschiff über seinem realen Zwilling: der strahlende Sonnenuntergang Outer Maroos, die reine Idee von Oysters Stadt des Lichts.

Obwohl die Breakaways von der Stadt aus in zwei Fußstunden erreichbar sind (wären), sieht man sie nicht, da sie in der sanftgewellten Landschaft und hinter struppiger Vegetation verschwinden, hinter Akazien, Mulga, Gidgee und

verkümmerten Eukalyptusbäumen, die das Feuer nun gierig verschlingt. Um mich herum herrscht Hektik, lautlos und rasch wandern Känguruhs und Wallabys, Schlangen, Eidechsen und Vögel ab: die Ratten verlassen das sinkende Schiff.

Emus - ein Paar - staksen unbeholfen durchs Gebüsch, schnappen nach Insekten, streifen die niedrigen Bäume, und ihre Köpfe bewegen sich in völligem Einklang und mit unheimlicher, traumwandlerischer Anmut, als seien sie ganz in ihren privaten Pas de deux vertieft: zwei konfuse Ballettänzer mit flauschigen Vogelschädeln, nichts als Augen, die über Beinen und Hälsen dahinschweben. Und jetzt hat meine Witterung sie erreicht. Sie stehen stockstill vor Schreck. Entrüstet fahren sie ihre langen Hälse aus, die panisch zu zucken beginnen, und die zarten Beine trappeln den Takt dazu, tänzeln ein paar Schritte nach der einen, dann nach der anderen Seite, entsetzlich unentschieden, wohin sie sich wenden sollen auf ihrer fluglosen Flucht. Sie wirken komisch und ergreifend. Ich muß bis zwölf zählen, ehe sie sich mit wie Tutus wippenden Federröckchen für eine Richtung entschieden haben.

Das Seltsame ist hier draußen das Normale.

Ethel hat zu singen begonnen, einen leisen gefühlvollen, aus Viertelnoten, gar keinen Noten, Noten einer unbekannten Tonleiter bestehenden Singsang.

»Diese Stadt is gesungen worden, Jess«, meint sie selbstzufrieden und zum x-ten Mal. »Mit dem Kaff wars schon mal aus und vorbei, und jetzt isses wieder aus und vorbei. Bist geliefert, Jess.«

»Mir solls recht sein«, erwidere ich. »Hab diese Haut eh längst abstreifen wollen.«

Ethel lacht und droht mir mit dem Finger. »Schlangenlady«, sagt sie. »Vielleicht kommste ja nächstes Mal als Jackamarafrau wieder, Jess. Aber mit Outer Maroo isses aus und vorbei.«

Wiederkunft und neuerliche Entrückung, denke ich, und der

Busch wird brennen bis in alle Ewigkeit.

Mein Reich ist gekommen, hat Oyster gesagt.

Und ein anderer sagte: Ich bin Ozymandias, König der Könige...

Hier draußen in der roten Wüste, nichts als roter Sandwüste, soweit das Auge reicht, beschleicht mich das Gefühl, daß ich der einzige, der letzte Bezugspunkt bin für Vorstellungen wie Daten, Landkarten, Sprache - und was für ergreifende Ideen das doch alles sind, was für tapfere kleine Listen, wie verzweifelt, gewitzt und gleichzeitig lächerlich sie doch anmuten in ihrem Bemühen, uns im Chaos Halt zu verschaffen. Sie sind wie die Kerzen, die die Frommen und Verzweifelten in der Kirche entzünden. Und schließlich muß ich es ja wissen: als einstige Novizin und Ex-Kartographin, ehemalige staatliche Landvermesserin. Diese Phase meines Lebens (die Landvermesserphase) endete unerwartet und abrupt. Wenn ich meinen Geodimeter noch hätte, könnte ich sie exakt lokalisieren. Der Geodimeter sendet Lichtwellen aus, die auf topographische Hindernisse stoßen, von dem sie zurückprallen ins beobachtende, messende Auge. Und genau dies war der Punkt des Übergangs von einer Jess Hydeschen Inkarnation in eine andere: eine Sommernacht, die länger zurückliegt, als ich wahrhaben möchte. Ich könnte meine Querlibelle nehmen, meine Auflageplatte aufs Stativ schrauben und die Geländeformen von Tod und Wiedergeburt aufs Exakteste ausschaffieren: in Roma, einem Viehhandelsstädtchen im Innern von Queensland, ein paar Tagesreisen östlich von hier, an einem Tag seismischer Kollisionen, an dem unvereinbare Schichten frontal, heftig, berstend aufeinanderstießen.

Übrigens nicht zum erstenmal in meinem Leben. Ganz und gar nicht.

Ich blicke auf die Teilstücke meines Selbst und meiner Geschichte, und alle stimmen sie, alle sind sie da, alle

schwimmen sie um mich herum (und die Zeit ist das warme Bad, in dem ich sitze, so male ich es mir hier draußen jedenfalls aus; wenn es auch ein verrücktes Bild sein mag, an einem Ort, wo man sich Wasser nur als schimmerndes Trugbild in der leeren salzverkrusteten Pfanne der Sea of Null vorstellen kann. Aber da sind sie, schweben vorbei wie Seifenblasen: meine Zigeunerkindheit, die Jahre im Kloster - und welch ein Widerspruch zwischen den beiden!). Und dort, ein späteres Ich, mit den Insignien der Staatsmacht und teurer Ausrüstung versehen und kein bißchen klüger, das immer noch versucht, zu jener schicksalhaften Abzweigung zurückzufinden.

Hier im Busch kann man sich keine Illusionen machen: Was immer die geeichten Instrumente und Theodoliten auch behaupten mögen, all die Tabellen, Taxonomien und Diagramme sind nur flackernde *Wünsche*, Flämmchen, das Verlangen, dem Unbezähmbaren eine Ordnung aufzuzwingen, nichts als der niemals aussterbende, rührende Glaube an die Magie, und genau das ist Kartographie.

Auf der einen Seite steht ein Herkules, der mit seiner Muschel den Ozean leerschöpft. Und auf der anderen sind wir, die wir ins schwappende Kielwasser irgendeiner Gewalt geraten oder irgendwelcher Galaxien, Wüsten, Stadtstaaten, Kontinentalplatten, die auf Grund gelaufen sind, von Weltkriegen, Kindheiten, Dürren, explodierenden Sternennebeln, unzähligen Tassen Tee, Eltern, Lehrern, Vermessungsinstrumenten und Landkarten, Flaggen, im Auf- oder Abstieg befindlichen Nationen, altem Haß, alter Angst, alten, immer wieder auflebenden Leidenschaften, apokalyptischen Phantasien, Furcht und Schrecken des Jahrtausendendes, kommunalen Verordnungen, Erdbeben, Überschwemmungen... ja, da stehen wir und analysieren und etikettieren und lesen unsere topographischen Meßwerte ab und schalten das Radio an und schauen auf unsere Uhren und machen Liebe.

Liebe machen...

»Ich liebe dein Lachen, wenn du kommst«, sagt Major Miner, und mir ist, als ob all die verkapselten Jahre knallend wie ein Champagnerkorken herausgeschossen kämen, ich will nicht mehr aufhören, ich rolle, rolle, rolle über grünes Gras und die Akazien und die Hügel der Kindheit, die Bahndämme, die silbernen Gleise, und sie blinken und blitzen, und wie ein Pfeil schieß ich davon ins Gelobte Land.

»Mein Dad«, japse ich benommen, »mein Dad war ein... mein Dad war ein...«, und auch der Major lacht. Er hatte eine ansteckende Lache, mein Dad. Wenn die mal in Fahrt waren, diese Gleisarbeiter, da waren sie nicht mehr zu halten. »Mein Dad war Gleisarbeiter«, keuche ich. »Er hat mich immer... hat mich immer mitgenommen...« Und ich spüre wieder, wie die Lore dahinschießt, wie herrlich es war, die rhythmische Schaukelbewegung des Hebels, die schuftenden, schwitzenden, singenden, fluchenden, lachenden Männer, die ihre Blasen verwünschten und die es liebten, dieses erbarmungslose Auf und Ab und die Geschwindigkeit, während die Lore die schnurgeraden silbernen Gleise verschlang und hinter sich wieder ausspie, ein einziger Rausch war das, der Himmel auf Erden, dieser wilde wahnsinnige Wirbel des Gelächters, mit dem wir dahingebraust sind.

»Mein Dad und meine Mum«, sage ich, »hatten einen sehr schlechten Ruf. Wir waren Gleisarbeiter, Vagabunden, immer auf Achse.« Ich habe sie geliebt. Hab diese Ungebundenheit geliebt. Es kommt mir vor, als hätten wir unsere Tage und Nächte lachend verbracht, aber natürlich gabs auch Gewalt, Geschrei, Streitereien, Flaschen flogen durch die Luft und gingen zu Bruch, es wurde gesungen und gehungert, man trank Schnaps, aß billiges, fettiges Essen und erzählte Geschichten, stritt und liebte sich. Sie haben mich geschlagen und umarmt. Ob Küsse oder Schrammen, mit beidem war man großzügig. Ich war glücklich. Es war herrlich, herrlich. Wunderbar, wie die

Liebe in diesen improvisierten Lagern ihr Bündel entrollte, die Flasche und die Kippen herumgehen ließ, ich hab das alles geliebt, das Singen, die Männer und Frauen, die sich vögelnd unter den Decken wälzten, die Lagerfeuer, die blubbernden Feldkessel, das Grillen der gestohlenen Schafe, die Besoffenen, die alle auf einem Haufen schliefen.

Major Miner meint verwundert: »In Outer Maroo hab ich dich kein einziges Mal lachen hören.«

Nein, denke ich. Nein.

»Es ist schon zu lange her«, erkläre ich ihm. »Es fällt mir schwer, mich dran zu erinnern, es ist zu weit weg. Ich hab alle Brücken abgebrochen.« Und plötzlich ist es wieder da. Weil er da ist.

Die Lager der Gleisarbeiter - ja, das war *vor* der Verlegenheit, war, bevor ich wußte, was Schande ist, vor meiner Errettung, bevor man mich in die Schule steckte, ins Kloster sperrte, ehe ich mit der Scham Bekanntschaft machte.

»Meine Kleider haben nur so gestarrt vor Schweiß und Dreck«, erzähle ich ihm. »Waren hart wie Bretter. Ich war ein richtiges kleines Ferkel.« Vielleicht hatten die Sinne ja eine Abkürzung genommen: über den süßen Schweiß der Liebe, den köstlichen ledrigen Gruben- und Sprengstoffgeruch von Major Miners Haut. Ich streichle sie, knabbere daran, beiße. »Du schmeckst so gut«, sage ich und muß gleich wieder lachen. »Mein Nußbrauner.« Wie glücklich ich in jenen dreckigen, schweißigen Zeiten war. Wie glücklich. »Ich erinnere mich fast nie an diese Zeit«, seufze ich. »Nicht mal in meinen Träumen. Es ist zu lang her. Nur, wenn ich bei dir bin.«

Ich sei eine kleine Range, hieß es damals, ein rotzfreches sechsjähriges Luder mit unverschämten Augen. »Sieh dich vor«, warne ich Major M. »Ich war eins von den Mädchen, vor denen dich deine Mutter gewarnt hat. Bei mir kannst du dir alles mögliche holen. Ich bin gefährlich.« Ich hab geraucht damals.

Geflucht wie ein Rollkutscher. Hin und wieder hatte ich Läuse. Faßt sie nicht an, warnten andere Eltern ihre Kinder. Ich wußte, was Ficken bedeutet. Jede Nacht sah ich es überall ringsum, die Körper unter den Decken, die vor Wonne zuckten und stöhnten, und über uns die Sterne. Danach ließen mich meine Eltern in die heiße schweißige Höhle zwischen ihren Leibern kriechen. Und küßten mich. Das braune Gras stach durch die Bodenplane. Die Zudecke war steif vor Liebe.

»Gott, bist du scharf. Du bist völlig verrückt«, lachte Major Miner. »Wie ein junges Mädchen, eine richtige wilde Hummel.«

»Jetzt bist du geliefert«, warne ich ihn. Ich bin gierig, ausgehungert, ich kann nicht mehr aufhören. »Schon mal vom Todeskuß gehört, das bin ich. Jetzt gehörst du mir.« Ich habe Angst vor dem Erwachen, Angst, nicht mehr zurückzufinden. Ich will dreckig und feucht bleiben, ich sehe die Gleise blinken, ja, das ist meine Welt. »So bin ich«, keuche ich. »Ich kann mich nicht verleugnen.«

»Halleluja«, sagt er. »Gott sei gelobt, gepriesen und geßbeigt, Amen.«

Ich lache und kann nicht mehr aufhören.

Wir sind schon gemein, denke ich mir, die Welt steht in Flammen, und was tun wir? Keinerlei Taktgefühl. Keine Achtung vor Konventionen. Genau wie meine unmöglichen Eltern.

»Worüber lachst du?« fragt er, ebenfalls lachend.

»Über meine Mum«, pruste ich. »Als sie mich zum ersten Mal holen wollten. Wie sie sie nachgeäfft hat, wie sie...« Sie hat was von Keuchhusten, diese wahnwitzige Ausgelassenheit. Schraubt sich in Höhen, wo es keinen Sauerstoff mehr gibt. Gleich werd ich blau anlaufen. »Wie sie... wie sie... und die anderen dann... Die Weiber von der christlichen Frauenliga. Hüte hatten die auf, Hüte!«

»Schsch«, sagt er. »Schsch... du erstickst mir ja noch.«

»Und *Handschuhe!*« japse ich.»*Handschuhe!*«

»Schsch.« Er schiebt seine gefalteten Hände zwischen meine Beine, sachte, als ob dort die Stille zu Hause wäre. Hier beginnt der Frieden, sagt seine Hand, und sein wunderbarer Geruch vermischt sich mit Bahngleisen, schmutzigen Schlafsäcken, dem durchdringenden Aroma von verdorrttem Gras und Kletten.

»Sie sollen sich verpissen, hat sie gesagt.« Ich bin wieder nüchtern. »Sie hat sich einen Topfdeckel auf den Kopf gesetzt, als wärs ein kesses kleines Hütchen. Hat gesagt: »Meine Kleine ist zehnmal soviel wert wie eine von euren affigen Töchtern, und weiß zehnmal soviel wie irgendein Schulkind.« Sie hat ihnen mit dem Ausweidmesser vor der Nase rumgefuchelt. »Nur über meine Leiche kriegt ihr sie«, hat sie gesagt.«

Noch immer spüre ich diesen geradezu rauschhaften Triumph sie sind vor ihr zurückgewichen wie verschreckte Schafe. Und die Schimpfnamen, die sie ihr an den Kopf warfen, sah ich damals richtig vor mir, wie Feuerwerksraketen und in sprühender Glitzerschrift. Schlampe, Nutte, Hure von Babylon. »Selber Hure von Babylon«, erwiderte meine Mutter gleichgültig und wedelte mit ihrem Messer herum. Für mich waren das damals magische Worte, jedes einzelne eine Offenbarung, ein Abrakadabra, ein Sesamöffnedich. Flüsternd schwang ich diese Worte wie Säbel, wie Flammenschwerter. Rezitierte sie wie ein Gebet. Das Leben der Gleisarbeiter erschien mir als das Paradies schlechthin.

»Wir waren frei wie wilde Wallabys«, sage ich. »Frei wie Brumbies.«

Wild waren wir. Unbezähmbar.

Und ich wußte, daß ich immer einen Schutz haben würde, daß ich nur mit meinem Säbel-Wort losschlagen mußte. *Hure von Babylon*, würde ich sagen, und meine Feinde würden vor mir zu Boden stürzen.

»Aber letztendlich hat man dich ihnen doch weggenommen,

oder?« fragt Major Miner.

Am Ende schon.

Im neuen Leben.

Und zwar mehr oder weniger über ihre Leichen. Und man hat mich so weit fortgeschleppt, daß jeder Gedanke an Rückkehr sinnlos war.

Damals träumte ich immer wieder einen Alptraum: zwei Schienenpaare, zwei Loren voller Gleisarbeiter, beide ohne Bremsen. Der entgegenkommende Wagen schießt wie ein Meteor an uns vorbei. »Jess!« rufen sie im Vorbeisausen. »Dad!« brülle ich in den Sog hinein. »Mum!« Aber mit Lichtgeschwindigkeit rasen wir immer weiter auseinander.

Ich spiele ein altes Kinderspiel auf dieser Landspitze, am Rand meiner privaten Mesa. Seit Jahren tue ich das schon, wandere hinaus, hole meine Totems aus ihrem Versteck, lege sie wieder zurück. Vertreibe mir die Zeit, indem ich drei Dinge, die ich alle nur einen Steinwurf von meinem Sitzplatz entfernt gefunden habe, in die Luft werfe und wieder auffange: da ist zum einen die versteinerte Muschel; ihre Schmetterlingsflügel sind perfekt, völlig unversehrt, und berühren sich zart wie zum Gebet gefaltete Hände. In ihrem Innern befindet sich wahrscheinlich immer noch die geschrumpfte Muschel (vielleicht ist sie opalisiert, aber ich kann mich nicht überwinden, die makellosen Schalenhälften auseinanderzubrechen) und wohl auch die versteinerte Erinnerung an jene Zeit, als ein Ozean diesen Felsen bespülte. Mein zweites Fundstück ist eine dicke lange Wurst aus fossilisierter Dinosaurierscheiße, und das dritte eine zerdrückte Bierdose, deren vier Xe die Sonne fast völlig verblichen hat. Immer wieder hab ich hier draußen laut aufgelacht und bin dann erschrocken zusammengefahren beim gräßlichen Klang meines aus der Stille zurückhallenden Gelächters.

Die Zeit ist ein Witz, denke ich mir. Sie rauscht vorbei wie

die Lore der Gleisarbeiter und verschwindet im Nichts. Lautlos, ohne Geräusch.

Hier draußen hat die Stille etwas geradezu Bedrohliches, und ihre beängstigende Unermeßlichkeit verleiht ihr nichts Goldenes, sondern eher etwas Poliertes, Glattes. Immer hängt dieser feine rötlichbraune Dunst in der Luft... nein, Dunst kann man es nicht nennen, denn gerade an Feuchtigkeit - wie an so vielem anderen - mangelt es hier, und dennoch hat die Luft etwas Dunstartiges, rote Staubpartikel werden von der Thermik emporgerissen, schweben wirbelnd wie Roststäubchen umher, sinken wieder zu Boden und überziehen Salzbusch, Gidgee und das Bewußtsein mit einer Schicht, so daß die Gedankengrate sichtbar werden und sich abzeichnen wie Striemen oder wie mit dem Finger auf staubige Simse gemalte Landkarten.

Das schiere Ausmaß dieses Schweigens macht uns wohl allen zu schaffen. Jeder fühlt sich veranlaßt, ihm einen Stempel aufzudrücken, es mit der Augenscheinlichkeit irgendeines Geschehens zu beleben. Genau deswegen haben sich die Leute in den Eisenbahncamps, im Pub, im Laden und im Betsaal so gedrängt. Und all den Radau veranstaltet: freudigen zum Lob des Herrn, usw., oder bloß tröstlichen oder bloß heiseren Lärm. Er dient lediglich der eigenen Beruhigung.

Und immer wieder verspüren sie den Drang, Dinge anzusprechen, über die man in der Öffentlichkeit schweigen muß. Tabus, Beunruhigendes. Tabus verlangen geradezu danach, daß man sie bricht; sie können sich zu Zwängen auswachsen; und man muß sie heimlich hinausbrüllen. Nonnen flüstern sie in die Seiten ihrer Meßbücher, im Beichtstuhl und manchmal auch in die Ohren der ihnen anvertrauten jungen Mädchen. Die Einwohner von Outer Maroo erzählen es ihren Rindern... ja, das haben sie getan. Ihren Schafen, den Felsen, den Minenschächten, dem Himmel. Oder sie haben mit mir geredet. Früher oder später sind sie alle zu mir gekommen.

Ist schon eine merkwürdige Sache mit diesem Schweigen, das

ich mir selbst auferlegt habe: Wie es doch alle zu vertraulichen Mitteilungen und Enthüllungen verleitet und gleichzeitig ihre tiefsitzende Überzeugung offenbart, daß die Stummen auch taub sind und vielleicht doof obendrein, auf jeden Fall aber naiv, weswegen Geheimnisse gut bei ihnen aufgehoben sind. So haben mich (oder vielmehr Jess Hyde, was nicht das gleiche ist) wohl die meisten in Outer Maroo gesehen. Old Silence nannten sie mich. Für sie war ich wie eine Wand, ein Felsbrocken oder vielleicht auch wie eine Felsenhöhle in den Breakaways: hohl, empfänglich, fähig, endlos Geräusche zu verschlucken, ein schwarzes Loch, aus dem nichts zurückkommt.

Das war mir recht.

Und trifft die Sache auf den Punkt.

Ich sehe mich selbst als schwarzes Loch, dessen sichtbare Ränder Old Silence sind. Sie war eine Art Maske, ein hastig zusammengestoppeltes Kostüm, das ich mir eines Nachts in Roma hastig überstreifte, sie war der einzige Ausweg aus meiner damaligen Sackgasse.

Es ist etwas geschehn. Wer lange genug im Kreis geht, kommt irgendwann an den Ausgangspunkt zurück. Geht das schon wieder los? denke ich verblüfft. Was hat es mir denn gebracht, all das Vermessen, Markieren und Kartographieren, die Suche nach der verlorenen Zeit? Wo beginnt ein Kreis? Wo hört er auf?

Ich wollte herausspringen aus der Tretmühle.

Wollte die Kreisbahn verlassen.

Wollte den Fluchtpunkt finden, an dem sich die parallelen Gleise vereinigen, und hab das einzige gefunden, was meine Eltern und die Sisters of Mercy, die Barmherzigen Schwestern, gemeinsam hatten.

Ich hab mich zurückgezogen, genau wie sie. Das Schweigen hat mich verschluckt.

Sisters of Mercy. Es ist mir nie aufgefallen, was für eine Ironie das ist! Und in gewisser Weise haben sie sogar Ähnlichkeit mit Mercy Given (in anderer allerdings gar nicht).

»Haben sie denn Gewalt angewendet?« möchte Major Miner wissen. »Als sie dich fortgeschafft haben. Gerichtliche Verfügungen, Polizei und so weiter?«

»Glaub mir«, sage ich benommen, »dieser Weltuntergang hier ist nichts im Vergleich zu dem von damals. Ich meine, für mich persönlich.«

Er kam genauso plötzlich und brutal, war genauso verrückt, verwirrend und zufällig: eine Rauferei zwischen Besoffenen, ein Messer oder auch zwei, nur wie, wie hat es geschehen können? Und doch war es so, ganz offensichtlich war es so, offenbar hatte mein Vater einen Mann umgebracht, den er als seinen Zechkumpan betrachtete. »Ich mach dich kalt, du blödes Arschloch«, hat er gebrüllt, wie von Umstehenden bezeugt wurde. Und danach konnte er sich nicht mehr erinnern, weshalb sie gestritten hatten. »Aber ich hab den Scheißkerl doch so gern gehabt«, meinte er immer wieder. »Hab den blöden Saftsack wirklich gern gehabt.«

Seine überschäumende, geschwätzige, prahlerische Art hat ihn schließlich den Kragen gekostet.

Ich mach dich kalt, du blödes Arschloch.

Urteil: Vorsätzliche Körperverletzung. Vorsätzliche Tötung. In böswilliger Absicht. Lebenslänglich.

»Er hats nicht mal in einem Zelt ausgehalten«, erzähle ich Major M. »Er hat sich in seiner Zelle aufgehängt. Und dann hat meine Mutter...« Die Superschlampe mit dem Topfdeckelhut, die Unverwundbare, die Hure von Babylon... meine Mutter hat sich zusammengerollt wie ein Kind und zu Tode gegrämt. »Der Schock, und der Schnaps... und zum Entzug haben sie sie dann nach Goodna verfrachtet. Und danach war sie mal drinnen, mal draußen, mal in Goodna und dann wieder in der Gosse.«

»Und so bist du dann bei den Nonnen gelandet«, sagt er und streichelt mich.

»Immer noch besser als bei den christlichen Frauen.«

»Arme Jess. Wie alt warst du denn damals?«

»Sieben.«

»Du mußt sie gehaßt haben.«

Eigentlich nicht. Mir hat das alles gefallen: die wunderbare Ordnung, die Sauberkeit, der Vespergesang, der Geruch nach Büchern und Gelehrsamkeit, die kontemplative Stille, diese eigensinnigen klugen Frauen hinter ihren sittsamen Schleiern.

»Irgendwie waren sie wie meine Mutter, weißt du. Die andere Seite der Medaille, sozusagen. Die haben sich nicht rumkommandieren lassen. Und dem Bischof haben sie gesagt, daß er sich verpissen soll, natürlich nicht in dieser Kürze. Sie hatten einen Narren an mir gefressen, und das beruhte auf Gegenseitigkeit.«

Ich war das Hätschelkind des Klosters, wie ich bereits der Liebling der Eisenbahnlager gewesen war; aber eine unüberbrückbare Kluft lag zwischen diesen Welten. Durch jeden wachen Gedanken, jeden Traum zog sich eine Art Grabenbruch. Ich sprach zwei Sprachen, die der Gleisarbeiter und die der Nonnen. Die, wie es mir vorkam, nicht ein einziges Wort gemeinsam hatten.

Einmal im Monat fuhr eine der Schwestern (die ich besonders gern mochte) mit mir nach Brisbane, und wir besuchten meine Mutter in Goodna. »Wir beten für deine Mutter, Jess«, hat sie immer gesagt, und ich hätte sie am liebsten geschlagen. Meine Mutter braucht eure Gebete nicht, hätte ich gern gebrüllt. Sie ist zehnmal soviel wert wie eine Nonne.

Ich hielt es dann nicht mehr aus neben ihr. Mußte mich in die Zugtoilette sperren.

Einmal ist meine Mutter besoffen, stinkend und in ziemlich

abgerissenem Zustand vor dem Kloster in Roma aufgetaucht, und da hab ich mich zum erstenmal wirklich geschämt. Andererseits wußte ich aber auch, daß ich jede Nonne zur Schnecke gemacht hätte, hätte sie es gewagt, sie mitleidig oder tadelnd anzusehen. Meine Mutter war ziemlich schweigsam. Hat nur dagestanden, auf der Veranda, und geheult, und ich hab erschrocken auf die Pfütze gestarrt, die sich zwischen ihren Beinen auf den Dielen ausbreitete. Immer größer ist sie geworden, und es ist geflossen und geflossen, ganz still, und zwischen den Brettern versickert. Ich dachte, ich muß ertrinken.

Als sie wieder fort war, bin ich weggelaufen, einen Tag lang weggeblieben, hab mich in einem Abwasserkanal unterhalb der Gleise versteckt. Manchmal hab ich mich, wenn gerade ein Zug vorbeigebraust war, auf dem Rücken zwischen die Gleise gelegt und die Hände über der Brust gefaltet.

Manchmal war ich vor Übelkeit wie gelähmt.

Ständig hab ich von Zügen ohne Bremsen geträumt.

Mir war, als säße ich auf einer Lore, die zwischen zwei Galaxien unterwegs ist, immer bleibe ich fremd, die Gleise meiner Lore beschreiben Achterbahnschleifen und verknoten sich. Immer bin ich gespalten, bin ich zwei, auf parallelen Schienen, fahre gleichzeitig in beide Richtungen, spreche zwei verschiedene Sprachen, denke unvereinbare Gedanken, die aus verschiedenen Hirnhälften stammen.

Damals hab ich wohl zum erstenmal die Verlockung des Nichts gespürt, und zwar als unwiderstehliche Kraft, als das tote Ende, auf das ich zurase, die absolute Endstation, die mich anzieht, die mich erwartet, auf daß ich ein für allemal entgleise.

Und dann ist es passiert, genauso plötzlich und idiotisch wie bei meinem Vater, in einer dunklen Gasse vor einem Pub in Roma. Es war eine Sommernacht, und wieder war da ein Mann mit einem Messer, ein Mann aus meinem eigenen Vermessungstrupp. Er hat mir gefallen und ich hab gewußt, daß

er scharf auf mich ist. Er hätte alles von mir haben können, hätte mich nur drum bitten müssen, aber das wollte er nicht.

»Stehst doch auf mich, Jess«, hat er gesagt, *festgestellt*, arrogant war er und besoffen.

»Dreimal darfst du raten.«

»Ja, bist ganz scharf auf mich. Und genau das brauchst du, du Obermackerin« - und er hat besoffen gegluckt und mir das Messer an die Kehle gehalten - »gib zu, daß dus kaum erwarten kannst.«

Ich glaube, es war sein Lachen, und das Messer, und daß er obendrein auch noch recht hatte. Und dann haben mich die Furien gepackt, all das Blut, es war unglaublich, und plötzlich hatte ich das Messer in der Hand. Das Blut hat mich ganz konfus gemacht. Ich bin darin ausgerutscht, ausgeglitten, hab neben ihm auf der nassen roten Straße gelegen. Ich hab seinen Kopf in den Armen gehalten und geflüstert: »Hab dich doch nur vögeln wollen, du Dummer, Hübscher.«

Nicht mal mit den Lidern hat er gezuckt, aber die blutigen Münder auf seiner Brust haben geschmatzt, geredet, und danach wollt ich nur noch schweigen. Weil ich zuviel zu verbergen hatte. Genau in dem Augenblick hab ich aufgehört, Jess X zu sein, Jess, die sich von dem schlechten Witz, der das Leben nun mal ist, irritieren und fertigmachen läßt. Hab Dr. Jekyll verbannt, das Sackgewand der Jess Hyde angezogen und mich davongemacht. Erst nach Monaten las ich dann in einer Zeitung, daß ich ihn gar nicht umgebracht hatte. Nur leichte Fleischwunden, hieß es in dem Artikel. Auf Frauen ist einfach kein Verlaß, witzelte er, weswegen man ihnen auch keine Vermessungstrupps anvertrauen sollte.

Arschloch, dachte ich.

Und jetzt hab ich die Endstation erreicht, ja, bin schon jenseits davon, und das Städtchen Outer Maroo und seine fiesen kleinen Geheimnisse liegen auf dem Handteller meiner unermüdlich

sprudelnden Gedanken.

»Mach eine Faust«, hat mein Vater immer gesagt und ein paar spielerische Haken angedeutet. »Mach sie fertig, eh sie dich fertigmachen, sonst hast du nie ne Chance.«

»Das Leben ist beschissen, und am Ende beißt du ins Gras«, hat er gesagt und mich in die Höhe gerissen wie einen Vogel, mich keuchend vor Lachen herumgeschwenkt. »Und deshalb wuchtet die Lore hoch, Jungs, und dann volle Pulle! Ziehst durch, Jungs, solange ihr noch könnt.«

»Bist schon ein verrücktes Huhn«, sagt Major Miner.
»Warum lachst du denn jetzt schon wieder?«

Weils so wunderbar läuft, will ich sagen, aber ich kann nicht, ich krieg keine Luft.

Es läuft so gut, daß ich die ganze Welt wieder heilmachen könnte. Wie ein Puzzle wieder zusammensetzen könnte. *Hure von Babylon*, könnte ich sagen und eine Faust machen. *Abrahadabra*.

Und Major Miners Mund preßt sich auf meinen, und ich verlier mich in seinem Kuß und finde mich wieder.

Letzte Woche

Dienstag

Man sieht es ganz genau, wenn die Leute träumen, denkt Mercy, die still wie eine Katze auf der Veranda lauert und Sarah durch die Schleier der Spitzenvorhänge und des Moskitonetzes beobachtet. Sarah schläft wie betäubt. Es ist die Angst, denkt Mercy: die Angst vor den Antworten. Sie will es wissen und wills auch nicht wissen. Mercy versteht das sehr gut. Sie etwa möchte das Foto von Sarahs Tochter nicht sehen.

Sarah kämpft sich durch ihren Traum. Manchmal murmelt sie ein paar Worte. Mercy sieht Schatten und grelles goldenes Licht über ihre Lider huschen, wenn die Sonne, die um diese Stunde keinerlei Zurückhaltung kennt, ihren glühenden Finger durch Spitze und Netz streckt und alles versengt, was sie berührt. Doch auch etwas anderes, etwas Gegenläufiges wird unter Sarahs Lidern sichtbar; ein Traum, der an die Schale des Schlafes pickt, um sich seinen Weg in die Welt zu bahnen.

Wenn sie aufwacht, denkt Mercy, kann ich ihr Aladdin's Rush zeigen. Wenn sie die Bücher sieht, wird sie es verstehen, dann wird sie wissen, daß ich alles Menschenmögliche unternommen habe.

Ja, aber hat sie das denn?

Vielleicht kann sie in Aladdin's Rush nicht nur ihre eigenen, sondern auch Sarahs Fragen beantworten, ausgesprochene wie unausgesprochene. Vielleicht wird sie es Sarah erzählen, nicht alles... nein, alles nicht, das geht nicht... aber alles, was sie wissen *muß*.

Heiße Luftspiralen kringeln sich durchs Verandageländer, steigen zur Sonne empor. Mercy spürt, wie der Auftrieb sie taumeln macht, sie in Richtung Rush trägt. Sie ist leichter als Luft. Die um sie herumflitzenden Stäubchen zittern vor Heiterkeit. Sie fährt sich mit der Zunge über die Lippen und denkt an Jess, die auf Nick aufpaßt, der sie aus irgendeinem Grund an Gideon erinnert, nein, nein, Unsinn, sie will nicht an Gideon denken, lieber an Donny Becker, an den kann sie gefahrlos denken, Donny, der sie vom Reef fortgeschafft und sich in der Betstunde einmal an sie geschmiegt hat. Weshalb hat sie in letzter Zeit bloß so oft das Gefühl, ihr liefen die Sinne mit den Gedanken davon. Dann sieht sie Lippen, die sich auf eine ganz gewisse Art bewegen, oder Augen von einer ganz speziellen Farbe, und es kommt ihr vor, als wären es die Lippen und Augen all der imaginären jungen Männer, von denen sie je geträumt hat, und als ob sie ein Prickeln in ihr auslösten, das vom Kopf zu den Brüsten und hinab zu der feuchten heißen Stelle zwischen den Beinen strömt. Sie spürt eine hitzige Erregung, will gierig die ganze Welt in sich aufnehmen, Bäume, Kühe, Schafe, die Sonne, Donny Becker umarmen, sie könnte tanzen, fliegen, aber ebenso rasch überfällt sie dann wieder quälende Scham, denn genau das *muß*, Oyster ja wohl auch bemerkt haben, das hat er ihr angesehen, diese Gier, diese feuchte Hitze, und wenn das... wenn es das ist... und dann ist sie wieder benommen und verwirrt. Fürchtet, eine der Huren von Babylon zu sein, von denen auf der Kanzel des Betsaals so oft die Rede ist, diesen geschminkten Weibern, die sich lüsternen Gedanken hingeben und denen es bestimmt ist, in die Dunkelheit hinausgeworfen und von den Hunden zerrissen zu werden wie die biblische Isebel; und trotzdem, sie will nicht glauben, daß das funkelnde kreiselnde Ding, das in die Luft springt, wenn Donny Becker sie so, so *anguckt*... will einfach nicht glauben, daß es was Schlechtes ist.

Hin und wieder spürt sie den potentiellen Wetterumschlag auf

der Haut.

»Mercy«, ruft ihre Mutter bekümmert und müde von ihrem Verandasessel.

Mercy fröstelt. Die aufsteigenden warmen Luftströme lassen sie jäh fallen. »Ich komme, Mum.«

»Wie schön, daß du mal zum Mittagessen zu Hause bist«, sagt ihre Mutter, allerdings mit dieser übertriebenen Dankbarkeit, die Mercy in letzter Zeit so auf die Nerven geht. Ihre Mutter hat alle hergebrachten Maßstäbe außer Kraft gesetzt, winzige Details blähen sich auf wie Spinnaker, die jedermanns seelisches Gleichgewicht bedrohen. »Ist Ma Beresford schon zurück?« fragt ihre Mutter nervös. Sie glaubt, daß irgend jemandes Rückkehr zur rechten Ordnung dazu beitragen kann, den schlingernden Gang ihres Lebens wieder ins Lot zu bringen.

»Nein. Heut nachmittag, glaub ich.« Mercy setzt sich zu ihrer Mutter. »Heute morgen war ich allein. Aber es ist niemand gekommen, da hab ich abgeschlossen.«

»Gar niemand?«

»Nein«, erwidert Mercy.

»Oh.« Ihre Mutter streckt die Hand aus, die ein wenig zittert. »Das heißt doch...«

Was heißt es wohl? denkt Mercy. Behutsam streichelt sie die Finger ihrer Mutter, als habe die sich die Hand verletzt. Vielleicht bedeutet es, daß die Bergleute, Viehtreiber und Farmgehilfen von Mr. Prophet oder Andrew Godwin, oder Bernies Steinschleifer und Polierer sich schon irgendwo zusammenrotten - bei den neuen Schächten womöglich oder im Pub. Vielleicht werden bereits Beschlüsse gefaßt, Lose gezogen. Vielleicht sind die Unfälle, die so geheimnisvoll und rasch eintreten scheinen, sobald Fremde hier auftauchen... vielleicht sind ja schon neue in Planung? Aber vielleicht hat es auch gar nichts zu bedeuten. Vielleicht fürchten nur alle diese Beschlüsse, die irgendwo da draußen von einem Unbekannten

gefaßt werden, und lassen sich deshalb nicht mehr blicken. Und vielleicht passieren diese Unfälle ja auch nur, weil alle so schrecklich nervös sind und förmlich in sie hineinstolpern.

»Das hat überhaupt nichts zu besagen, Mum.« Mercy bemüht sich beiläufig zu klingen, obgleich sie fürchtet, daß ihre Mutter ihr die Angst von der Haut abliest.

»Es ist so stickig«, sagt ihre Mutter.

Ja, der alte Fuckatoo hat sich wieder mal eingenistet, und drückender und stinkender als je zuvor. Sein Auge hat nichts Basiliskenhaftes mehr, denkt Mercy, es ist nicht mehr neutral. Er ist unberechenbar geworden, seitdem das Reef verschwunden ist. Ein böses, wahnsinniges Glitzern liegt in seinem Blick.

»Das hat gar nichts zu bedeuten, Mum«, sagt sie noch einmal. »Manchmal kommt eben keiner, das ist alles. Normalerweise bleib ich ja trotzdem. Unterhalte mich mit Ma oder Mas Bill. Oder bleib alleine und denk nach. Ich habs gern, wenn nichts los ist. Oder ich gehe zu Jess und unterhalt mich mit ihr.«

»Hast du sie heute gesehen?«

»Ja«, erwidert Mercy. Und fügt, weil ihre Mutter eigentlich etwas anderes fragen will und sich bloß nicht getraut, gleich noch hinzu: »Es ist nichts passiert. Jess wird schon auf ihn aufpassen. Sie gibt ihm was zu tun, und solange er in Bernies Schuppen beschäftigt ist, denkt sie, und sie ihn im Auge behalten kann, ist er in Sicherheit.«

»Ja, ja, o ja, das ist gut. Weil sonst... tja, Hitzschlag, wer weiß...? Sie müssen im Haus bleiben, das gilt auch für Sarah.« Vi vergräbt das Gesicht in den Händen. »Du hast natürlich recht gehabt, Mercy, es war richtig, sie herzubringen... dort hätte man sie nicht lassen können, aber wenn nur... wenn nur...« Vage blickt sie sich um, als wäre ihr etwas abhanden gekommen. »Sie hat uns doch seinen Namen genannt, aber er fällt mir einfach nicht...«

»Nick. Dem passiert schon nichts.«

»Ja, ja, bei Jess ist er sicher. Keiner würds wagen.« Ihre Mutter blickt über die Veranda nach Sarahs Zimmer. »Sie schläft schon den ganzen Morgen.« Sie verschränkt die Hände, löst sie wieder. »Wenn Charles nur nicht weggemußt hätte«, sagt sie. »Wenn er nur ausnahmsweise mal zu Hause geblieben wäre.«

»Ging doch nicht, Mum, wo die alte Mrs. Dempsey im Sterben liegt, er mußte fahren. Es wird schon nichts passieren.«

»Dieser Mann von der Telecom damals«, sagt ihre Mutter bang und beginnt zu weinen. »Nicht Bernies Cousin, der andere... als der damals kam...«

»Das war ein Unfall. Ein ganz gewöhnlicher Unfall.«

»Wo sind denn die Hunde?« fragt ihre Mutter und beugt sich nach vorn. Sie ruft sie. »Wo sind sie bloß? Warum kommen sie nicht?«

»Mum, du weißt doch, daß sie Kaninchen jagen. Die kommen schon wieder.«

»Ich hab so ein Gefühl«, sagt ihre Mutter, »so ein merkwürdiges Gefühl, als ob Brian heute noch anrufen wird.«

»Oh, Mum.« Mercy preßt Fingerspitzen und Daumenkuppen zusammen. Sie schließt die Augen. *Miss Rover, Miss Rover!*

»Hast du das nicht auch oft, dieses Gefühl?« fragt ihre Mutter. »Daß er versucht, uns anzurufen?«

Mercy hat eher das Gefühl, als müßte sie Miss Rover anrufen. Sie träumt, daß sie eine Brisbaner Nummer wählt, daß Miss Rover abnimmt und *hallo?* ruft... *hallo?... hallo?*, und Mercy brüllt, aber immer wieder bricht die Verbindung zusammen, und die Vermittlerin sagt: *Wir bitten Sie um Verständnis, die Leitungen sind zur Zeit überlastet, wir bitten um Verständnis, die Leitungen, wir bitten um Verständnis, die Leitungen, wir bitten um Verständnis, wir haben momentan gewisse Schwierigkeiten, wir bedauern, falls Ihnen Unannehmlichkeiten*

entstanden sein sollten, und schlagen Ihnen vor, einen Brief zu schicken. Mercy versucht, einen Brief zu schicken.

»Er könnte ja praktisch von überallher anrufen«, sagt ihre Mutter. »Aus Mount Isa oder Darwin, wer weiß, wohins ihn verschlagen hat. Du weißt ja, was für ein Träumer Brian ist, Mercy. Wie leicht er sich verzettelt.«

Wann immer Mercy in Gedanken etwas zu schreiben beginnt, zitiert sie sich Miss Rover als Zeugin herbei.

»Wir wissen, daß er schon vor dem Ende weg war«, sagt ihre Mutter mit leiser, ernster Stimme. Sie führt ein Selbstgespräch. Verstrickt sich in eine hitzige Debatte. »Wir wissen, daß er nicht mehr dort war.«

Wenn Mercy ihre Briefe schreibt, sitzt sie immer im Klassenzimmer - nach Schulschluß. Sie notiert sich sämtliche Einzelheiten.

»Zwei Fremde kamen«, beginnt sie, »und das Wetter schlug um.«

»Das ist ausgezeichnet, Mercy«, läßt sie Miss Rover sagen.

»Und wieder sind zwei Fremde gekommen«, schreibt sie. »Aber sie sind irgendwie anders. Ich glaub nicht, daß man sie so leicht loswerden wird. Ich glaube, das Wetter schlägt um.«

Als Sarah die Augen öffnet, spürt sie noch, wie ihr der Traum weich wie ein Seidenneglige von den nackten Schultern gleitet. Sie greift danach, versucht es zumindest, aber eine hoffnungslose Mattigkeit lähmt sie, und er schlüpft ihr durch die Finger. In den Falten des Traums erkennt sie flüchtig Amys gewelltes Gesicht, und einen Moment lang spürt sie wieder Stephens Hand im Nacken. Sie merkt, daß Amy ihnen zusieht, leise und monoton einen Zauberspruch intoniert, mit magischer Gebärde die Finger vor die Augen hält, vielleicht auch weint, bleich, mit blutender Nase, und es kommt ihr vor, als seien da

Postkarten, als stürzte eine ganze Kaskade von Karten aus Amys Mund, als wirbelten sie auf sie zu, flatterten ihr durch die Finger, die sich absurderweise weigern zuzugreifen, obwohl etwas Entscheidendes auf diesen Karten geschrieben steht, sie vor gar nicht langer Zeit eine davon in Händen hielt, dessen ist sie sich gewiß, denn immer wieder gelingt ihr ein flüchtiger Blick zurück in die Falten des Traums, in dem sie noch wußte, was auf der Karte geschrieben stand, ja, sie kann sich dort stehen sehen, von einem jähem durchdringenden Verständnis aller Zusammenhänge erschüttert, und es ist ungeheuer wichtig, daß sie den seidenen Zipfel jenes Augenblicks erhascht, sich wieder mit ihrem Traum-Selbst vereinigt, das immer undeutlicher, immer weicher und verschwommener wird, aber hilfreich die Hand mit der Postkarte ausstreckt, sie ihr entgegenhält, vielleicht ist es ja doch nicht zu spät, denn fast kann Sarah jenseits des Traums ihre eigene Traumhand berühren, die Karte womöglich doch noch fassen, sie wieder lesen, sie streift sie mit den Fingern, doch nein, es ist zu spät, zu spät, die Karte und der Traum sind verschwunden, driften über die Schattenlinie, weichen zurück ins Nichts zwischen Zeigefinger und Daumen.

Wieder ein Fehlschlag, wieder ist es ihr mißlungen, Amy der Leere zu entreißen. Sarah hört die Glocke, die die versäumten Anschlüsse auslätet, ein endloses Gebimmel, das für schlechtes Timing, falsche Weichenstellungen, Unfähigkeit steht. Dieses jüngste Versagen ist eine Katastrophe, wenn diese auch Gott sei Dank der Flugbahn des Traums zu folgen scheint und rasch kleiner wird, wie ein fallender Stern, bis nur noch ein winziges Bedauern zurückbleibt. Schließlich wäre es ja immerhin möglich, daß Amy einfach nach Darwin weitergetrampt ist oder sich von ihrem inneren Meer nach Westen tragen ließ, den Rucksack voller Postkarten, die sie seit Quilpie nirgends mehr einwerfen konnte. Folglich, und da sie weiß, daß Sarah immer noch auf Empfang geschaltet hat, schickt sie sie nun von Schlaf

zu Schlaf. Vielleicht wird sie ihr ja im nächsten Traum zugestellt.

Oder war die Karte vielleicht gar nicht für Sarah bestimmt? Es ist sogar durchaus wahrscheinlich, daß sie an jemand anderen gerichtet war, beispielsweise an Stephen; oder an den Mann mit den irritierenden blauen Augen, den Amy irgendwo zwischen Brisbane und ihrem Schicksal getroffen hat, oder den anderen, Gideon, der ihr Freund geworden ist. Er nennt sich Oyster, und Gideon ist seine rechte Hand. Von ein paar Rinderfarmern (die hier *graziers* heißen) haben sie die Schürfrechte für eine Opalader gepachtet. Ein merkwürdiges System haben die hier, ich begreife es einfach nicht. Man ist nicht Eigentümer seines Landes; sondern nur die Oberfläche, die obersten achtzehn Zoll oder so, gehört einem selbst. Alle Bodenschätze, die unter der Erde liegen, gehören der Bundesregierung. Wenn also Öl oder Opale auf deinem Land gefunden werden, kannst du keinem verbieten, sie abzubauen. Für das Buddeln auf deinem Land muß man dir eine Bergwerksabgabe zahlen, aber das ist auch alles. Schon seltsam. Wie du dir vorstellen kannst, führt das zu ständigen Reibereien mit den Eingeborenen (in Queensland heißen sie Murris), die zwar keine Bergwerksgesellschaften auf ihrem Boden dulden wollen, es aber auch nicht verhindern können. Oyster nun hat eine private Absprache mit dem Viehzüchter getroffen. Gideon ist mir am Strand von Noosa an der queensländischen Küste über den Weg gelaufen - ein Zufall. Nein, kein Zufall. Ich glaube nicht mehr an den Zufall. Inzwischen bin ich überzeugt, daß alles vorherbestimmt ist: etwa unsere Begegnung, Sarah. Oder die von dir und Dad. Die von mir und dem Guru im Ashram in Pondicherry, dem, der mich hierhergeschickt hat. Eines Tages sind wir, zehn Leute ungefähr, in Indien am Strand spazierengegangen und haben auf die Bucht von Bengalen hinausgeschaut, und plötzlich hat sich der Guru umgedreht, mich an der Schulter berührt und aufs Meer hinausgedeutet. Das Riff ruft dich, hat er gesagt. Geh!

Ich war völlig verwirrt. Ich hab mich so wohl gefühlt in seinem Ashram. Ich wollte nicht weg. Aber jetzt begreife ich es. Damals dachte ich, er meint das Great Barrier Reef, deswegen bin ich nach Queensland gefahren, und dort hab ich Gideon getroffen, der mich zu Oyster gebracht hat. Das Verblüffende aber ist: Oysters Mine - er führt sie wie eine Kommune, wir arbeiten alle zusammen, und das Geld dient der Verbreitung des Evangeliums des Friedens - seine Mine liegt im tiefsten Landesinnern, aber er nennt sie sein Riff, sein Reef. Ich bin fast in Ohnmacht gefallen, als er es mir erzählt hat.

Kannst du dir vorstellen, was für ein Gefühl das war, Sarah? Ich war wie vom Blitz getroffen. Es war wie damals, als ich noch ein kleines Mädchen war und dich Vater vorgestellt habe. Irgendwie hab ich gewußt, daß es so bestimmt ist. Jetzt glaube ich, daß alles in unserem Leben Sinn hat, daß wir mit allen anderen Seelen auf der Erde verbunden sind. Gott ist allgegenwärtig, und wir leben in den letzten Tagen. Tausend Jahre sind wie ein Tag vor dem Herrn, und der irdische Tag neigt sich dem Abend seines letzten Jahrtausends zu. Davon bin ich überzeugt, Sarah. Das alles hörst du, wenn du dem Meer lauschst. Wenn du meditierst. Ich höre dich oft, Sarah. Denke immer an dich und Dad. Du brauchst mir gar nicht zu erzählen, was er getan hat und wann ers getan hat, ich weiß es schon. Er ist ins Universum zurückgekehrt, ich weiß es. Oyster hat mir erklärt, daß ich ihn nicht verloren habe. Er ist schon Teil des neuen Himmels und der neuen Erde geworden. Und bald werden auch wir es sein. Wenn das Jahr 2000 heraufdämmt, sagt Oyster, wird alles, was wir kennen, vergehen, und das Neue Zeitalter bricht an. Oyster hat ungeheuer intensive und irritierende blaue Augen, und wenn er dich anguckt, hast du das Gefühl, er kann deine Gedanken lesen. Gideon ist sein Partner. Und Gideon ist auch der, der rausgeht auf die Landstraßen, um Arbeiter zu werben »für den Weinberg des Herrn«, wie Oyster das nennt. Denn wir sind nicht nur eine Bergwerkskooperative;

wir wollen auch eine ganz neue Lebensweise praktizieren. Uns auf den neuen Himmel und die neue Erde vorbereiten. Vielleicht war die Postkarte aus Sarahs Traum ja für Oyster oder Gideon bestimmt. Und für ihren Adressaten mag sie durchaus bedeutsam gewesen sein, aber die Sarah jenseits des Traums besitzt genügend Distanz, kann solche kleinen Verluste leicht verschmerzen.

Ja, distanziert und abgehoben fühlt sie sich in der Tat. Es kommt ihr vor, als schwebte sie ein paar Zentimeter über dem Bett. Das Zimmer schimmert in einem ungeheuer grellen Licht, und sie sieht kleine wirbelnde Scheiben oder vielmehr rote Ringe, die an ihren inneren und äußeren Rändern ins Gelbliche verschwimmen. Vielleicht könnte man sie als flammende kleine Zirkusreifen beschreiben. In alle Richtungen schweben sie davon, stoßen zusammen, vereinigen sich und trennen sich wieder.

Ihr ist, als müsse sie diese Landschaft wirbelnder Lichter wiedererkennen, aber sie hat keine Ahnung, wo sie sich befindet. Sie spürt, wie die Ausläufer eines riesigen bedrohlichen Sees das Zimmer, das Bett, die Laken bespülen, und dieses schleierartige Ding da... was ist das bloß? Als wäre sie in einen Kokon eingeschlossen. Die Falten eines netzartigen Gewebes ergießen sich von irgendeinem Punkt über ihrem Kopf auf sie herab, umschließen das Bett, und direkt jenseits der Netzfalten rollen die kleinen bedrohlichen Wellen heran. Sie muß an Sümpfe und Altwasser denken, die sich winden und in die Irre führen, an Treibsand, der zur tückischen Falle wird, und an Salzpflanzen...

Salzpflanzen?

Neugierig wendet sie sich dem Wort zu. Obwohl es ihr neu ist, scheint sie seine Bedeutung zu kennen: schimmernde trügerische Flächen, zu deren Überquerung man Trittsteine benötigt. Die Salzpflanzen gehören zum Puzzle, zum Labyrinth, aber irgendwo, wo, weiß sie nicht mehr, hat sie von einer

narrensicheren Methode gelesen, mit deren Hilfe man aus jedem Labyrinth herausfindet. Wenn man immer nach links und nur nach links abbiegt, gelangt man schließlich ins Freie. Aber stimmt das denn auch? Und was tut man, wenn man nach dreimaligem Abbiegen in einer Sackgasse landet? Zur letzten Abzweigung zurückkehren? Es muß noch eine andere Regel geben, die sie vergessen hat.

Trotzdem muß sie es versuchen. Sie dreht die Augen nach links. Wo ist sie nur hingeraten? Ihre Wohnung in Boston kann sie jedenfalls schon mal streichen, denn dort steht kein Kastanienbaum vor dem Fenster. Sie registriert eine Bewegung, und denkt vage an Leute, die eine Straße überqueren, an Verkehrsgeräusche, aber viel leiser als sonst, vielleicht nur ein einzelnes Fahrzeug. Der Wagen hustet, schnurrt und verstummt - Fehlstart. Vielleicht hat sie es aber auch nur geträumt. Jetzt ist es still geworden vor ihrem Fenster.

Das Fenster muß offenstehen, aber vielleicht hat es auch keine Scheiben, denn immer wieder hebt sich der Spitzenvorhang, obwohl kein Lüftchen zu wehen scheint. Hinter dem Vorhang ist ein Hauch von Grün zu erkennen, und noch weiter hinten etwas Rotes, Glühendes, das ein derart intensives Licht auf das Haus wirft, daß der Vorhang fast unsichtbar wirkt, eine flirrende Membran, die Sarahs Seite des Fensters von der dahinterliegenden trennt. Sie blinzelt einige Male, und es kommt ihr vor, als sähe sie ihr Klassenzimmer in Boston vor sich, die Kinderzeichnungen an den Wänden, und Amy, die rebellische, finstere Amy mit ihrem Bündel schwarzer Zeichnungen.

»Was ist denn das, Amy?« fragt sie.

»Ein Geburtstagsgeschenk«, sagt Amy. »Ich bin heut sieben geworden.«

»Dann ist jetzt das Geburtstagskind an der Reihe. Erzähl uns mal, von wem du das Geschenk bekommen hast?«

»Hab ich mir selber geschenkt. Hab ich selber gemacht.«

»Verstehe«, erwidert Sarah. »Fröhliche Gesichter. Und sie lächeln, weil du Geburtstag hast, und sehen aus wie die Blasen auf einer Geburtstagsbrause.«

»Die lächeln nicht, weil ich Geburtstag hab. Die lachen, weil sie überall hinfliegen können«, versetzt Amy verächtlich. »Das sind nämlich Ballonmenschen. Und das da, was da über den Schnüren schwebt, das sind ihre Köpfe, und das da unten sind die Körper. Die lassen sie nämlich zurück. Ballonmenschen fühlen nichts, überhaupt nichts. Und sie können überall hinfliegen.«

»Aha«, sagt Sarah.

»Ich bin ein Ballonmensch«, setzt Amy erklärend hinzu.

»Aber an deinem Geburtstag dürfen wir doch alle mitfliegen?«

»Nein«, sagt Amy. »Meine Ballonleute fliegen nämlich so hoch, und da ist es so eiskalt, daß sie Fäustlinge anziehen müssen.«

»Ah ja«, sagt Sarah. »Die Fäustlinge seh ich.«

»Ich bin ein Ballonmensch.«

»Ja, hast du schon gesagt. Hast du deswegen alle Fäustlinge aus dem Umkleideraum geklaut?«

»Hab ich doch gar nicht«, sagt Amy. Sie knüllt ihre Zeichnungen zusammen und wirft sie in den Papierkorb. »Es gibt überhaupt gar keine Ballonleute«, sagt sie vernichtend. »Menschen können gar nicht fliegen.«

»Warum holen wir nicht einfach die Fäustlinge aus deinem Spind und geben sie zurück.«

»Mit Ausnahme von meinem Vater«, sagt Amy. »Mein Vater ist ein Ballonmensch. Mit dem könnten Sie schon fliegen.«

Sarah wälzt sich unruhig hin und her, schlägt nach dem Moskitonetz, schlägt nach der Sonne, und plötzlich ist Amy wieder da und hält Stephen an ihrer Schnur. Prall und fett hüpf

und wirbelt er vor dem Fenster herum. Er hat kreisrunde, unnatürlich große, leuchtende Filzstiftaugen mit glänzenden schwarzen Pupillen und Wimpern wie Sonnenstrahlen. Der Mund ist geschwungen wie eine Banane, aber wenn er sich dann an seiner Schnur verdreht und um 180 Grad zur Seite kippt, liegt die Banane verkehrt herum.

Stephen überläßt sich wirbelnd, tänzelnd den Strömen des weißen Lichts, und Amy zerrt an seiner Schnur, lächelt und drückt sie Sarah in die Hand. »Halt ihn schön fest«, sagt Amy, »der will nämlich immer wegfliegen.«

»Das ist aber nicht mein Ballon, Amy«, protestiert Sarah.

»Doch, das ist deiner«, beharrt Amy. »Mummy will ihn nicht, und er will sie auch nicht, er hat keine Lust mehr, mit ihr zu fliegen. Er hat Unmassen von Ballonfrauen, aber die kann ich alle nicht ausstehen. Ich will, daß er mit *dir* fliegt. Verstehst du?« Und jetzt hält Amy auch Sarah an einer Schnur, und sie verknötet die beiden und läßt sie los. Die Stephen- und Sarah-Ballons prallen aufeinander, steigen wirbelnd in die Höhe und stoßen erneut zusammen. Amy fängt sie wieder ein und zerrt sie durch die Tür eines Restaurants.

»Ich bin Amys Lehrerin«, beginnt Sarah erklärend.

»Mein Spezialgebiet«, sagt Stephen, »neben der Mathematik... Sie haben übrigens faszinierende Augen, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf.«

»Amy ist ein begabtes Kind«, erwidert Sarah, »und außerordentlich intelligent, aber ich mache mir Sorgen um sie. Sie ist sehr verschlossen. Sogar wenn sie mit mir spricht, habe ich das Gefühl, daß sie abwesend ist.«

»Ja«, sagt Stephen abwesend und starrt in Sarahs Augen.

»Und zum Zeichnen benutzt sie immer nur schwarze Stifte. Nie eine andere Farbe. Finden Sie das nicht auch merkwürdig?«

»Eigentlich nicht«, sagt Stephen. »Ihre Mutter ist Künstlerin,

arbeitet viel mit Kohle. Treibt Mißbrauch mit Kohle, wie ich zu sagen geneigt bin, obwohl dieses Geschmiere in einigen miesen, kleinen, drittklassigen Gallerien am Harvard Square ganz gut anzukommen scheint. Natürlich ist Kohle nicht das einzige Material, das ihre Mutter mißbraucht.«

»Ich glaube, Amy fühlt sich sehr allein.«

»Wir brauchten beide jemanden«, antwortet Stephen. »Sind beide verlassen worden. Ihre Mutter ist abgehauen, lebt jetzt in einer Künstlerkommune mit zehn anderen Leuten, von denen meiner Meinung nach kein einziger normal ist.«

Amy kritzelt auf die Papierservietten. Sie zeichnet drei Ballons, deren Schnüre sie zu einer Schleife zusammenbindet. Um die Ballons herum malt sie ein kleines Haus.

Stephen greift nach Sarahs Hand. »Hätten Sie Lust, morgen mit uns zu Abend zu essen?«

»Hmm«, sagt Sarah, Stephens Augen verwirren sie ein wenig. »Ja. Gut.«

»Ich schreibe ein Buch«, sagt Stephen, »über die Beziehung zwischen Fraktalen, unregelmäßigen mathematischen Reihen und Kunst. Schon mal vom Lorenz-Attraktor gehört? Oder von der Mandelbrot-Menge?«

»Hm... ich glaube schon«, erwidert Sarah.

»Eben hab ich die Fotos bekommen«, sagt Stephen. »Experimentelle Grafiken. Für die Abbildungen. Sie sind phantastisch. Ich zeig sie Ihnen mal, wenn es Sie interessiert.«

»Ja«, erwidert Sarah unsicher, obwohl sie eher Amy im Blick behalten will. Sie spürt die Riffs und Synkopen ihres Herzschlags, während das Kind über die Ränder der Abbildungen und über die Seite davonschwebt.

»Amy!« ruft sie. »Amy!« Sie blättert die Seite um, taumelt durch das fraktale Chaos, hascht nach Amys Schnur.

»Du hast ihn verloren«, ruft die inzwischen außer Reichweite

himmelwärts schwebende Amy vorwurfsvoll. »Du hast seine Schnur losgelassen.«

»Das ist der Lorenz-Attraktor«, sagt Sarah und starrt den wirbelnden Spiralen der zur Sonne fliegenden Zwillingsschnüre nach. Schützend hält sie den Arm an die Stirn, aber das Licht treibt ihr Tränen in die Augen, und Amy ist in Gefahr, kommt dem Feuer zu nahe. Denk an Ikarus, ruft Sarah warnend. Sie ringt mit dem Moskitonetz. Schreit auf.

Mercy und ihre Mutter, die immer noch auf der Veranda sitzen, zucken zusammen, verharren reglos. Mercy springt auf, stößt ihren Stuhl um. Kann sie tatsächlich laufen mit diesen bleischweren Füßen?

»Sarah?« ruft sie fragend, schnaufend durchs Fenster. »Was haben Sie denn?«

»Nein, nein«, stößt Sarah hervor.

»Sarah?« ruft Mercy. »Ist da jemand?«

Sie vergewissert sich. Sieht, daß außer Sarah niemand im Zimmer ist.

(Angst ist bloß eine andere Form von Aberglauben, Mercy, wir machen sie selbst, erzeugen sie durch unser Denken; wir können sie auch wieder loswerden.)

Ich weiß, Miss Rover. Ich weiß. Ich weiß, daß ich mit meiner Phantasie ein ganzes Land oder ein ganzes Buch bevölkern könnte. Ich weiß, daß ich Sie zurückholen kann. Ich weiß ganz genau, daß kein Mensch sich ungesehen diesem Haus nähern kann. Und ich weiß, daß ich Sarah beschützen kann.)

»Alles in Ordnung, Sarah«, sagt Mercy. »Es ist niemand da. Nur wir. Sie haben bloß geträumt.«

Sarah öffnet die Augen und blinzelt. »Amy?« sagt sie fragend.

»Nein. Ich bins, Mercy.«

»Warum läufst du immer weg?« fragt Sarah. »Begreifst du denn nicht...?«

Begreift Amy denn nicht, wie prekär die Situation ist? Amy verläßt sich ganz auf Sarah, wo Sarah doch selbst wie ein Reiher durch den Treibsand stakst. Und wenn Amy darin versinkt, fürchtet Sarah, dann wird womöglich auch sie den Halt verlieren. Sarah möchte sie an den Schultern packen und schütteln. Siehst du das denn nicht? Begreifst du denn nicht, was du tust?

Sarah schließt geblendet die Augen, bedeckt das Gesicht mit den Händen. Das Licht ist so grell, daß sie das Adernnetz erkennen kann, das strömende Blut. Sie sieht die winzigen Blasen und Strudel, die brackigen, deltaartigen kapillaren Verzweigungen, das schäumende Pulsieren der übervollen Arterien in ihren Handgelenken. Und zwischen all dem geschäftigen blutigen Kanalverkehr wirkt das Fleisch transparent, und durch die schimmernde Haut erblickt sie ihren gegenwärtigen Ankerplatz. Es ist Stephens Sommerhaus in Maine, obwohl es ihr merkwürdig vorkommt und sie sich nicht erinnern kann, daß das Licht dort je so intensiv gewesen wäre. Bestimmt ist die brutale Hitze schuld an diesem undurchsichtigen Film, der alles überzieht, alles so verschwommen und undeutlich erscheinen läßt. Ja, wenn sie das Kissen über die Augen zieht, sieht sie besser.

Unter dem Kissen werden die Bilder hinter ihren Lidern schärfer. Jetzt findet sie sich wieder zurecht. Salzpflanzen, das Sommerhaus, der See. Sie taucht das Paddel über die Bettkante, rudert, dreht das Ruderblatt flach, kämpft sich durchs Moskitonetz und dann durchs Fenster hinaus auf die Veranda. Sie geht an Land, wandert von Raum zu Raum.

Das Ferienhaus ist verlassen.

Sie entdeckt diverse Hinweise auf Stephens Anwesenheit (sein kariertes Jackett hinter der Küchentür, ein kleiner Bücherstapel, Notizen auf dem Nachttisch), doch keine dieser Spuren ist frisch. Sie sieht die Notizen neben dem Bett durch. Die zum Großteil aus unverständlichen mathematischen

Gleichungen bestehen, doch auf einem der Blätter stehen einige Worte:

Das hat die Zeit vertrieben.

Vergangen wär sie sowieso.

Ja... aber nicht so rasch.

Sie starrt auf das Blatt. Sie ist nervös. Die Worte sind ein Teil des Rätsels, Teil ihrer Beklommenheit. Ein muffiger Geruch hängt in der Luft, etwas wie Abwesenheit, Leere. Es muß an einem dieser Tage kurz vor dem Ende gewesen sein, und schon beim bloßen Gedanken daran verspürt sie wieder den gräßlichen inneren Aufruhr, dieses Etwas, das in den Fingerspitzen beginnt, dieses eisige Gefühl, das sich kribbelnd ausbreitet und sie erschauern läßt. Sie rollt sich unterm Laken zusammen, zieht es sich über die Schulter. Das Ende. Sie hebt ein zusammengeknülltes Papier auf, streicht es glatt. *Endspiel*, liest sie. Ihr wird kälter. Versuchsweise, in der Hoffnung, irgendeine Art von Exorzismus zuwege zu bringen, sagt sie laut: »Ich hab Angst vor den Enden. Hab Angst zu erfahren, wie etwas zu Ende geht.« Und irgendwie mindert dieses Eingeständnis ihre Panik ein wenig. Natürlich hat sie dieses Ende - jetzt sieht sie es - schon die ganze Zeit gespürt, schon die ganze Zeit ist es gegen den Saum ihres Lakens geschwappt. Das Haus riecht nach jener Zeit der Angst, als Stephen sich immer öfter zurückzog und in die mathematische Berechnung seines Fluchtpunkts vertiefte. Negative Realität nennt er das.

Sie hört die klaren, klagenden Rufe der Seetaucher, die vom See heraufklingen, und jeder Ton schlägt wie eine weiche, feuchte Laubkugel auf der Veranda auf. Wenn Stephen dort, wo er gerade ist - ob er in seinem Büro an der Universität, in seinem geparkten Wagen sitzt, ob er im Wald am Stamm eines umgestürzten Baumes lehnt -, einen Laut ausstieße, dann klänge seine Stimme genauso, würde sie ebenso an ihr Ohr dringen.

Sie tritt auf die Veranda hinaus, wo die Hollywoodschaukel,

das Buch und der Filzstift sie erwarten, wie sie sie verlassen hat. Sachte wiegt sie sich hin und her, hin und her, liest, wartet. Eine unheilschwangere Ruhe liegt in der Luft. Sie spürt jene Schwere, wie sie heftigen Sommergewittern vorausgeht. Die Luft saugt an ihrer Haut, zieht sie kommenden Ereignissen entgegen.

Es gibt eine Melancholie, denkt sie, die von innerem Frieden kaum zu unterscheiden ist. Und sie überkommt einen, sobald man die Vorstellung, noch irgendwie in den Lauf der Ereignisse eingreifen zu müssen, aufgegeben hat. Man ergibt sich. Überläßt sich dem verführerischen Sog der Hilflosigkeit. Es ist wohl echte Erschöpfung, aber sie ist merkwürdig angenehm. Jetzt ist sie so halt- und ankerlos wie Stephen schon eine ganze Weile, aber wer hätte dies je für möglich gehalten? Sie hatte auf absolute Sicherheit gesetzt - meinte sie, hatte in eine der WASP-Hochburgen eingeheiratet, und all die neuenglischen Bollwerke und episkopalischen Halteseile der Ehrbarkeit hatten sie wie ein Korsett gestützt.

Jetzt ist sie so halt- und ankerlos, wie Stephen es schon seit einiger Zeit, wie Amy es ihr Leben lang gewesen ist. Fast... beinahe kann sie jetzt verstehen, was die beiden so lockt.

Noch ehe sie den Wagen hört, nimmt sie die Irritationen wahr, die er vorausschickt: die auffliegenden Vogelschwärme, die Eichhörnchen, die über die ganze Länge der Zufahrt panisch zu zirpen beginnen; und dann natürlich der fehlende Auspuff, ohrenbetäubend, und der leise, schlagzeugartige Kontrapunkt der Büsche, die gegen die Metallflanken schlagen. Sarah macht sich auf ein Tauziehen gefaßt: mit einer Amy, die sich einerseits nach Trost verzehrt, andererseits gierig, heftig, unerreichbar ist und jeden Trost zurückweist. Dennoch empfindet sie unwillkürlich Hoffnung. Amy kommt. Immer noch. Vielleicht glaubt sie, daß Sarah den Bann brechen kann. Und Sarah, die keine Märchenprinzessin ist, sondern die böse Stiefmutter höchstpersönlich, muß sich einen Weg durch die Dornen

bahnen, den Zauber zurücknehmen, die verwundete Schläferin wecken. Sie muß Amy klarmachen, daß man nicht nur das verfluchte siebzehnte Jahr überlebt, sondern auch das gräßliche Heraufdämmern der Einsicht in elterliche Unvollkommenheit und Schwäche. Ich habs auch hingekriegt, möchte sie ihr sagen. Man kann es schaffen. (Aber womöglich auch wieder zerstören; Sarah ist sich da nicht sicher. Ihre Schwestern und deren Kinder haben es anders gemacht als sie und mit der gleichen Unsicherheit im Hinblick auf die Dauerhaftigkeit des Erfolgs.)

Amys Wagen kommt fauchend durch den Wald gerollt, ruckelt über die nackten Granithöcker der Lichtung, pflügt sich durch ungemähtes Gras und kommt erst unmittelbar vor dem Verandageländer zum Stehen. Sie hat ihren Führerschein noch nicht lange und steht immer noch im Bann jenes berauschenden Machtgefühls, das ihr unter den Fußsohlen und in den Fingerspitzen kribbelt. Sie fährt einen Sportwagen, der zwar noch nicht alt genug ist, um als Oldtimer zu gelten, aber mit Sicherheit gebraucht genug, um im besten Trotzalter zu sein. Diverse Teile fehlen, und Amy protzt mit diesen Mängeln, als wären es Trophäen, vor allem mit den dröhnenden Kundgebungen jener Stelle, an der sich einmal der Auspuff befand.

Amy schaltet den Motor ab, und jäh tritt eine schockierende Stille ein. Sie schlägt die Wagentür zu.

»Wo ist Dad?« fragt sie beiläufig, die Daumen in den Gürtelschlaufen ihrer Jeans. Sehr glaubwürdig markiert sie die Gleichgültige, allerdings nur vorübergehend. Ohne den Panzer ihres Wagens, ohne die lärmenden Schutzmechanismen schwindet der Trotz wie Luft aus einem platten Reifen. Sie kehrt Sarah den Rücken zu, starrt durch die Bäume zum See. Ohne eine Antwort abzuwarten, läuft sie den Hang hinunter zum Steg und klaubt unterwegs ein paar Kieselsteine auf, die sie einen nach dem anderen über die Wasserfläche schleudert. Sarah beobachtet das Licht, das sich in ihrem schwirrenden,

wirbelnden Flug verfängt, und hört zuweilen, wenn sie im Wasser verschwinden, ein leises Platschen. Als Amy den letzten Stein geschleudert hat, wirft sie sich am Ende des Stegs bäuchlings auf die Bretter und starrt auf ihr Spiegelbild. Sarah stiert vor sich hin, stiert und wartet. Allein dafür, daß Amy da ist, ist sie ihr dankbar. So ließe es sich doch leben, denkt sie, schweigend und in einer gewissen Distanz, aber innerlich ausgesöhnt und im Wissen, daß der andere in Sicherheit ist. Das würde genügen.

Unruhig setzt Amy sich auf, zieht die Schuhe aus, steht auf und hechtet in voller Montur in den See, geschmeidig und verstohlen wie ein eben gefangener Fisch, der behend wieder vom Steg gleitet. Die grüne Wasserfläche schließt sich über ihr und wirkt glatt wie Glas. Nichts stört diese Glätte, keine Welle, kein Laut. Leise plätschern die Sekunden an den Kiesstrand, und es werden immer mehr. Vögel zwitschern, ansonsten aber ist die Stille so ohrenbetäubend wie Sarahs Herzschlag und trommelt ihr auf die Haut. Sie wagt kaum zu atmen. Zu viele Minuten sind schon verstrichen. Irgend etwas stimmt da nicht. Sie läuft hinunter zum Steg. »Amy!« ruft sie stockend.

»Ja?« antwortet Amy und gleitet unter dem Steg hervor. Man hört nur einen leisen, klatschenden, schmatzenden Laut. Sie schlingt die Arme um die verschimmelten Bretter.

Sarah atmet heftig. Mit zitternden Beinen sinkt sie auf den Steg und legt die Hand auf Amys feuchten Arm, aber Amy ist glitschig wie eine Wasserpflanze. »Bitte, tu mir das nicht an!« sagt Sarah. Sie starrt auf die quecksilbrige Stelle, wo ihre Spiegelbilder ineinanderfließen. Mich, mein Ich, denkt sie, will ich nicht aufgeben.

»Wo ist Dad?« fragt Amy ruhig.

»Ich weiß es nicht.«

Amy verschwindet, um auf der anderen Seite des Stegs wie ein Messer aus dem Wasser zu schießen. Sie zieht sich hoch,

beugt und streckt sich, schlendert mit wiegenden Hüften zum Haus zurück, streift sich dabei die triefnassen Kleider vom Leib und läßt sie Stück für Stück hinter sich zu Boden fallen. Auf der Veranda kauert sie sich nackt auf einen Liegestuhl.

Sarah folgt ihr.

»Du hast losgelassen«, sagt Amy dumpf. »Hast ihn nicht festgehalten.«

»Nein«, protestiert Sarah. »Du kannst niemanden gegen seinen Willen festhalten.«

Amys Augen blitzen vor Wut. »Woher willst du denn wissen, daß es gegen seinen Willen gewesen wäre? Manchmal kann man nicht sagen, was man will, kanns einfach nicht. Manchmal muß man das genaue Gegenteil von dem behaupten, was man wirklich will.«

»Ich weiß. Und trotzdem kann man einen, der sich nicht festhalten läßt, nicht halten.« Oder eine, denkt sie, verkneift es sich aber.

»Du hast es ja nicht mal probiert.«

»Mag sein. Vielleicht hab ichs ja einfach satt.«

Amy starrt über den See. »Du verläßt uns also«, sagt sie tonlos. »Ich habs gewußt.«

Sarah schweigt.

»Vermutlich bumst er ne Studentin«, sagt Amy und steigert sich wieder in ihren Zorn hinein. »Wahrscheinlich treiben sies grade auf dem Sofa in seinem Büro.«

Sarah beobachtet Amy, die sich selbst zu überzeugen versucht. Als hoffe sie, eine entsprechende Wut auf ihren Vater könne ihn wieder in eine manische Phase hineintreiben. Womöglich ahnt sie aber auch gar nicht, wie ernst sein Zustand inzwischen ist.

Verzweifelt erhebt Amy die Stimme. »Und es geschieht dir recht. Du kämpfst ja nicht mal. Versuchst nicht mal, ihn zu

halten. Das ist die Strafe dafür, daß du seine Einsamkeit ausgenützt hast, damals, als Mutter ihn verlassen hat.«

Sarah verspürt einen flüchtigen Lachreiz. Eine blendende Erinnerung streift sie: Stephen, der Komet, der im Aufstieg begriffene Stephen, Stephen, der Mann, der immer bekam, was er wollte, niemals ein Nein akzeptierte, Stephen, das Perpetuum mobile... Wer hätte ahnen können, wie zerbrechlich, wie hauchdünn diese Maske war?

Amy schiebt die Unterlippe vor. »Meine Mutter hat immer gewußt, daß er nicht bei dir bleibt.«

In Wirklichkeit, denkt Sarah müde, traurig - und deine Mutter hat es genau gewußt, und wir wissens auch -, hält Stephen es nirgends aus. Bei niemandem.

Andererseits wiederum ist unser Gedächtnis so gerissen und selektiv. Stephen springt von Tick nach Tack und wieder zurück, aber keinesfalls regelmäßig wie ein Uhrwerk, ganz und gar nicht. Und auf dieselbe Art vertieft er sich auch in die Chaostheorie. Er schwimmt hinein in den Spalten der existierenden Logik, taucht hinab in die tiefsten Klüfte, wo sich die Paradigmenwechsel vollziehen. Zuweilen vergißt er, zum Luftholen nach oben zu kommen. Es ist ihm wohl ebenso sehr persönliche Mission wie akademische Disziplin. Er versucht, die Gleichungen seines fraktalen Lebens zu lösen. Aber wie auch immer, nicht einmal er selbst kann den Wechsel von Tick nach Tack vorhersagen, und erst recht nicht jenen heiklen Punkt, an dem das Pendel zitternd innehält und erneut nach dem anderen Ende des Bogens ausschwingt. Und wer weiß schon, ob er den nächsten Ausschlag noch übersteht?

Amy löscht vermutlich die Tacks. Meidet ängstlich alle entsprechenden Erinnerungen.

Ohne Vorbedacht, ganz unwillkürlich sagt Sarah: »Vor deinem Vater...«

»Was?«

Vor Stephen... ja, es hat auch eine Zeit vor ihm gegeben. Muß es wohl. Obwohl die Erinnerungen verschwommen sind, als läse sie in alten Aufzeichnungen für eine Geschichtsstunde. Die Zeit ist elastisch, eine Funktion des Denkens, Sarah weiß es nur allzugut. Und dennoch ist es erstaunlich, wie lange einem zehn Jahre erscheinen können.

»Nun?« fragt Amy herausfordernd. »Vor meinem Vater?«

»Vor deinem Vater war ich deine Grundschullehrerin. Und demnächst gehst du aufs College.« Sarah lächelt. Immer wieder verblüffen sie diese mütterlichen Gefühle. »Vier Unis haben dich akzeptiert! Wann willst du uns denn in deine Entscheidung einweihen?«

»Das geht nur meinen Vater und mich was an.«

Sarah hält sich die Wange, als sei sie von einem Stein getroffen worden. Sie sieht, daß die Farbe am Verandageländer schon wieder abblättert und beschließt, es am nächsten Tag abzuschmirgeln.

»Und was hast du für Pläne?« fragt Amy. »Wo willst du hin?«

Mit dem Rest der Imprägnierung, die in der Garage steht, könnte sie gerade so hinkommen, denkt Sarah. Aber sie muß nachschauen, falls sie doch noch welche kaufen muß.

»Was hast du vor?« fragt Amy aufgewühlt.

»Spielt das denn eine Rolle?« Sarah zuckt die Achseln. »Ich werd halt irgendwie weiterleben.« *Danach.* Fast hätte sie es ausgesprochen, verkneift es sich gerade noch. *Wenn einmal alles vorbei ist.* »Vor deinem Vater«, sagt sie, »hab ich ein bißchen unstet gelebt.«

»Unstet.«

»Meine Adresse und Telefonnummer werd ich dir immer mitteilen.« Sie will nicht den Eindruck erwecken, sie habe Erwartungen, fürchtet, Amy damit zu verschrecken. »Wenn du sie haben möchtest«, fügt sie hinzu.

»Unstet. Das heißt, vor meinem Vater bist du mit jedem ins Bett gegangen. Und jetzt machst du das wieder. Wie ne Schlampe.«

»Das ist ein albernes Wort, Amy.«

»Wars etwa nicht so?« Ihre Stimme klingt tonlos. »Vor meinem Vater?«

»So nun auch wieder nicht.« Schon merkwürdig, denkt Sarah, wie andere einen wahrnehmen. »Vermutlich kann mans so ausdrücken.«

»Und keiner ist bei dir geblieben.«

»Ich habs wohl nicht zugelassen.«

»Wie auch immer«, sagt Amy, »du machst einen Riesenfehler.«

»Ich bereue nichts.«

»Leck mich«, sagt Amy leise. Nackt wandert sie bis zum Ende der Veranda und wieder zurück. Sie setzt sich auf die Treppe, schlingt die Arme um die hochgezogenen nackten Beine. »Falls was passiert, mach ich dich dafür verantwortlich. Nur, damit dus weißt.«

Es ist nicht zu bezweifeln, denkt Sarah, alle größeren Umwälzungen kündigen sich durch Schockwellen an, und diejenigen, die am stärksten davon betroffen sein werden, spüren diese Vibrationen ebenso gewiß, wie ein sensibler Seismograph ein Erdbeben registriert.

»Falls wem etwas passiert, Amy?« fragt Sarah ruhig.

Amy beginnt zu weinen, zunächst ganz leise. Die Stirn auf die Knie gepreßt, sitzt sie zusammengekauert auf den Stufen, und ihre Schultern bewegen sich, als schwimme sie um ihr Leben. Seltsame, immer heftiger werdende Laute dringen gurgelnd aus ihrer Kehle. Als ob sie ertrinken würde, denkt Sarah, weiß aber nicht, wie sie sie trösten soll, ohne sie zu kränken. Sie steht auf, geht zur Treppe und setzt sich neben Amy, ohne sie zu berühren.

»Keiner ist schuld, Amy«, sagt sie. »Weder er noch ich noch deine Mutter noch du, und auch die anderen Frauen und seine Arbeit haben nichts damit zu tun. Es ist, als hätte man Krebs. Oder einen Autounfall. Es ist einfach Pech, man kann nichts dagegen tun.«

»Stimmt doch gar nicht. Es ist nicht wie Krebs. Er kann was dagegen tun. Warum setzt er denn seine Medikamente ab? Warum?«

Sarah seufzt. »Das ist Teil seiner Krankheit, leider. Er bildet sich eben ein, er braucht sie nicht.«

»Und was ist mit uns?« schluchzt Amy. »Es ist nicht fair.«

»Nein.« Vorsichtig berührt Sarah Amys langes Haar. »Es ist nicht fair. Vor allem dir gegenüber nicht. Es tut mir so leid, Amy.«

»Faß mich nicht an«, zischt Amy. »Laß das, verdammt!«

Sarah fühlt sich unendlich müde, viel zu müde, um von Amy abzurücken und wieder zur Hollywoodschaukel zurückzukehren. Der langgezogene klagende Ruf des Seetauchers driftet übers Geländer. Sarah spürt, daß im Grunde schon alles geschehen ist und sie nun wie Rip Van Winkle ein Jahr oder länger schlafen muß, und dann - nach dem Erwachen - wird sie vielleicht wieder die Alte sein. Die letzten zehn Jahre werden ausgelöscht sein. Ihr Leben wird weitergehen, als wären sie nie gewesen, und die gefährliche Fessel der Zuneigung wird von ihr abfallen.

»Ich hab mich entschieden, ich geh nicht aufs College«, sagt Amy abrupt. »In Wellesley hatte ich zwar schon zugesagt, aber ich habs wieder rückgängig gemacht und mir das Studiengeld fürs erste Semester auf mein Konto zurück überweisen lassen, damit Dad es nicht merkt. Mit dem Geld hab ich mir ein Flugticket gekauft, rund um den Globus. Ich werd nicht hier rumsitzen und drauf warten, daß er sich entweder umbringt oder den Grand Slam in Mathematik gewinnt. Als erstes geh ich nach

Indien. Ich hab einen Charterflug für nächste Woche gebucht.«

Sie steht auf, stolpert die Treppe hinunter und geht weiter. Sarahs Panik ist wie ein Schwindel. »Dein Handtuch«, ruft sie benommen, packt es und läuft ihr nach.

Über die Schulter gibt Amy gelassen zurück: »Ich will nichts mehr von ihm hören. Du kannst mir meinetwegen schreiben, aber nur unter der Bedingung, daß du mir nie sagst, was er gemacht hat.«

»Wohin soll ich denn schreiben?«

»An Postämter, American Express-Büros. Egal. Wenn du willst.«

»Natürlich.«

»Ich werd dir Postkarten schicken«, sagt Amy. »Wenns dir recht ist. Dann weißt du, wo ich als nächstes hinreise. In welches Land, welche Stadt.« Sie ist schon am Ende des Stegs, als Sarah ihn erreicht. Ein blaßgoldenes, grünliches Licht fällt durch das Laub, ergießt sich über Amys Schultern, fließt ihr über den Rücken und über die Rundungen der Hinterbacken, sammelt sich in kleinen Schwingen zu ihren Fersen. »Ich muß los«, sagt sie, bereit zum Flug, bereit zum Sprung, rührt sich aber nicht von der Stelle.

Mit Schrecken verspürt Sarah die klebrige Zukunft, den Drang, zu beschützen, die Fesseln der Pflicht, die sich wie ein Bluterguß unter ihrer Haut ausbreiten. Die Liebe ist wie ein Virus, denkt sie bang. Sie lauert uns auf wie Malaria. Genau dann, wenn man glaubt, man habe sich befreit, sich einbildet, man sei immun und bereit, Abschied zu nehmen, taucht sie wieder auf. Einmal infiziert, wird man sie nie wieder los. Sie ist eine lebenslange Krankheit.

»Laß meine Schnur nicht los«, piepst Amy mit Kleinmädchenstimme, ehe sie springt. Man hört kaum einen Laut. Sarah sitzt am Ende des Stegs und beobachtet den geschmeidigen weißen Körper unter Wasser: glatt wie ein von

einem Bogen abgeschossener milchiger Opal. Sie legt die Hand über die Augen, wartet, daß sie wieder auftaucht. Sie wartet, lauscht. Unter sich hört sie das Wasser, das leise gegen die Stegpfähle plätschert, sie legt sich auf den Bauch und beugt sich über den Rand, sieht aber nur eine Wasserschlange. »Amy?« ruft sie. Aber da unten ist keine Spur von ihr zu entdecken.

Sarah läßt die Augen über die stille Wasserfläche wandern, über die Büsche und die Bäume, die hie und dort weit in den See hineinhängen. Sie wartet. Amy ist eine gute Schwimmerin, und eine verschlagene. Womöglich sind ihr inzwischen Kiemen gewachsen. Vielleicht beobachtet sie Sarah aus dem Schilf. Sarah wartet, bis sie das Röhren von Amys Wagen hört, der sich durchs Unterholz zur Straße zurückkämpft.

»Amy!« ruft sie und stürzt stolpernd den Hang hinauf. »Amy, warte! Wann geht dein Flug? Welcher ist es denn eigentlich?« Zu viele Möbelstücke versperren ihr den Weg, warum läuft sie auch über die Veranda. »Bleib stehen!« ruft sie. »Halt den Wagen an, halt!«

»Sarah, Sarah«, sagt Mrs. Given zitternd. »Sie sind ja stehengeblieben. Aber wir wissen nicht, wer sie sind.«

»Ich weiß es«, sagt Mercy. »Ich kenn ihre Autos. Das eine ist Donny Beckers Pickup.«

»Ich seh Amys Wagen nicht mehr«, murmelt Sarah blinzeln.

»Donny betreibt jetzt die neue Mine draußen auf Jimjimba«, sagt Mercy. »Und das andere gehört Tim Doolan. Steht immer vor dem Pub, weil Tim doch für Bernie Opale schleift.«

Sarah erkennt einen verbeulten Pickup, der vermutlich einmal weiß war, und einen verrosteten, bläulichen Mazda am anderen Ende der Givenschen Auffahrt, dort, wo die brunnenbewässerte Oase in rote Erde übergeht. Rings um die Reifen erheben sich Staubwirbel, und immer wieder knattern schwärzliche Auspuffgaswolken himmelwärts. Die Wagen stehen Seite an

Seite, dem Haus zugewandt.

»Wo sind bloß die Hunde?« fragt Mrs. Given. »O Gott, warum kommen die Hunde denn nicht? Was hat das alles zu bedeuten?«

»Ich geh mal raus und red mit Donny«, sagt Mercy.

»Nein, Mercy!« Ihre Mutter klammert sich an sie. »Nein. Wir bleiben hier auf der Veranda und beten. Gott wird uns beschützen.«

Behutsam macht Mercy sich von ihr los. »Dafür brauchen wir Gottes Schutz nicht, Mum«, erwidert sie trocken. »Donny ist mein Freund. Wahrscheinlich soll er mir nur was von Ma Beresford ausrichten, sie muß ja inzwischen zurück sein.« Mercy klingt geradezu festlich. Man könnte meinen, sie wolle wieder mal losziehen, um mit Donny Eidechsen zu fangen. »Vielleicht kannst du Sarah ja inzwischen einen Tee kochen«, ruft sie über die Schulter zurück.

»Wo sind bloß die Hunde abgeblieben?« jammert Mrs. Given. »Was hat das alles zu bedeuten?«

Mercy sieht die wartenden Männer, die sich durch die Autofenster unterhalten. Linker Fuß, rechter Fuß, nie zuvor ist ihr aufgefallen, wie lang diese Auffahrt eigentlich ist, Donny Becker würde keiner Fliege was zuleide tun, linker Fuß, rechter, einmal hat er die schönste Eidechse gefangen, die sie beide je zu Gesicht gekriegt haben, eine ganz winzige, mit dunkelblauen opalartigen Einsprengseln auf den Schuppen, und hat sie ihr geschenkt, hat sie ihr in die Hand gedrückt und seine Finger bis zu ihrem Ellbogen gleiten lassen, und die Eidechse ist seinen Fingern hinterher, wie das gekitzelt hat, über ihren Arm und über die Schulter gerannt und ihr unters Kleid und zwischen die Brüste gerutscht. Vor lauter Verlegenheit und Gekitzel hat sie laut aufgeschrien, und Donny hat hineingefaßt, die Eidechse am Schwanz gepackt und sie wieder herausgezogen. Aber Mr. Prophet hat sie dabei beobachtet, und in der Betstunde haben sie

es dann beichten müssen, und die ganze Gemeinde hat für sie und um ihre Befreiung von diesen teuflischen fleischlichen Gelüsten gebetet. Ein andermal, als Donny neben ihr in der Kirchenbank saß, ist er ihr mit der Hand übers Bein gefahren, aber niemand hat es bemerkt. Mercy hat sich dann bei Miss Rover erkundigt, warum die Gotteswortler denn alle glauben, daß Gott was dagegen hat, wenn Leute sich anfassen. Miss Rover aber hat nur gelacht und gesagt: »Wirst sicher bald dahinterkommen, Mercy, bist ja schließlich ein kluges Köpfchen.«

Im leisen Knirschen von Mercys Sandalen auf dem Auffahrtstresen flüstert es: Miss Rover, kommen Sie, helfen Sie mir, ich will mir ja alles merken, wie Sie es getan haben, ich setze den linken Fuß nach vorn, dann den rechten, alles merk ich mir. Miss Rover, kommen Sie, damit sie nicht sehen, daß ich Angst habe, damit Donny Becker und Tim Doolan nicht sehen, daß Mercy Given sich fürchtet, denn sie riecht es in der stillen Luft, riecht, daß da etwas nicht stimmt, daß da definitiv etwas faul ist, und sie sollen nicht merken, daß Mercy Givens Hände nun ein wenig zu zittern beginnen, denn Mercy weiß ja, daß Angst etwas Selbstgemachtes ist und auch wieder zum Verschwinden gebracht werden kann, ja, sie ist entschlossen, die kurze Geschichte Outer Maroos neu zu schreiben, sie wird das Ende überarbeiten und für ein Happy-End sorgen, und deswegen konzentriert sich Mercy auf ihre Füße. Sie betrachtet die Ameisen, die in Paisley-Wirbeln ihre Sandalen umschwärmen, mit jedem Schritt versetzt sie sie in hellste Aufregung, wie schwarze Gischt spritzen sie unter ihr weg. Sie könnte sich verlieren in diesen labyrinthischen Mustern, könnte sich selbst in Trance versetzen.

»Tag, Mercy«, sagt Donny.

»Tag, Donny. Tag, Tim.«

Tim nickt und schweigt.

»Was wollt ihr hier?« fragt Mercy.

»Steig ein«, sagt Donny. »Ich soll dich abholen, Mercy. Ma will dich sehen. Sie ist wieder da.«

»Und warum hat sie nicht angerufen?« fragt Mercy. Sie nähert sich der Tür von Donnys Pickup. Sie sieht die Schweißperlen auf seiner Oberlippe. Sein sonnengebräunter Arm, der auf dem Fensterrahmen liegt, streift sie fast. Sie spürt den Abstand zwischen ihren Lippen und seinem Arm. Sie hat Lust, ihn zu küssen. Weiß, daß auch er sich das wünscht. Sie riecht seinen angenehmen Donny-Geruch. Und sein Blick ruht auf ihr wie damals, als er ihr die Eidechse schenkte.

»Warum hat Ma mich nicht angerufen?« fragt sie.

»Weil die Leitungen alle tot sind. Weißt du das nicht?« Donny wendet den Blick ab, starrt beklommen die Auffahrt hinunter. »Steig ein, Mercy. Wir müssen los.«

»Warum ist Tim mitgekommen?« fragt sie.

Donny zuckt die Achseln. »War unterwegs zu nem Bier-Rennen.«

Tim steigt aus seinem Wagen und stellt sich hinter sie. »Steig ein, Mercy«, drängt er ungeduldig. »Mein Keilriemen ist hinüber. Werd meine Schrottkiste wohl hier stehenlassen und wiederkommen müssen. Wir fahren beide mit Donny zurück.«

»Mein Vater hat Ersatz-Keilriemen«, sagt Mercy. »Allerdings hat er sie im Wagen, und er ist noch draußen bei den Dempseys.«

»Scheiße«, zischt Tim. »Was will er denn da draußen?«

»Grandma Dempsey liegt im Sterben.«

»Scheiße«, sagt Tim.

»OK«, sagt Donny und wirkt auf einmal ganz lebhaft und erleichtert. »Das wärs dann. Klemm dich wieder hinters Steuer, Tim. Fahren wir.«

»Das ändert auch nichts«, sagt Tim. »Diese Fremde ist doch

bei euch, oder? Das ist der springende Punkt. Steig ein, Mercy.«

»Nein«, protestiert Mercy mit laut klopfendem Herzen. »Ich geh wieder rein und ruf erst mal Ma an.«

»Nein, verdammt, das tust du nicht«, versetzt Tim. »Die Scheißeleitungen sind tot, ham wir dir doch gesagt.«

»Das glaub ich dir nicht.« Mit den Fingerspitzen fährt sie über Donnys Arm. »Was ist los, Donny?«

»Nichts«, erwidert Donny, ohne sie anzusehen.

»Verdammt, wir haben keine Zeit«, sagt Tim, packt sie und stößt sie in Richtung Beifahrerseite. Sie tritt und windet sich. Tim schiebt sich hinein und zerrt sie mit sich. »Los, fahr zu«, brüllt er Donny an, aber der starrt nur wie gelähmt durch die Windschutzscheibe. »Jetzt hau endlich den Gang rein und fahr los!« plärrt Tim.

»Lassen wirs lieber«, sagt Donny.

»Bist du wahnsinnig? Und was passiert dann mit uns? Ramm den Wagen, du verdammter Idiot.« Tim keucht vor Anstrengung, kämpft mit Mercys Armen. Er drückt ihr das Knie in den Rücken, und Mercy spürt einen irrsinnigen Druck im Kreuz.

»Tut mir leid!« brüllt Donny. »Es tut mir so leid, Mercy, ich hab keine Wahl. Es wird nur ein Feuer geben, das ist alles. Sie kommen davon.« Er wendet mit hoher Geschwindigkeit, schaltet, beschleunigt und steuert direkt aufs Heck von Tims Wagen zu. Ein lautes Krachen ertönt, und der leere Wagen beginnt, langsam das leichte Gefälle der Auffahrt hinab aufs Haus zuzurollen.

Und dann verändert sich alles. Die Zeit. Die Luft. Das Licht.

Etwas Merkwürdiges geht in Mercys Ohren vor sich. Plötzlich wird es ganz still. Alles spielt sich in Zeitlupe ab.

Mercy erkennt jetzt die Absicht der beiden, wie ein Ballon bläht sie sich vor der Windschutzscheibe, schwebend wie eine

jener weißglühenden Lichtkugeln, die man von Feuerwerken her kennt; sie sieht sie dort hängen, sieht sie im rollenden Wagen, in Donnys bangem Gesicht, in Tims heimtückischer Miene.

»Wir wollen niemandem weh tun, Mercy«, brüllt Donny.
»Wir wollen nur, daß sie verschwindet.«

»Und deinem Vater eine Lektion erteilen«, knurrt Tim.

Nach dem Zusammenstoß kleben sie alle drei am Armaturenbrett, und jetzt vollführen ihre Körper jene schlängelnde Peitschenhiebbewegung. Als sie lautlos, schwerelos zurücksinken, entwindet sich Mercy Tims klammerndem Arm, packt den Türgriff und springt ins Freie. Und rollt und rollt. Sie ist eine Kugel, die nur noch aus Schmerz und Schürfwunden besteht. Ihr Mund ist voller Staub, und sie starrt auf das Nummernschild von Tims Wagen, der auf das Haus zurollt.

»Nein!« schreit Mercy auf. »Miss Rover! Jess!« brüllt sie, wendet sich instinktiv an die mächtigsten Kräfte, die ihr in den Sinn kommen.

Und von irgendwoher wachsen ihr nun ungeheure Kräfte zu, sie rappelt sich hoch und setzt zu einem Sprint an. Sie stürzt sich auf Tims Wagen, klammert sich an die Stoßstange und läßt sich mitschleifen.

»Nein, Mercy!« hört sie Donny brüllen. »Lauf, Mercy, lauf!«

Aber der Wagen hat sich schon verlangsamt, Mercy kann ihn loslassen, und sie springt auf, holt ihn ein, zerrt am Türgriff und zwingt sich hinein. Die halbe Auffahrt liegt bereits hinter ihr, und sie sieht ihre Mutter und Sarah auf der Veranda stehen. Sie legt den Rückwärtsgang ein und braust Heck voran zum Tor hinaus. Mit einem Schwenk schießt sie an Donnys Wagen vorbei und gibt Vollgas. Donnys Wagen wendet quietschend und jagt hinter ihr drein. Sie hat kein Ziel. Sie steuert nach Westen, wo sich das Nichts erstreckt. Mit fünfzig, sechzig, achtzig Stundenkilometern. Donnys Wagen holt ständig auf.

Hundertzwanzig. Hundertfünfundzwanzig.

Eine wilde und völlig furchtlose Ausgelassenheit packt sie, und zum ersten Mal in ihrem Leben begreift sie den Reiz der Bier-Rennen, jener halsbrecherischen Jagden durchs Outback, bei denen die Fahrer (die rechte Hand am Steuer, mit der linken die Flasche umklammernd, den Fuß auf dem Gaspedal) einen ganzen Bierkasten leeren. Bei der rasanten Fahrt über höckerartige Spinifexbüschel und dorniges Gestrüpp geraten die Wagen gewaltig ins Schleudern.

Es gibt keine Pisten auf dem Weg ins Niemandsland.

Und wer die Ziellinie lebend erreicht, hat gewonnen.

Haben Donny und Tim vielleicht getrunken? Sie kann sich nicht erinnern, daß Donnys Atem nach irgendwas gerochen hätte. Sie haben bedrohlich aufgeholt, nähern sich ihr von der Seite. Wollen sie sie etwa rammen? Nun ist sie wieder knapp vor ihnen, spürt den heißen Atem ihres Motors im Nacken. Bei hundertdreißig Stundenkilometern reißt sie die Tür auf, zieht den Kopf ein und springt aus dem Wagen. Sie rollt und rollt. Wie sandgestrahlt fühlt sie sich. Als hätte man sie in Brand gesteckt und zertrümmere ihr nun mit Felsbrocken den Schädel.

Vage registriert sie eine gewaltige Explosion und noch eine und dann einen riesigen Feuerball. Ein hoher durchdringender Ton klingt ihr in den Ohren. Schwärze steigt aus der Erde und umfängt sie.

Mittwoch

Pointillismus, denkt Mercy. Das wäre vielleicht der passende Ausdruck für die stecknadelkopfgroßen Wirbel aus getrocknetem Blut. Alle sichtbaren und auch viele unter der Kleidung verborgenen Hautflächen sind von einer Art Ausschlag überzogen, den sie behutsam befigert, aber jede Berührung schmerzt wie der Druck eines Brandeisens. Ihre Gedanken wirbeln umher wie glühende Funken und versengen alles, worauf sie niedergehen.

Immer wieder sehnt sie sich nach der Leere, die sie gleich nach der Explosion verschlungen hat. Dort gab es keinen Schmerz, kein Denken. Sie war wie schwarzes Wasser. Könnte sie nur zurück! Sie beugt sich in die süßen Ströme des Nichts; Schwindel, Übelkeit, eine gewaltige, tödliche Welle des Schmerzes will sie überkommen. Doch als sie dankbar darin versinken möchte, ist sie verschwunden. Sie sitzt auf dem Trockenen, muß bei Besinnung bleiben.

Pointillismus, denkt sie grimmig, und einen Moment lang läßt der brennende Schmerz, der sie umgibt wie eine zweite Haut, ein wenig nach, aber nur so lange, wie sie die Vokale im Mund behält. Dies ist ein Wort, das zu näherer Erforschung einlädt, ein melodisches Wort, das in einer kurzen fallenden Phrase gesprochen werden muß, mit scharfen konsonantischen Spitzen, obgleich sie sich hinsichtlich der Aussprache, zu der in den *Großen Gemälden des Abendlands*, einem von Miss Rovers Büchern, nichts Näheres gesagt wird, durchaus nicht sicher ist. Die Abbildungen sind nicht besonders groß, die Begleittexte manchmal verwirrend, so wie etwa an dieser Stelle: *Bad in Asnières* von Georges Seurat (1859-1891). Mercy sieht die Überschrift vor sich, muß aber im Geiste mehrere Seiten umblättern, um den Eintrag, den zweiten oben rechts, lesen zu können.

Eines der bekanntesten Werke des Pointillismus, für den der Auftrag Tausender kleiner Farbpunkte auf die Leinwand charakteristisch ist. Aus der Nähe betrachtet sind die kleinen Farbtupfen deutlich zu unterscheiden. Bei größerer Entfernung vermischen sie sich und vermitteln den Eindruck lichtdurchfluteter Farbigkeit.

Mercy hält ihren Arm ein Stück von sich weg und kneift die Augen zusammen, bis die getrockneten Blutpünktchen verschwimmen. Aus diesem wimperngetrübten Blickwinkel betrachtet, schimmert ihr Arm zweifellos, hat er... wie soll sie es beschreiben?... ja, man kann es gar nicht anders sagen, besitzt er eine gewisse lichtdurchflutete Farbigkeit, ein weiterer Ausdruck, den sie in Outer Maroo fast nie benutzen kann. Aber wenn sie woanders geboren wäre? Wo es niemals einem Oyster gelang, die Menschen mit ihren schändlichen Geheimnissen zu erpressen? Etwa in Brisbane, oder in Boston; oder in einem Dorf in Griechenland wie Nick; solche bislang unvorstellbaren Möglichkeiten foppen sie, fordern ihre gesamte Aufmerksamkeit: die rätselhafte Tatsache beispielsweise, daß ein Mensch zufällig an einem bestimmten Ort auf die Welt kommt und wie dieser sich dann auf sein Leben, sein Denken auswirkt. Und wie steht es mit Mercys pointillistisch-stacheligen Gedanken bezüglich des gestrigen Tags? Solche Gedanken darf sie sich nicht gestatten, und sie will sie auch gar nicht denken.

Es gibt Orte, wo man nur in Farben denkt, in Paris beispielsweise, wo Seurat und die Pointillisten lebten. Wie herrlich es doch wäre, sich mit Malern zu unterhalten, Malern, Mercy hält inne, läßt ihren Geist einen verwunderten Bogen schlagen, stellt sich Menschen vor, die in Ma Beresfords Laden über die Maschendrahtrolle hinweg einfach konstatieren: »Na ja, im Grunde bin ich ja Maler, male eigentlich nur noch, seit die Dürre so grausam geworden ist«, und zwar ganz beiläufig, wie andere Leute sagen: »Bin Viehtreiber, Kumpel, hab schon vor der Großen Flut Rinder aus dem Norden in die Brisbaneer

Schlachthöfe gebracht.«

In einer solchen in Farben denkenden Welt, meint Mercy, würde sie sich wohler fühlen. Sie versucht sich Seurat und seine Freunde in einem Pariser Pub vorzustellen. Und auch sie ist dabei, hält sich verstohlen im Hintergrund, trocknet für Jess Gläser ab und bemüht sich, nicht in die Schußlinie von Mr. Prophet oder einem anderen zufällig am Fenster vorbeikommenden Kirchenältesten zu geraten. Sie sieht Seurat am Tresen lehnen, den Fuß auf der Fußleiste - und die Leiste ist zufällig das genaue Gegenstück zur Messingfußstütze in Bernies Pub.

Seurat unterhält sich mit Jess. »... Bin momentan mit Vorstudien beschäftigt«, hört Mercy ihn sagen - während sein Auge der Lichtbahn folgt, die sich bernsteinfarben in seinem Bierglas bricht -, »zur Sea of Null«, setzt er erklärend hinzu. Er spricht nicht mit zusammengepreßten Zähnen wie die Leute in Outer Maroo, weder gedehnt noch näselnd. Oh, ganz und gar nicht. Mercy kann sich genau vorstellen, wie er reden würde, denn aus den Radiosendungen bei Miss Rover und Jess weiß sie, wie Maler klingen müssen. Seurat spricht ganz wunderbar, so wie die Ansager vom BBC World Service, wenn auch natürlich auf französisch. »... Mit dieser weißen Körnung«, sagt er, »versuche ich das Licht der Salzpflanzen einzufangen.« In seinen Augen sieht sie Lichtpünktchen und die weißglühende Sonne, die wie ein Bombardement weißer Sprengsel durch Bernies Jalousien dringt: »... deswegen übersäe ich meine Leinwände mit Tupfen«, erklärt er, »obwohl man das Licht eigentlich nie wirklich zu fassen kriegt.«

Jess lächelt und schweigt, Mercy schwebt im goldenen Licht, und auch Monet ist da, sieht vielleicht Nick ein bißchen ähnlich und beugt sich aus seinem Lexikon-Einband heraus über den Tresen. »Im Hinblick auf das Licht«, sagt er und schiebt seine leere Bierflasche über die Bar, »ziehe ich die verwischte Malweise vor. Mit deiner Methode«, sagt er, »wird es dir nie

gelingen, den Dunst oder eine Fata Morgana wiederzugeben.«

Beide, Seurat und Monet, sind von malvenfarbenem und goldenem Licht umflossen, und jenseits der Pubfenster, jenseits des durchscheinenden Pergaments der Jalousien strotzt die rote Erde von wildem Mohn, den ein Zyklon aus ihr hervorgelockt hat, und hier drinnen, wo das Licht so weich ist, schwimmen in den Bierpfützen am Boden Seerosen, und da treibt auch Donny Beckers Gesicht, sein goldenes Spiegelbild (das noch nicht in Ruß und Flammen aufgegangen ist), doch als dann Bernie aus dem Hinterzimmer tritt und ein paar Bierflaschen aus dem Kühlschrank holt, spürt Mercy, daß sie Mas Bill nicht davon abhalten kann, mit einer klugscheißerischen Bemerkung dazwischenzufahren. Hey, Seurat, wird er sagen (immer muß er seinen blöden Senf dazugeben), *hey, Seurat, hast schon nen ganz schönen Tupfer, Mann!*

Das ist das Ärgerliche an Outer Maroo.

»Ein richtiges Gemälde«, hat Miss Rover früher immer gesagt, wenn Mercy nach der Schule über ihren Büchern brütete und Miss Rover ihr noch alle ihre Fragen beantworten konnte, »und diese Mini-Reproduktionen, das ist ein Unterschied wie zwischen einem echten Kuß und einem, über den man nur gelesen hat.«

Worauf Mercy nur »Oh« hauchen konnte und an Donny Beckers Hand auf ihrem Bein während der Betstunde denken mußte.

»Die meisten von diesen Bildern sind riesengroß«, sagte Miss Rover. »Und als Malgrund verwendet man nicht Papier, sondern Leinwand, die man über einen hölzernen Rahmen spannt. Ein wirkliches Gemälde strahlt schon durch seine Materialität eine ungeheure Kraft aus. Man kann es nicht nur passiv betrachten. Es springt einen förmlich an, es packt einen.«

Aus der Erinnerung projiziert Mercy ein vergrößertes Abbild des briefmarkengroßen Quadrats vom *Bad in Asnières* auf ihre

innere Leinwand. Der Junge mit der roten Badehose am grünen Ufer läßt die Beine ins Wasser baumeln. Alles an ihm ist in unverbundene Punkte aufgelöst. Er wendet den Kopf und betrachtet Mercy auf eine Weise, die man nur strahlend nennen kann und so lebendig wirkt, daß sie nicht widerstehen kann, ihn anfassen muß und sich beim Liebkosen des blauen Stoffballens ertappt, von dem Alice Godwins Mutter zehn Meter bestellt hat. Sie preßt die Lippen an Ma Beresfords Registrierkasse. Der Junge hat dieselben Augen, denselben schiefen Mund, dieselben Sommersprossen wie Donny Becker. Ich suche nach Eidechsen, sagt er. Wenn ich eine erwische, schenk ich sie dir. Sie spürt seine Hand auf ihrer Brust, doch als er sie dann an sich reißt und küßt, hat er die Augen von Gideon und Nick. Sobald seine Lippen die ihren berühren, geht er in Flammen auf. Seurat hatte recht, denkt Mercy erregt. Alles löst sich in unverbundene Farbtupfen und leere Flächen auf.

Nach Auskunft jenes Buchs, das in Aladdin's Rush vor sich hinschwelt, hängt Seurats Bild in voller Größe, in seiner realen Tupfen-Präsenz, an einer Wand irgendwo in Europa. Es fällt ihr zwar schwer, an Europa zu glauben, doch sie gibt sich alle Mühe. Schließlich ist es heute ebenso schwer, an Aladdin's Rush zu glauben, und jeder weiß, daß der Rush existiert, jeder weiß, wo er liegt, wenn sich auch keiner mehr hintraut und er ihr noch märchenhafter erscheint, seit die Besuche dort zu gefährlich geworden sind. Vielleicht schmückt sie das alles zu sehr aus. Vielleicht hat sie auch der Geheimbibliothek noch ein paar Bände hinzugefügt. Die Welt besteht aus beweglichen Sandpunkten, die ununterbrochen umherwirbeln, sich ständig neu gruppieren.

Seurat hatte recht.

Keiner in Beresfords Laden fragt Mercy, was sie mit ihrem Gesicht angestellt hat. Keiner läßt sich über ihre pointillistischen Arme und Beine aus. Keiner erwähnt, daß die Leitungen tot sind. Keiner spricht von Donny Becker oder Tim Doolan. Wenn

hier in Outer Maroo jemand verschwindet, hat Mercy gemerkt, dann kippt er so abrupt von der Bildfläche wie ein Stern, der durch die Weite des Alls stürzt. Ohne eine Spur zu hinterlassen. Als ob er sich in Luft aufgelöst hätte. Und nie kann man sich ganz sicher sein, ob tatsächlich etwas passiert ist, ob nur man selber es sich eingebildet hat oder vielleicht alle gleichzeitig.

Sie schließt die Augen und sieht Donnys gebräunten Arm in der Fensteröffnung ruhen. Damals hätte sie gern eine rasche Bewegung gemacht, um seinen Arm wie zufällig mit den Lippen zu streifen, und jetzt bildet sie sich ein, sich wieder an den Geschmack seiner Haut zu erinnern. Sie sieht die geschwellenen Adern, die sich, ähnlich den MacDonnell Ranges oder den Olgas auf einer Reliefkarte, vom Ellbogen bis zum Handgelenk erstrecken, sieht die weichen, rotgoldenen Härchen, die sie einst - begleitet vom Gemurmeln der Gläubigen - auf ihrer Haut gespürt hat. Wer weiß, vielleicht hat Donny ihr ja das Gesicht zugewandt, die Lichtpunkte beiseite gewischt und ihr etwas ins Ohr geflüstert. Vielleicht hat er gesagt: *Wir könnten ne Wahnsinnsnummer schieben, Mercy.* Oder auch: *Ich hab richtige Wunderkerzen. Und ne ganz lange speziell für dich. Das leuchtet und spritzt, das mußt du gesehen haben, sonst glaubst du nicht.*

Seine Stimme surrt in ihrem Ohr wie eine gefangene Mücke: *Es tut mir leid, Mercy!... Lauf, Mercy! Lauf!*

Zehnmal in der Stunde meint sie ihn hinter sich zu hören. Tag, Mercy, sagt er und grinst. Doch wenn sie sich umdreht, ist es jedesmal ein anderer. Wie kann ein Mensch so plötzlich aufhören? Es ist nicht logisch, es ist nicht möglich. Wie können Menschen plötzlich Dinge tun, die man ihnen nie zugetraut hätte, die sie sich womöglich selbst nicht zugetraut hätten? Wir kennen nur ein paar winzige Punkte an einem Menschen, denkt Mercy. Von dem, was dazwischen liegt, wissen wir nichts.

Dieses Dazwischen macht Mercy ganz schwindlig. Wieder fällt sie, stürzt ins Bodenlose, und es gibt nichts, das diesen

Sturz aufhalten könnte.

Im Geiste blättert sie fieberhaft Seiten um.

Die Pointillisten studierten die Brechung des Lichts. Sie unterschieden zwischen der Eigenfarbe eines Gegenstands und der, die er in unterschiedlichem Licht annimmt, und erforschten das Zusammenspiel beider.

Donny Becker wird immer heller und strahlender, doch wo liegt die Quelle dieses weißen Lichts? Wer hat ihn so gemalt - mit betretenem Gesicht vor versammelter Gemeinde? So wahr ich hier stehe, hat er gesagt, ich hab ihr eine Eidechse geschenkt, aber eigentlich wollt ich sie anfassen. Meine Gedanken waren unrein.

Wer hat ihn da hineingemalt, in diesen Wagen mit dem finstren Ziel?

Und wer hat es gesehen, als all seine Eigenfarbe in weißer Glut, in zuckenden Rot- und Orangetönen verschwand?

Mercy stützt sich auf den Ladentisch, in dessen trübem Glanz sie sich spiegelt wie ein scharlachroter Fliegenfänger. Sie gibt der Welt ihr klebriges Selbst preis, hängt an blutigen, schwarz gewordenen Füßen von der Decke. Sie zieht Fliegen an, und wenn sie sie berühren, macht es puff, und die Eigenfarbe der Fliegen geht in Rauch auf, und wieder wirbelt sie durch den Staub, schleppt sich kriechend, hinkend zum Haus zurück...

Und von neuem sieht sie ihre Mutter, sieht Sarah, sieht die Veranda zucken wie einen Kinderdrachen; mit versengtem Haar, zerschundenem Leib kriecht sie zurück ins Gestern, in den Ohren ein merkwürdiges Geräusch, einen langgezogenen hohen Ton, der endlos weitersummt... Sie sitzt in einem Liegestuhl, und die Welt ist getupft wie ein Seurat, ist ein einziger Monet-Nebel aus Ocker und Blau, schwebend und schwankend wie ein Traum.

»Das ist der Schock, Mercy«, sagt Sarah (gestern war das; gestern am späten Nachmittag). Sarah tupft ihr Jod auf die Haut.

»Ich kenne das, glaub mir, diese unnatürliche Ruhe und dieses völlige Wegdriften. Das ist nur das erste Stadium.«

Kann es wirklich erst gestern gewesen sein?

Komisch, denkt Mercy, manchmal ist die Zeit wie ein Gummi-Mensch, mal zieht sie sich endlos in die Länge, dann schrumpft sie wieder zusammen. Gestern...

Während Sarah ihr die versengten Haarspitzen abschnipselt, spricht sie andauernd weiter, als fürchte sie sich vor dem Schweigen, als könne die Unterbrechung ihres Redeflusses bedrohlichen Fragen Raum geben, auf die es keine Antwort gibt. Was vielleicht heißt, denkt Mercy, daß Sarah bereits ein anderes Schockstadium erreicht hat. Mach dich auf die Wut gefaßt, sagt Sarah, das ist nämlich das nächste Stadium. Und dann kommt die Beschämung, und du fühlst dich schuldig, obwohl du sie nie umbringen wolltest. Und dann wieder wirst du in Panik geraten. Die Panik, die du verdrängt hast, sie kommt zurück, überschwemmt dich, sagt Sarah. Daß du fast keine Luft mehr kriegst.

»Ich kenne das alles«, sagt sie. »Glaub mir, ich kenne es. Es hilft dir, wenn du uns erzählst, was passiert ist.«

»Es war ein Unfall«, versichert Mercy den beiden Frauen. »Ein Bier-Rennen, sie haben gesagt, ich wär feige, und das wars. Die Geschwindigkeit und die Hitze waren schuld. Deswegen ist der Tank explodiert.«

So könnte es wohl gewesen sein, denkt Mercy. Durchaus. Durchaus. So wäre es ihr am liebsten. Es muß ein Unfall gewesen sein. Sie beginnt ihre Theorie auszuschmücken, sie sich anzueignen.

Als sie Stunden später mit ihrem Vater auf der dunklen, stillen Veranda steht, sagt sie nichts. Planeten ziehen über den Himmel. Sie starren hinauf zu den Millionen von Sternen.

»Das war sehr mutig von dir«, sagt er fast schroff.

Die Milchstraße rollt über sie hinweg.

»Das ist das Kreuz des Südens«, sagt er.

Er will ihr etwas mitteilen, sie weiß es - nämlich dies: Das Zeichen des Kreuzes wacht über uns, alles dies liegt in Gottes Hand, seine Wege sind unerforschlich.

Und sie will ihm einerseits mit den Fäusten auf die Brust trommeln, ihn andererseits aber auch beschützen. Er kommt ihr jetzt vor wie einer, der in einem Papierschiffchen der Sintflut trotzt. Nur sein Glaube schützt ihn vor dem sicheren Untergang. Mercy kann sich nicht durchringen, ihm seinen illusionären Untersatz zu rauben: Was sollte dann aus ihm werden?

»Ich hab die Hunde gefunden, Mercy«, sagt er tonlos. »Beide tot. Überfahren. Erzähls deiner Mutter nicht.«

»Nein.«

»Ich fürchte«, fährt er ruhig fort, »daß es mehr... Unfälle geben wird.«

Die Stille hat etwas geradezu Ohrenbetäubendes, ist dick und weich wie eine Woldecke. Sie breitet sich aus, umschlackert die beiden wie ein zu weites Gewand und erstickt die Gedanken, die sie nicht hören wollen. Mercy ist immer noch benommen. Spürt immer noch das Blut, das ihr feucht über Arme und Beine rinnt. Das Brennen auf der Haut. Und die Schmerzmittel dämpfen alles, als habe man ihr die Ohren mit Watte verstopft.

»Durch unsere Einladung an Mrs. Cohen haben sie sich wohl...«, sagt er und räuspert sich, »erst recht provoziert gefühlt.«

Ja, klar, natürlich. *Alle. Aber ich wollte Mr. Prophet ja auch provozieren.* Die jähe Einsicht in ihre rücksichtslose, verwerfliche Absicht macht Mercy nervös, schockiert sie. Aber trotzdem... er ist schon ein trauriger Zeitgenosse, dieser Mr. Prophet, ein Mann, den seine eigenen unbarmherzigen Überzeugungen hoffnungslos verbogen haben. Aber wäre es

denn denkbar, daß Mr. Prophet...? Nein. Das kann sie nicht ernsthaft glauben. Sie kann nicht glauben, daß ein Mensch einem anderen tatsächlich nach dem Leben trachtet, nicht glauben, daß Donny Becker... *Es wird ihnen nichts passieren, Mercy... Lauf, Mercy, lauf...* Mercy weiß nicht mehr, was sie glauben soll. Diese Todesfälle müssen auf mysteriöse Weise mit dem Old Fuckatoo zusammenhängen, ja, so muß es wohl sein; oder aber mit den bösen Gedanken, oder mit Mercy selber, weil sie ja unbedingt provozieren mußte. Vielleicht ist sie selbst, Mercy, die leichtsinnige, rücksichtslose, provozierende Schlampe und Isebel daran schuld, weil sie andauernd diese sündigen Gedanken denkt.

»Es tut mir leid, Dad«, sagt sie gequält. »Ich hätte an dich und Mum denken sollen.«

»Nein, nein, nein. Du hast genau das Richtige getan. So hab ich das nicht gemeint.« Er deutet zu den Sternen hinauf. »Nur vor Gott müssen wir unser Tun verantworten, darin liegt unser Trost und unsere Stärke, Mercy, alles, was nachher geschieht, ist sein Wille.«

Mercy muß sich am Verandageländer festhalten. Benommen schließt sie die Augen und wartet, bis der heftige innere Sturm vorübergeht. Mit leiser, bitterer, fast unbewegter Stimme fragt sie: »Du meinst, alles, was passiert ist, war Gottes Wille? Alles?«

»Der Mensch bringt das Böse in die Welt, Mercy, nicht Gott.«

»Dad, mir ist immer noch schwindlig - ich muß mich hinsetzen.«

»Ja, ja, natürlich...« Und er stützt sie, bis sie die Korbstühle erreicht haben. Seine Berührung hat etwas Klebriges. Sein Gott ist eine zähflüssige, klebrige Masse. Wo man auch hintritt, Gott ist immer schon da. Mercy wischt sich die Schuhe an den Stuhlsprossen ab, erst den einen, dann den anderen. Die Wüstenkreaturen machen ihre tickenden Nachtgeräusche.

Finden die sich denn da draußen zurecht? denkt Mercy. Oder behindert sie der klebrige Saft des Wüstengrases? Buddeln sie sich ängstlich und zitternd durch den roten Staub, immer in der Furcht, sich verirrt zu haben oder verrückt zu werden, sich durch Nichthandeln schuldig zu machen? Oder durch überstürzte, leichtsinnige Aktionen mit tödlichen Folgen? Drehen sich auch ihre Gedanken sinnlos im Kreis?

»Mir selbst geb ich die meiste Schuld«, sagt ihr Vater bedrückt, »die meiste Schuld an all dem, was in Outer Maroo passiert ist.«

»Dad...«

»Vor allem gegenüber meinem Sohn habe ich versagt.« Mercy muß das Gesicht abwenden. Mit äußerster Konzentration lauscht sie dem rhythmisch-gedämpften Trommeln einer kleinen Wallaby-Herde. Sie sieht die synkopierten Bögen, die sich schemenhaft vor den Akazien abzeichnen. Vierzehn Tiere zählt sie. Sie spürt das Stampfen ihrer mächtigen Hinterbeine in den Dielen unter ihren Sohlen.

»Ich bin einfach zu langsam, Mercy«, seufzt er. »Erkenne das Böse zu spät. Ich hab wohl immer an das Gute im Menschen geglaubt. Und das ist Ketzerei.«

Sie beobachten eine Beutelratte, die mit glänzenden Augen übers Verandageländer huscht. Witternd hält sie inne, verharret reglos und verschwindet in der Dunkelheit.

»Und dennoch hat mich bei den Dempseys eine böse Vorahnung gepackt. Ich hab versucht, nach Brisbane anzurufen. Hab das Polizeipräsidium gewählt und bin durchgekommen.«

Verblüfft dreht sie sich zu ihm um.

»Der Kerl, der abgenommen hat, hat mich für einen Spinner gehalten. Und selbstverständlich war die Verbindung schlecht, man hat kaum was gehört, aber ich habs ihm erklärt. Westlich von Quilpie und Eromanga, hab ich gesagt. Und dann war die Leitung tot.«

»Ja. Alle Leitungen waren tot.«

»Damit bestraft er mich«, sagt ihr Vater. »Mit dieser Ohnmacht.«

»Dad, sag das nicht!«

»Gut Nacht«, sagt er müde und geht ins Haus.

»Nacht, Dad.«

Und jetzt ist Mercys Haut, sind Mercys Gedanken noch schwärzer geworden. Beide, Haut und Gedanken, quälen sie. Werfen Blasen. Die sich entzünden und zu nässen beginnen. Mercy erblickt sich im stumpfen Glanz von Ma Beresfords Registrierkasse, sieht das wüste pointillistische Grindmuster.

Mercy hat einmal davon geträumt, Donny Becker zu berühren, zu küssen, dessen Sommersprossen wie die Schatten auf der Sonne waren, der ihr einmal eine Eidechse geschenkt und womöglich auch versucht hat, sie zu töten, obwohl er ihren Tod nicht wollte.

Mercy hat Donny Becker getötet.

Mercy will nur noch schluchzen bis zum Ende der Welt.

Mercy versteht immer weniger; je mehr sie erfährt, um so weniger begreift sie.

Gern würde sie sich mit Ma Beresford, die wieder da ist, darüber unterhalten oder auch mit Mas Bill, aber Ma und Bill leben nach Regeln, die ungeheuer dehnbar und gleichzeitig unendlich streng sind. Nichts kann sie schockieren. Man muß was vertragen können, sagen sie, und Trübsalblasen kommt nicht in die Tüte.

»Na komm, Mercy«, sagt Ma mütterlich, aber mit einem warnenden Stirnrunzeln, wenn Mercy ihre schmerzenden, in Seuratscher Tupfentechnik gesprenkelten Arme streichelt, wenn Donny Becker in ihren traurigen Augen schwimmt. »Na komm«, sagt sie, »Unfälle passieren nun mal, andere Mütter

haben auch hübsche Söhne. Nu guck nicht so traurig, geh mal ne Weile raus und setz dich in den Hof.«

Mercy geht traurig hinaus und wartet vor der Hintertür von Bernies Pub. Sie sucht Jess. Vorsichtig späht sie durch die Türe des Hinterzimmers, in dem Bernie vor seiner feinen Präzisionswaage sitzt, Steine wiegt und ins Licht hält, Farbe, Muster und Feuer taxiert. Tim Doolans Platz an der Schleif- und Poliermaschine ist schon wieder besetzt.

»Was zum Teufel willst denn du hier?« fragt der plötzlich aufblickende Bernie.

Ich hab da zwei Opale, will sie schon sagen, die mir vor ewigen Zeiten mal, über ein Jahr ists schon her, ein Mädchen vom Reef geschenkt hat. Aber dann fällt ihr ein, daß sie Amys Opale gar nicht genommen hat, obwohl sie ihr immer noch wie blutige Gewichte auf der Seele lasten.

»Wenn du Old Silence suchst«, sagt Bernie, »die ist draußen im Schuppen und wäscht.« Sein Blick ruht auf Mercys Ganzkörper-Tattoo, den blauen Flecken, den violetten Wolkenmustern. »Kannst du dir nicht was überziehen?« fragt er verärgert. »Siehst aus wie ein verdammter Maori.« Er redet, als habe Mercy sich irgendeines üblen Vergehens schuldig gemacht, grober Fahrlässigkeit etwa oder gar Selbstverstümmelung. »Und wenn ich dir nen Rat geben darf, junge Dame, solltest dir Jess zum Vorbild nehmen. Schweigen ist Gold.« Irritiert schüttelt er den Kopf. »Siehst aus, als hättest du dich für ein Corroboree aufgedonnert. Halt dich bloß vom Pub fern, sonst kriegen die Burschen Sodbrennen, mir stößts ja schon auf, wenn ich dich bloß angucke.«

Mercy starrt ihn an. Miss Rover fällt ihr wieder ein, wie sie damals, am letzten Tag vor ihrer Versetzung, auf seiner Pubveranda stand.

Wer ist eigentlich dieser Bernie? denkt sie. Wo kommt der eigentlich her? Und was würde den wohl aus der Ruhe bringen?

»Was starrst du mich denn so an?« fragt er.

Niemand weiß, wo es herkommt, das Geld, denkt sie. Und niemand weiß, in welchen Taschen es verschwindet.

»Verzieh dich«, sagt Bernie und fuchtelte mit dem Daumen über die Schulter Richtung Schuppen.

Der Schuppen besteht aus Wellblech und scheint förmlich zu atmen, Hitze und Dampf auszustoßen, Mercy in sich hineinzusaugen. Sie wedelt mit den Armen, bis sie Jess entdeckt, die gerade Laken zusammenfaltet. »Jess«, ruft sie, »ach, Jess«, und Jess schließt sie mitsamt dem zusammengelegten Doppelbettlaken in die Arme. Jess drückt sie fest, fest an ihre Brust, und jetzt weint Mercy, zum ersten Mal, und Jess wiegt sie in ihren Armen und streichelt ihr übers feuchte Haar. »Er hat mir ne Eidechse geschenkt«, schluchzt Mercy. Und Jess legt ihr den Finger auf die Lippen. Aber sie versucht nicht, Mercys Tränen Einhalt zu gebieten, sondern summt nur eine leise, kehlige Melodie. Heul ins Waschwasser, sagt dieser Gesang. Heul in die Laken, stell dir vor, du hüllst Donny in sie ein, dann kannst du ihn im Schlaf mit den Wimpern streicheln. Sie drückt Mercy eine Holzstange in die Hand und läßt sie die nassen Laken umrühren, bis sie nur noch aus Schweiß, Tränen und Dampf besteht.

Mercy haut auf die triefende Wäschemasse und rührt und rührt, bis sich in der Mitte des Kessels ein kleiner Trichter bildet, Jess schüttet eine Portion Waschblau hinein, und gemeinsam schauen sie zu, wie es sich auflöst, die gekräuselte Vertiefung des Trichters färbt, an der Innenseite des Strudels emporsteigt und die Laken auf mysteriöse Weise weiß wäscht und weißer als weiß. Jess beugt sich mit dem beträchtlichen Gewicht ihrer Schultern über einen zweiten Stock und beginnt zu rühren. Das ist der ganze Trick, sagt ihre Haltung. Das ist das Geheimnis. Du mußt nur rühren, bis sich all diese quälenden Fragen in Bewegung und Dunst aufgelöst haben.

Mischt, ihr alle, mischt am Schwall, denkt Mercy und sieht Donny Beckers in Weiß und Waschblau gehülltes Gesicht, sieht seine Augen, seine Lippen, erblickt Jess' Spiegelbild und ihr eigenes in den wirbelnden Galaxien des Lakens.

Wann werden wir drei uns wiedersehen? fragt das Wasser.

Ja, wann werden Donny Becker, Tim Doolan und Mercy Given sich wiedersehen?

»Jess«, stammelt sie verzweifelt. »Wie hat Donny das nur...? Wie haben sie es nur geschafft, jemand wie *Donny*...«

Schweig, mahnt Jess' Körper.

»Und mich, Jess? Mich.« Letztendlich war es wohl das, was Mercy so erschüttert hat: daß der Tod die Frechheit besessen hat, ihr seinen faulen Atem ins Gesicht zu blasen, daß er zu ihr gekommen ist und ihr grinsend ins Auge geblickt hat. Das mußte ja wohl ein Irrtum sein. Da mußte ein Mißverständnis vorliegen. Mit dem wilden Gestank des Hasses hat Mercy auch vorher schon reichlich Bekanntschaft gemacht. Der Haß ist ein rasendes Untier, ein tollwütiger Dingo, eine wilde Sau, ist der alte Fuckatoo, sie weiß das, all diese Ungeheuer hat sie gerochen, schon seit Jahren umschleichen sie Outer Maroo, vor allem während der letzten beiden, seit Miss Rovers Abreise, und vor allem, ja, vor allem, seitdem das Reef verschwunden ist; aber nie zuvor ist ihr wirklich in den Sinn gekommen, daß sich dieses Ungeheuer Mercy Given als Beute ausersehen könnte. »*Mich*, Jess«, sagt sie verblüfft. »*Mich*.« Sie, Mercy Given mit ihren sechzehn Jahren, die noch soviel vor sich hat, so viele ungelesene Bücher, so viele ungeküßte Lippen, so viele Arme, die sich noch nicht um die ihren gelegt haben.

Jess legt ihr sachte die feuchte Hand auf den Mund. Schweig, sagt die Hand. Du bist noch am Leben, und deine Eltern und die beiden Fremden auch, es hätte viel schlimmer kommen können.

Die Lebenden umschweben Mercy wie Lichtpünktchen, und die Toten ebenfalls. Gemeinsam hüllen sie sie in die Laken.

Donnerstag

Im Laden herrscht reges Kommen und Gehen. Junior Godwin bringt ihnen eine braune Tüte voller Gaben. Er legt seinen Akubra auf den Ladentisch und starrt Mercy an. »Mein Gott«, ruft er entsetzt. »Was ist denn mit dir passiert?«

Mercy zuckt die Achseln. »Autounfall, und ein Benzintank ist explodiert.«

Nervös streicht sich Junior mit den Fingern durchs Haar. Er fragt nicht, wer sonst noch an dem Unfall beteiligt war. Er fürchtet sich vor der Wahrheit, sie weiß es. »O mein Gott«, stöhnt er. »Davon hab ich gar nichts gehört. Ich hab nen neuen Bullen draußen auf Kootha Downs, Mercy, vom Viehmarkt in Roma, richtige Schönheit, Kreuzung aus Santa und Hereford, Hannibull nennen wir ihn, und er ist sanft wie ein Lämmchen.« Er redet hektisch, atemlos, wie ein Schuljunge vor der Haustür des Rektors. »Hab geschuftet bis zum Umfallen.«

»Es war keiner von euch«, sagt Mercy. »Keiner von euren Männern.«

Junior Godwin schluckt. Wischt sich mit dem Handrücken die Schweißperlen von der Oberlippe. »Gott sei Dank«, sagt er. Er wirkt erhitzt, fächelt sich mit dem Akubra Luft zu und zerquetscht dabei fast die Krempe. Er schiebt die Tüte über die Ladentheke. »Ich glaub, da ist alles drin, was Mutter letzte Woche mitgenommen hat, Mercy, aber falls was fehlt...«

»Ja«, sagt sie. »Mach dir deswegen keine Gedanken. Und wie gehts Alice?«

»Ach Mercy«, seufzt er. Mit einer fast verzweifelten Bewegung streichelt er seinen Akubra, als könne er damit seine kleine Schwester trösten. »Arme Alice. Momentan lebt sie bei

uns, bei mir und Delia. Wir mußten sie wegholen aus Dirran-Dirran, von Mutter, du weißt schon. Ich nehm sie jetzt mit raus auf die Weiden, das einzige, was sie ablenkt, auf ihrem Pferd ist sie wie ausgewechselt.« Und jetzt läßt er, von einem neuen Gedanken beflügelt, den Akubra auf dem Zeigefinger kreisen.

»Sie würd dich wahnsinnig gern sehen, Mercy. Wenn du Lust hast, kannst du sofort mitkommen.«

»Nein, das - das geht nicht. Ich kann jetzt nicht einfach verschwinden. Es sind wieder Fremde da, hast du nicht gehört?« Es ist durchaus möglich, denkt Mercy, daß Junior es nicht weiß, keinen blassen Schimmer davon hat, auch wenn diese Frage jedem andern hier lächerlich erschiene. Es ist verblüffend, was Junior alles nicht weiß. Er lebt in einer anderen Welt, in der es nur Rinder, Pferde und Bullen gibt. »Und die Frau wohnt bei uns«, sagt Mercy, »deswegen gehts nicht - und unsere Hunde. Unseren Hunden ist auch was passiert, deswegen muß ich...«

»Nein, nein. Doch, ich hab schon gewußt, daß jemand da ist, deswegen ists Alice ja wieder so schlecht gegangen.« Er stützt die Ellbogen auf den Ladentisch und vergräbt den Kopf in den Händen. »Sie hat wieder diese gräßlichen Alpträume, Mercy.«

Wer hat die eigentlich nicht in Outer Maroo? denkt Mercy.

»Und alle Leitungen sind wieder mal tot«, sagt er, als wirke auch das sich auf Alices Nächte aus.

»Ja.«

»Was war denn mit euren Hunden?«

Mercy zuckt die Achseln. »Sie sind tot.«

»Scheiße«, sagt Junior. »Oh, Scheiße! Scheiße, Mercy!« Er drischt auf die Krone seines Akubra. »Kühe und Bullen, das sind die einzigen, die hier noch normal sind.«

»Ja. Sag Alice nen schönen Gruß von mir.«

»Ja«, seufzt er. »Ja, mach ich.« Zerstreut packt er die braune

Tüte mit Dorothy Godwins entwendeten Kurzwaren und geht. Auf halbem Weg zur Tür wendet er sich noch mal um und stellt sie wieder auf die Theke. »Bin bloß froh, daß es dir soweit gut geht, Mercy«, sagt er. »Und daß keiner von Dads...« Er schluckt. »Das ist die Dürre, weißt du. Da drehen die Leute durch. Der beschissene alte Fuckatoo. Wie auch immer, Gott sei Dank bist du nicht...«

»Ja«, sagt sie.

Stimmen driften zur Beresfordschen Gittertür herein und hinaus. Von der anderen Straßenseite dringen die Hallelujas der Gotteswortler herüber, Mercy hört ihre Fürbitten und Lobpreisungen, die donnernde Stimme von Mr. Prophet. Es ist die Zeit der nachmittäglichen Betstunde, die Mercy nun nicht mehr besucht.

»Schon in den Tagen der Israeliten«, brüllt Mr. Prophet, hat er so oft gebrüllt, sowohl vor wie auch nach Oyster, vor und nach Miss Rover, vor und während und nach so vielen Betstunden, daß Mercy nicht mehr recht weiß, ob seine Stimme jetzt tatsächlich von der anderen Straßenseite herübertönt oder ob sie ihn nur im Geiste hört und folglich auch nicht weiß, ob sich der Text auf etwas Aktuelles, Konkretes bezieht oder nicht, »gab es Menschen, die sich den Befehlen des Herrn widersetzten. So lesen wir im Buch Leviticus, Kapitel 10: *Da fuhr ein Feuer aus von dem Herrn und verzehrte sie, daß sie starben vor dem Herrn. Und ihre Reste wurden dem Volk gezeigt, auf daß sie gewarnt seien vor Gottes Zorn.*

Mögen wir niemals«, ruft Mr. Dukke Prophet warnend, wie schon so oft, »mögen wir niemals die Feuergewalt Gottes, des Herrn der Heerscharen, vergessen, auf daß wir ihn weder durch Worte noch durch unsere Taten beleidigen.«

Und ihre Reste wurden dem Volk gezeigt, denkt Mercy, und Stücke von Donny Becker fallen wie Schwefel, wie Feuerregen herab.

Irgendwo in Aladdin's Rush, meint sie sich zu erinnern (aber wie soll sie unterscheiden, was Erinnerung ist und was Phantasie, wo doch alles, woran sie sich zu erinnern glaubt, soviel phantastischer ist als das, was sie sich je ausgedacht hat), irgendwo in Aladdin's Rush gibt es wenigstens bildet sie sich das ein - eine Kiste mit Notizbüchern und Zeitschriften von Miss Rover. Und an *Reste*, einen Essay von Susannah Rover, erinnert sie sich noch: »So ungefähr«, sagt Miss Rover, »solltest du ein Aufsatzthema angehen. Eine subversive Ader«, sagt sie, »ist was sehr Wertvolles. Man muß die Gedanken völlig umdrehen, Mercy, sich ihre Unterfütterung betrachten und die verborgenen Nähte. Und dann nimmst du sie ironisch auseinander«, sagt sie, »und guckst, was passiert.

Nehmen wir etwa *Reste*«, sagt sie, »eine ganz typische, unsinnige Themenstellung«, die sich irgendeine Lehrplanmacherin in Brisbane hat einfallen lassen. Höchstwahrscheinlich hat sie gerade ihre Mittagspause im *Reste*-Verkauf bei David Jones verbracht. Und dabei schwebt ihr ein munteres Aufsätzlein vor über Wühltische voller bunter Stoffreste, was Nettes, Manieriertes, Poetisch-Versponnenes. Aber in Privatschulen hat man da mehr Freiraum, Mercy, vor allem in einer wie unserer, die so großzügig ausgestattet ist.« Sie hält inne und lacht, kann gar nicht mehr aufhören. »Die aus so fragwürdigen Quellen finanziert wird und so ungeheuer exklusiv ist«, sagt sie schließlich. »Das ist unser Vorteil«, meint sie. »Wir haben keinen guten Ruf zu verlieren. Breite deine wilden Schwingen aus! Sei erfinderisch! Du kannst die ganze groteske Wahrheit erzählen, wenn du nur willst.«

Mercy ist bestürzt. »Aber wer erfindet, sagt nicht die Wahrheit«, wendet sie ein, »und das ist eine Sünde.«

»Pah, Sünde«, versetzt Miss Rover. »In Outer Maroo gibts ein paar sehr phantasievolle Sünder. Wenn du über die schreiben willst, mußt du so wild fabulieren wie die Bibel. Man müßte einen Geheimcode erfinden, wo etwa der Wal, der Jona

verschlungen hat, für unseren Auster-Oyster steht, der sich eine ganze Stadt einverleibt hat. Das würde dir zwar keiner glauben, aber wenigstens hätte mans dann schwarz auf weiß. Ich glaube, du kannst das, Mercy, mußt dich nur deiner Eingebung überlassen.«

Aber wenn die Pointillisten nun doch recht haben, denkt Mercy, wie verhält sich dann die Eigenfarbe eines bestimmten Ereignisses zu der, die es im Licht einer völlig chaotischen und beängstigenden Erinnerung annimmt? Und wenn wir nun etwas erfinden und niederschreiben, ist das vielleicht so, als töte man eine Eidechse auf einer abgelegenen Koppel, auf der die Bullen stehen? So daß die tote Eidechse die Ameisen anlockt, die Ameisen eine Schlange, dann die Schlange den Farmgehilfen ins Bein beißt, der Farmgehilfe stirbt, worauf die Bullen schnauben, nervös werden und die restlichen Rinder verschrecken, die nun nicht mehr zusammengetrieben werden können, weil der Farmgehilfe tot ist, und die folglich in Panik geraten, den Zaun durchbrechen, ins Rote Zentrum wandern und verwildern.

Falls in irgendeiner Kiste in irgendeiner aufgelassenen Opalmine ein Essay herumliegt, kann der eigentlich gären?

Mercy sieht sich in Schachteln kramen, sieht sich auf einen zerbeulten, mit eng beschriebenen Kanzleibögen vollgestopften Karton stoßen. Sie blättert sie durch, sucht ›Reste: ein kurzer Abriß des Verhältnisses von Outback und Automobil‹ von Susannah Rover. In ihrem geistigen Aladdin's Rush schlägt sie die Seiten um.

1. Panne

Wenn man im Busch eine Panne hat, einem der Motor abstirbt, kann man jede Hoffnung begraben. Niemand wird diesen Wagen abschleppen. Das Outback ist übersät mit solchen Blechgerippen, die in der Sonne Blasen werfen, korrodieren, verrosten, in sich zusammensinken. Falls diese Wracks am Rande einer vielbefahrenen Touristenroute liegen, über die ganze Flotten von King's- und Australian-Pacific-Bussen ihre Bequemlichkeit liebenden, klimatisierten, tragen Reisenden karren, werden sie zu guter Letzt doch noch ein würdiges, vom Shire Council und der Staatsregierung finanziertes Begräbnis erhalten. Und hin und wieder gehört auch ein solcher Touristenbus zu den Anwärtern auf ein Begräbnis.

2. Begräbnis

In unregelmäßigen Abständen, die entweder mystisch oder durch wahlstrategische Erwägungen vorherbestimmt sind, schicken die kommunalen und staatlichen Behörden eingedenk der Tatsache, daß Buschtouristen Romantiker sind, Konvois von Planiererraupen und Maschinen für Erdbewegungen. Die rollen dann den Mitchell-, den Capricorn- und den Warrego-Highway hinunter und pflügen die verkohlten Karosserien unter. Und die Touristen, die mit vorgefaßten Meinungen von weiter, unberührter Landschaft, der das menschliche Getriebe nichts anhaben kann, hierherkommen, greifen ordentlich in ihre Taschen, um sich diese ihre Vorstellungen ungetrübt zu erhalten. Was sich dagegen die Archäologen des nächsten Jahrtausends bei der Entdeckung so vieler Stahlgerippe, Chrom-Tibiae und -Fibeln denken werden, darüber können wir nur Vermutungen anstellen.

3. Im Niemandsland

Abseits des Mitchell- und des Warrego-Highways ist natürlich alles möglich. In ökonomischer Hinsicht ist es für keine Tankstelle sinnvoll, einen Abschleppdienst anzubieten. Vom Standpunkt der Rentabilität her betrachtet, verbietet es sich, Abschleppwagen zu unterhalten. Wie der Royal Automobile Club von Queensland unmißverständlich klar macht, sollten Autofahrer stets kleinere Ersatzteile mit sich führen. Und falls dann doch ein Problem auftritt, für das er nicht gerüstet ist, so kann er mit Sprechfunk Hilfe herbeirufen. Ist er dazu aber nicht in der Lage, dann ist er unsäglich dumm gewesen und muß beten oder verdursten oder auch beides. Hat er seinen Hilferuf durchgegeben, so wird irgendwann (wenn ihm auch niemand versprechen kann, wie viele Stunden oder Tage es dauern wird) jemand kommen, um ihn abzuholen und in die nächste Stadt zu bringen. Ein Reisender, der den entstandenen Schaden relativ gering einschätzt, kann sich die erforderlichen Ersatzteile und einen qualifizierten Mechaniker besorgen und mit ihm zu seinem Wagen hinausfahren, wenn dies auch kostenaufwendig ist. Denn qualifizierte Mechaniker sind nur sehr schwer aufzutreiben, während unqualifizierte, die man überall findet, stets mehr verlangen.

4. Reste

Erreicht der Autobesitzer schließlich seinen Wagen, so findet er nur noch ein verkohltes Gerippe vor, denn die auf die Karosserie herabbrennende Sonne hat den Tank entzündet. Man sollte nicht vergessen, daß die Temperaturen um die Mittagszeit bis auf 50 Grad Celsius ansteigen können. Hatte er dagegen Glück, das heißt, irgendein Aasgeier hat ihm noch vor der schlimmsten Hitze sein Benzin abgezapft, so muß er zur Kenntnis nehmen, daß derselbe oder andere Recycler seinen Wagen bis auf die Achsen ausgeschlachtet haben. Dies wird, innen wie außen, in der Regel sehr fachmännisch erledigt.

Reifen, Radkappen, Räder, Spiegel, Nummernschilder, Antennen, sämtliche Motorteile, Autoradio (ganz klar), Lenkrad, Sitze und Federung werden verschwunden sein. Die Karosserie wird man in gutem Zustand und in der Regel unbeschädigt vorfinden, doch da die Abschleppkosten höher sind als die etwaige Vergütung durch eine Abschleppfirma oder einen Schrotthändler, sollte der Fahrzeugbesitzer ein Kreuz über die Reste schlagen und seiner Wege gehn.

»Versuch, mit eigenen Worten überraschende Bilder zu erzeugen, Mercy«, rät Miss Rover, »so wies die Luftspiegelungen tun.«

»Ja«, sagt Mercy. »Ja.« Sie beugt sich zurück in die entschwundenen Nachmittage und lauscht den verbotenen Radiosendungen. »Du darfst ABC und den BBC World Service nicht so verherrlichen«, warnt Miss Rover. »Die dreschen im Grunde auch nur Phrasen. Breite deine Flügel aus und laß sie hinter dir.« Aber Mercy findet sie wunderbar, vor allem jetzt, wo sie sie nur noch im Kopf hören kann. Sie breitet die Flügel aus und fliegt zu ihnen zurück, zu all den verbotenen, knisternden Kurzwellennachmittagen, all den tanzenden, glockenhellen FM-Tönen, die sie so gräßlich vermißt; zu all den herrlichen Stimmen, den neuen Ideen, die nun im akustischen Rauschen untergegangen sind.

Vor allem das unerschütterliche Selbstvertrauen dieser Stimmen hat Mercy fasziniert. Es gab ja so viele Arten, von der Richtigkeit seiner Auffassungen überzeugt zu sein: etwa die gelassene Art ihres Vaters, oder aber die von Oyster oder Mr. Prophet. Und dann gab es eben auch noch die Radiostimmen, die genausoviel Gewißheit verbreiteten, ebenso dogmatisch, aber dennoch anders klangen. Dies ist die Wahrheit, verkündeten sie in ruhigem Tonfall, und kein intelligenter Mensch wird sie in Frage stellen, und trotzdem bleiben wir stets höflich und werden höchstens ein wenig herablassend, falls Sie

nicht ausreichend informiert sind, um uns zu glauben.

»Wenn du schreibst, Mercy«, sagt Miss Rover, »mußt du deine eigene Sprache benutzen, die Sprache, mit der du mir deine irritierenden Fragen stellst.«

»Wie ist sie denn, meine Sprache?« fragt Mercy erstaunt.

Miss Rover lacht. »Originell«, sagt sie. »Weil du so naiv und verrückt bist, Mercy, und es nicht mal weißt. John Locke wär begeistert gewesen.«

John Locke. Von Miss Rover hat sie an einem einzigen Tag wohl mehr Neues erfahren, als sie in all ihren Büchern für den Rest ihres Lebens wird nachschlagen können.

Miss Rover lacht. »Mercy«, sagt sie in diesem besonderen Tonfall, der einen Witz ankündigt, den nur sie beide verstehen, »irgendwann mußt du meinen Essay auf den neuesten Stand bringen. Einen zweiten Entwurf schreiben. Du mußt Wagen-Duelle, Bier-Rennen, apokalyptische Pickups und all so was einbauen.« Sie lacht immer noch und verstummt dann plötzlich. »Ich hab dieses gräßliche Gefühl, Mercy, daß ich schon bald was Grandioses, Sinnloses und Unwiderrufliches tun werde. Daß ich mich nicht mehr beherrschen kann.«

Der Urknall, der Oyster-Fall und was nicht noch alles, denkt Mercy, während sie an der Registrierkasse in Ma Beresfords Laden lehnt. Immer noch pfeift und knackt es in ihren Ohren, immer noch taucht blitzartig Tim Doolans explodierender Wagen vor ihr auf, Donnys Wagen. Die Benommenheit kommt und verschwindet. Ihre pointillistischen Glieder jucken und brennen.

Obwohl nicht besonders viel los ist und die Zeit sich müde dahinschleppt, kommen immer wieder Leute in den Laden, kaufen Ersatzteile, getrocknete Petersilie, Kuhfänger, Känguruhfänger und Baumwollstoff. *Beresfords Kuhfänger - da japsen Kuh und Bulle*, steht auf einem handgeschriebenen Plakat. Pete Burnett braucht einen Keilriemen für seinen

Stangenbohrer. Jess kauft Kartoffeln und Getreide. Mr. Prophet braucht neue Lederstiefel.

»Pete«, sagt Mercy in einer Mischung aus Neugier und Tollkühnheit, »kannst du dich noch an den Tag erinnern, als Miss Rover versetzt wurde?« Danach ist sie selber verblüfft. Pete, der sich nach ihr umwenden will, schwankt, greift haltsuchend nach einem Regal, und dann passiert ihm mitten in der Drehung etwas Merkwürdiges, oder vielleicht geschieht es auch mit Mercy, vielleicht verlangsamt irgend etwas ihre Wahrnehmung. Jedenfalls scheint er zusammenzuzucken und - wie von einer Kugel getroffen - die Arme um den Leib zu schlagen, bevor er sich schlafwandlerisch, schlafdreherisch und mit bleischweren Armen vollends umwendet. Seine Augen sind weit aufgerissen. »Weißt du noch? Sie hatte was getrunken«, sagt Mercy, »und hat auf Bernies Veranda rumgeschrien.«

Jess wuchtet einen Sack auf die Theke.

»Tag, Mercy«, sagt Mr. Prophet. Seine Stimme klingt, da sie Segnungen aus großer Höhe übermittelt, immer ein bißchen rau und bronchitisch. An Mercy scheint ihm weiter nichts aufzufallen. Und auch Pete Burnett scheint er nicht zu bemerken. »Hab dir schon die ganze Zeit sagen wollen, daß wir dich vermißt haben.«

»Guten Tag, Mr. Prophet«, erwidert Mercy. »Sie haben mich doch am Montag gesehen.« Sie hält den Atem an und zählt bis drei. »Bevor ich meine Kriegsbemalung aufgelegt hab«, fügt sie schnoddrig hinzu.

Ein flüchtiges Erschrecken flackert in Mr. Prophets Augen, verschwindet aber gleich wieder. »Ich meine, wir haben dich im Haus Gottes vermißt.«

»Das war doch an dem Tag, als die Fremden gekommen sind«, sagt Mercy.

»Dein Gast ist uns natürlich auch willkommen«, erwidert Mr. Prophet. »Im Haus des Herrn.«

Mercy will schon einwenden, daß Sarah Jüdin ist, überlegt es sich aber anders, weil sie immer noch nicht so recht weiß, was das eigentlich bedeutet, und sie Sarah noch nicht darauf angesprochen hat. Dieses Thema hat Miss Rover nie erwähnt. Und auch in Miss Rovers Büchern scheint es nicht vorzukommen. Natürlich findet man in der Bibel eine Fülle von Informationen, mit denen Mercy bestens vertraut ist, aber Sarah hat ja gesagt, daß sie ganz anders ist als die Juden in der Bibel. Dennoch fühlt sich Mercy versucht, es zu erwähnen, denn ihre Intuition sagt ihr, daß Mr. Prophet irritiert wäre, und diese Aussicht hat etwas Erfreuliches, geradezu Unwiderstehliches; aber das ist wieder mal so eine typisch leichtsinnige, sündige, ja sogar gefährliche Versuchung, wie nur Mercy sie kennt.

Sie steigt auf die Trittleiter und holt ein paar Schachteln mit R.M.Williams-Stiefeln herunter. »Welche Größe, Mr. Prophet?« fragt sie.

»Hab gehört«, meint er, »bei euch da draußen hats Ärger gegeben, wegen nem Bier-Rennen.«

»Nein«, versetzt Mercy. »Glaub nicht, daß das ein Bier-Rennen war.«

»Ist schon ein fürchterliches Problem, die jungen Männer und der Alkohol. Und Gott hat manchmal eine strenge, hitzige Art, uns zur Umkehr zu bewegen. Am Tag des Gerichts, heißt es in der Bibel, wird nur ein Teil der Gläubigen gerettet werden.«

»Die hier in Größe dreiundvierzig müßten wohl passen«, sagt sie.

»Ich hoffe, du gehörst auch zu ihnen, Mercy.«

»Ach ja?« sagt sie erstaunt und blickt auf von seinem Fuß, den sie eben durchs Leder betastete. Sachte berührt sie die blauen Flecken und Grinde an ihren Armen. »Tatsächlich, Mr. Prophet?«

Seine Augen flackern, und plötzlich weiß Mercy, daß er genauso viel Angst hat wie alle übrigen, daß er sich jeden

Morgen in den Panzer seiner Bibeltexte zwingen muß, um sich aufrechtzuhalten und sicher zu fühlen.

»Überall lauert das Böse, Mercy«, sagt er. »Die Mächte der Finsternis.« Er sitzt auf dem Stuhl, den Ma für das Anprobieren von Schuhen reserviert hat, seine Finger umklammern die schmalen hölzernen Lehnen. Seine Finger sind weiß, die Knöchel bläulich. »Es ist wie ein Krebsgeschwür, Mercy. Und es ist überall. In der Regierung, in den Schulen, in den gottlosen Lehrern, die die Gehirne unserer Kinder vergiften. Es ist in den Waren aus Brisbane, in allem, was von draußen kommt. Wir müssen das Banner des Herrn ergreifen, müssen Geld sammeln für die göttlichen Armeen, müssen uns wappnen für den Letzten Tag, wenn die Heere des Fürsten der Finsternis...« Jäh wie ein Pistolenschuß ertönt das Krachen splitternden Holzes, und der schockierte Mr. Prophet starrt auf den Armlehnen-Dolch in seiner Hand. Er blinzelt verwirrt. An seinem Zeigefinger schwillt ein Blutstropfen und rinnt langsam in Richtung Handgelenk.

»Mr. Prophet«, murmelt Mercy verlegen. Er ist so bleich, daß sie sich fragt, ob ihm unwohl ist. Sie greift nach seiner Hand. »Sie haben sich die Haut aufgeschürft«, sagt sie. »Warten Sie, ich hole...« Sie tritt an das Regal mit den Arzneimitteln und nimmt Salbe, eine Packung Heftpflaster und eine Tüte mit Wattebäuschen heraus. »Geben Sie mir noch mal Ihre Hand.« Es ist eine knorrige, ledrige Viehzüchterhand. Sie sieht die dunklen, schuppigen Flecken. »Falls ich Beverly wieder mal vorlesen soll«, sagt sie zerknirscht, »könnt ich abends mal vorbeischaun.«

Mr. Prophet entzieht ihr seine Hand. »Danke, Mercy«, sagt er, aber sie hat den Eindruck, daß ihm die Worte wie Holzstücke am Gaumen kleben.

»Sie muß sich furchtbar allein fühlen da draußen auf Jimjimba.« Sie spricht von Beverly, die acht Jahre alt ist und die man vor dem gottlosen Schulalltag gerettet hat. »Sagen Sie

ihr...»

»Mercy, das ist sehr...« Irgend etwas, das wohl ein Lächeln sein soll, huscht über sein Gesicht, aber die Muskeln um Augen und Lippen wirken völlig verkrampft. »... freundlich«, sagt er. Er zieht eine Grimasse. Alles Weiche macht ihm Angst, sie sieht es, weil er es als Schwäche interpretiert. Bekümmert blickt er sie an. »Wenn eine Kuh oder ein Schaf krank ist, dann tut man ihnen doch auch keinen Gefallen, wenn man sie am Leben läßt, oder? Es hat keinen Sinn, sie zu quälen und zuzulassen, daß sich die ganze Herde ansteckt. Das siehst du doch auch so, oder?«

Arme Beverly, denkt sie. Armer Mr. Prophet.

»Wir müssen sie vor diesem Einfluß beschützen«, meint er erklärend und in einem Ton, der, denkt sich Mercy, wahrscheinlich freundlich klingen soll. *»Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an.* Diese gottlose Lehrerin, Mercy, hat dich mit Methoden, die du überhaupt nicht durchschaust, vom rechten Pfad abgebracht. Und dann gibts natürlich auch noch die, die so stolz auf ihre Gelehrsamkeit sind«, sagt er und betrachtet vorsichtig seine Stiefel, vermeidet tunlichst jede direkte Anspielung auf ihren Vater, »daß sie sich den direkten Weg zu Gott verbauen... Das alles meine ich mit dem Krebsgeschwür der Sünde, Mercy.«

Und Mercy erwidert ihm, während sie auf die Flecken auf seiner Hand deutet, so gelassen wie möglich: »Sie sollten diese krebsigen Stellen mal untersuchen lassen, Mr. Prophet. Im Krankenhaus in Roma, wenn Sie wieder auf den Markt fahren. Lassen Sie sie entfernen.«

Diffus ist sich Mercy der Anwesenheit von Pete Burnett und Jess bewußt, doch keiner der beiden bewegt sich. Sie hat das komische Gefühl, auf einer langsam schwingenden Schaukel zu sitzen, so als ob der Laden fortwährend unter ihr verschwämme und versänke. Ihr ist ganz schwindlig. Der alte Fuckatoo nähert

sich wieder, sein pilzartiger Gestank weht durch die Regalreihen, irgendwann einmal wird uns allen die Luft ausgehen, denkt Mercy. Das Schweigen erscheint ihr endlos, obwohl sicherlich nur wenige Sekunden verstrichen sind.

»Du hast was Aufsässiges in dir, Mercy«, sagt Mr. Prophet traurig. »Wir beten für dich.«

Plötzlich verspürt Mercy ein Kribbeln in den Armen, spürt, wie ihr aufsässiger Geist mit den Flügeln schlägt, spürt wieder das gleiche gefährliche Klopfen wie damals in Tim Doolans Wagen, als sie ihn auf hundertdreißig hochgejagt hat und gesprungen ist. Plötzlich versteht sie, was Miss Rover an jenem Tag auf Bernies Veranda, am Tag ihrer Versetzung, so berauscht hat, begreift sie, warum sie so leichtsinnig war und gleichzeitig so ruhig. Es ist eine unnatürliche Ruhe, das weiß sie jetzt. Eine gefährliche Ruhe. Man spürt sie wie einen Schimmer auf der eigenen Haut. Und aus der Art, wie Pete Burnett sie jetzt ansieht, weiß sie, daß sie selbst dieses Glitzern in den Augen hat. Und womöglich, denkt sie, wars bei Oyster ja genauso, wenn seine blauen Augen so gefunktelt haben und er alle, die ihn angesehen haben, hypnotisiert hat, aber bei der Vorstellung, daß sie, Miss Rover und Oyster etwas gemeinsam haben könnten, wird ihr derart übel, daß sie eine dünne bittere Flüssigkeit auf der Zunge schmeckt. Und trotzdem kann sie sich nicht bremsen. Das Allergefährlichste an diesem glitzernden, schimmernden Zustand ist, daß er sich wie ein Zyklon in ihr in die Höhe schraubt und sich nicht zurückhalten läßt.

Sie legt Mr. Prophets Fuß auf ihren Schoß, knetet den Fußknöchel und den Spann, betastet das weiche Leder, taxiert die Paßform. Sie beugt sich über sein ledernes Hosenbein und blickt ihm in die Augen. »Beten Sie so für mich, wie Sie für Donny Becker gebetet haben?« fragt sie.

Am Rande ihres Gesichtsfeldes sieht sie Pete, der sich nervös mit dem Handrücken über die Stirn fährt, aber sie blinzelt nicht, fixiert unverwandt das Gesicht über ihr. Mr. Prophet erstarrt wie

einer, dem man eine Ohrfeige verpaßt hat. Er zieht seinen Fuß von Mercys Schoß und steht auf. Er hebt die Hände zum Himmel. »Herr«, schreit er, als leide er entsetzliche Qualen. »Herr, wie lange noch?« Seine geschlossenen Augen sind nach oben gerichtet, er wendet sich an jemanden, der jenseits der Ladendecke weilt. »Herr«, fleht er, »mit dem Psalmisten rufe ich zu Dir: Gedenke der Schmach deiner Knechte... mit der deine Feinde schmähen... mit der sie schmähen die Fußstapfen deines Gesalbten.«

Wie der ersehnte Regen - der in Outer Maroo jedermanns Phantasien beherrscht - tritt Ma Beresford aus dem Lagerraum, und der Karton mit den Ananasdosen klebt ihr am Bauch wie ein mißgestaltetes Kind. Sie keucht vor Anstrengung, der Karton in ihren Armen verrutscht ein wenig. Sie läßt ihn auf die Theke gleiten, beugt sich darüber und legt kurz den Kopf darauf. Vielleicht hat es mit der horizontalen Perspektive zu tun, überlegt Mercy, daß Ma das alles so anders wahrnimmt.

»Also so siehst du ziemlich albern aus, Dukke Prophet«, sagt Ma. »Steck die Hände wieder in die Taschen, wo Männerhände hingehören, oder hilf mir, das Zeug hochzuheben. Ich hab da so ein paar Regeln, und dazu gehört auch, daß mans mit Gott nicht in aller Öffentlichkeit treibt.«

Dukke Prophet zuckt zusammen und scheint aus einer Trance zu erwachen. Genau wie Mercy. Nur eine hauchdünne Linie, denkt sie, trennt die beiden Welten. Und wenn man sie passiert, kriegt alles einen völlig anderen Sinn. Gesten, Worte, Gedanken, Gefühle: nichts davon läßt sich übertragen. Auf der einen Seite der Linie ist Mr. Prophet mächtig und gefährlich; auf der anderen ist er bloß lächerlich, ein jämmerlicher Alter, der genauso viel Angst hat wie alle anderen. Aber kann es nicht sein, denkt Mercy, daß er beides gleichzeitig ist?

Ist Mercy denn der einzige Mensch in Outer Maroo, der diese Linie fortwährend in beide Richtungen überschreitet? Sie beneidet Mr. Prophet und Ma Beresford, die nur die Sprache

einer Welt sprechen, nur auf eine Art wahrnehmen. Denn Mercy, die zu viele Sprachen beherrscht, sich aber in keiner so recht heimisch fühlt, Mercy ist erschöpft. Aber vielleicht werde ich auch explodieren und in winzige Teilchen zerspringen, denkt sie. Wie Donny.

Langsam senkt Mr. Prophet die Hände und greift nach seinem Hut. »Sag deinem Vater«, sagt er zu Mercy, »daß wir auch für ihn beten. Denn so spricht der Herr: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Schreibs dir hinter die Ohren, Mercy.«

Ja, denkt sie. Mach ich.

»Sag deinem Vater, der Geist des Herrn befiehlt mir, so zu sprechen. Gott streckt uns einen Ölzweig entgegen, aber er läßt sich nicht verspotten. Es wird ein Zeichen sein, Mercy. Ob die Familie Given in reumütigem und demütigem Geist zu uns zurückkehrt und um ihre Wiederaufnahme in die Gemeinde bittet, oder ob sie sich hartnäckig von uns fernhält, ihr werdet uns ein Zeichen geben, und wir werden es nicht mißdeuten.«

Mercy sieht, wie er zerstreut seine alten Stiefel betrachtet, die er ordentlich beiseite gestellt hat. Anscheinend kann er sich nicht erinnern, weshalb sie da stehen. Nur Ma Beresford eilt geschäftig hin und her, als wäre alles ganz normal und wie immer. Jess beobachtet sie stumm und schweigend. Pete Burnett hat sich nicht von der Stelle gerührt. Er hält den Keilriemen in den Händen und betrachtet Mercy, die Mr. Prophet anblickt, der auf seine alten und neuen Stiefel starrt.

Freitag

Wenn Major Miner schläft, ist er immer in irgendwelchen Stollen. Immer hat er Sprengstoff in den Händen. Und was ihn dabei so erregt, ist jenes modrige, gedämpfte, lehmige, süßliche und ein wenig faulige Aroma des Nitroglycerins in dunklen, abgeschlossenen Räumen. Wenn er die Wände seines Stollens abtastet, weiß er sofort, wo die Schwachstellen liegen, er preßt das Ohr an den Felsen, hört das leise Summen unruhiger Verwerfungslinien, spürt, wie sie sich verschieben, strecken und wieder zur Ruhe kommen. Er ertastet sie mit den Fingerkuppen wie einen Puls. Sie vibrieren in seinem Ohr. Kollidierende und überlappende geologische Schichten senden Signale aus: langgezogene Schallzeichen, die er dekodiert. Weiche, verschwommene Laute geben die Sedimentschichten von sich, und er hört kehlige und klagende Untertöne, die ihn an Oboen erinnern. Er weiß nicht, wo er das herhat - es ist wie ein sechster Sinn -, nur eins weiß er, daß nämlich diese schrullige Affinität zu Wombats, Wurzeln und allem, was sich im Dunklen vorantastet, ein eher zweifelhafter Segen ist. Ja, es ist, als sei er mit einer Verunstaltung zur Welt gekommen, einem überflüssigen Auswuchs, etwas ziemlich Anstößigem, das man am besten verbirgt, dem man aber auch einen zweischneidigen Nebeneffekt abgewinnen kann, vergleichbar etwa der Zirkuskarriere eines fünfbeinigen Kalbs oder einer von Kopf bis Fuß behaarten Frau.

Wenn sich der Schlaf über Major Miner herabsenkt, dann atmen und seufzen die Wände seiner Träume. Und oft, viel zu oft kauert er in Bunkern oder Latrinen. Über ihm fliegen Bomber. Singapur fällt und fällt, jetzt und immerdar. Manchmal weicht er in Felsspalten zurück, läßt sich von ihnen einsaugen und plattdrücken, fühlt sich wie das weiche Innere eines

Sandwichs. Ständig rechnet er damit, verschlungen zu werden. Brücken oder das stählerne Filigran eines Funkturms ragen adlerschnäblig über ihm auf, ihre Mäste strecken krallenbewehrte Klauen zu ihm herab, Klauen, die nach ihm ausgreifen. Das Ohr an den Felsen gepreßt, erlauscht er die dumpfen Baßtöne ihrer Fundamentstümpfe. Und er tastet nach den intimen Spalten, den vaginalen Falten, in die er seinen Plastiksprengstoff schieben wird.

Ein andermal wieder ist der durch die Felsrisse sichtbare Himmel gewaltig und leer, von quälender Bläue, erfüllt von einem grellweißen Licht, das ihm die Netzhäute versengt, und dankbar rollt sich der Sonnenblinde, im Dunkeln so Hyperempfindliche in seinem Bau zusammen. An den Wänden und der gewölbten Decke kann er den spinnwebfeinen Flor der Wurzeln spüren, ihre unendlich zarten Delta-Enden (oder sind es nicht vielmehr die Anfänge, die Alpha-Haare, wo die eigentliche Idee des Baumes ihren Ursprung nimmt?). Wie Maisfäden fühlen sich diese Würzelchen an, wie Engelshaar, wie der zarte Flaum von Seidenwürmerkokons. Hier singt ihm der Opal seinen Sirenengesang, und er könnte ebensogut in Coober Pedy oder Andamooka sein, in Mintabie, Lightning Ridge oder Yowah, Westqueensland - auf all diesen Feldern hat er seit Kriegsende geschürft, er ist ein Junkie, der Opal hält ihn in Bann - oder aber schon jenseits all dieser bekannten Felder, jenseits des Westens, am Ende der Welt, in Outer Maroo, und dann preßt er sich mit seinem gesamten Gewicht gegen die Erde, und sein Herz schickt ein Signal aus und erhält eine Antwort, und solcherart kommunizieren sie dann, der Major und der Opal, kommunizieren sie wie zwei pfeifende, in den höchsten elektronischen Registern girrende Faxgeräte - wie sie Andrew Godwin und Dukke Prophet in ihren jüngsten High-Tech-Deals mit den ausländischen Edelsteinhändlern einsetzen; und dann klingen ihm die glitzernden, farbdissonanten, wasserhaltigen Kieselerde-Kapillaren wie Chöre von Engelskindern in den

Ohren, klagende Diskantstimmen, überirdisch und rein.

Er *weiß*, wie man zu ihnen gelangt. Wie ein Liebhaber teilt er die Felswände, behutsam, um die schimmernden Boulderopale unversehrt freizulegen. Er ist ausgebildeter Sprengmeister. Die Festlegung von Detonationsgeschwindigkeiten ist seine Spezialität, er versteht es, die Sprengkraft aufs Exakteste zu bestimmen, Ammoniumnitrat, das wahrhaft wilde, zu zähmen, es zu zwingen, auf sein Geheiß durch den Reifen zu springen; er weiß genau, wie viele Körner an Beimischung nötig sind, um die Sprengkraft von TNT und Zyklonit herabzusetzen, die Explosion zu verzögern.

Einer seiner Kumpel aus der Singapurur Sprengereinheit war kurz vor der Katastrophe, kurz vor ihrer Gefangennahme immer einsiedlerischer und östlicher geworden. Fatalismus, dachte Major Miner, auch eine Art der Vorbereitung und, wie Major Miner fand, nicht die beste. Damals waren sie beide junge Offiziere, Major Miner erst neunzehn, sein Freund einundzwanzig Jahre alt, beide also kaum mehr als verängstigte Kinder. Sein Freund hatte begonnen, sich mit Konfuzius, dem Tao Te King und Chuangtsu zu beschäftigen. Er erzählte Major Miner die Geschichte vom Koch des Prinzen Wen Hui. Prinz Wen Hui machte eines Tages einen Rundgang durch seine Küchen und bewunderte die großartige Geschicklichkeit seines Kochs beim Schlachten. Unter den Händen und der Klinge des Kochs schien der Ochsenkadaver in makellose Teile zu zerfallen, als bestünde er aus weicher Butter.

Das ist ja erstaunlich, rief Prinz Wen Hui aus. Nach welcher Methode verfährt du?

Ich habe keine besondere Methode, sagte der Koch. Ich folge dem Tao.

Ein guter Koch, erklärte er, braucht jedes Jahr ein neues Hackbeil. Weil er schneidet. Ein schlechter Koch braucht jeden Monat eins. Weil er hackt. Ich aber, mein Prinz, benutze dieses

Beil schon seit neunzehn Jahren und habe damit an die tausend Tiere zerlegt. Und weshalb? wirst du fragen. Weil ich nicht mit den Augen sehe, sondern mit meinem ganzen Sein, weil ich mich völlig auf das Geheimnis des Ochsenkörpers konzentriere. Den Rest überlasse ich dem Instinkt meiner Klinge. Sie findet die geheimen Öffnungen, die schmalen Ritzen zwischen den Gelenken. Ich durchtrenne kein Gelenk, Eure Hoheit, zerhacke keinen Knochen. Der Ochse zerfällt. Ich säubere die Klinge und stelle mein Beil beiseite.

»Dies ist eine der Geschichten Chuangtsus«, sagte Major Miners Freund.

Und genauso verhielt es sich mit Sprengstoffen, darüber waren sie sich einig. Es ging darum, mit Leib, Seele und Intuition auf den Felsen zu lauschen, dann zerteilte sich die Wand in einem langsamen, köstlichen Ballett wie von selbst.

»Mit Hilfe dieser Methode könnten wir das Lager überleben«, sagte sein Freund.

»Könnten wir uns das Lager ersparen, meinst du«, korrigierte ihn der Major heftig.

»Aber falls doch...« erwiderte sein Freund. »Dann hätten wir damit eine Überlebenschance.«

»Eine Chance zur Flucht«, widersprach der Major verärgert.

»Flucht und Eskapismus sind nicht dasselbe«, versetzte sein Mitoffizier. »Wir müssen realistisch bleiben. Wir dürfen uns nichts vormachen.«

Der Major spürte den Zorn, der ihn schüttelte wie ein Fieber. »Man macht sich doch nichts vor«, sagte er, »wenn man im tiefsten Innern spürt, daß man niemals unfrei sein wird.«

»Ach«, sagte sein Freund. »Darum gehts doch gar nicht. Letztendlich ist Freiheit was Geistiges. Aber wir müssen vorbereitet sein. Wenn das Schlimmste passiert, wie es im Krieg oft genug vorkommt, dann braucht man das Tao, um zu leben

und zu überleben.«

»Vielleicht«, murmelte Major Miner, obwohl er damals natürlich noch nicht Major Miner war; damals nannte er sich noch anders und war auch noch nicht Major, sondern hatte einen niedrigeren Rang inne, war irgendein Minor Sowieso, aber dieser Name tat ja nun nichts mehr zur Sache. Er gehörte einem anderen Leben an.

Was nun den jungen Offizier mit den taoistischen Neigungen anging, der, wie die ungeheure Ironie des Lebens es wollte, Robert John Blow hieß - und in der Sprengereinheit der Armee als Joe Blow bekannt war - was also Joe Blow anbetraf: Joe Blow erlebte das Lager nicht mehr, sondern starb en route und ziemlich unschön an Bajonetthieben, wobei sich seine Schlächter durchaus nicht von den Prinzipien des Tao leiten ließen. Nach seinem Tod am Tage des Falls von Singapur, dem Tag von Major Miners Gefangennahme, drang Joe Blow wie ein langsam schwelendes Gemisch aus Nitraten und Natriumchlorid in Major Miners Gedanken ein. Nistete sich darin ein und blieb all die Lagerjahre hindurch. Er brachte seine Chuangtsu-Geschichte mit. Und Major Miner gelang es tatsächlich, den Brutalitäten auszuweichen, dem Hungertod zu entgehen, in winzigen Nischen zu überleben, bis endlich der Frieden anbrach.

Oft und immer noch hört Major Miner Joe Blows ruhige, zögernde Stimme. Sie ist wie eine sehr lange und langsam schwelende Zündschnur, die am Ende eine gewaltige Explosion verursacht. Er hört Chuangtsu in den Felswänden von Queensland. Er lauscht auf Verwerfungslinien. Und jahrelang hat er auch auf die Spannungen, die jähren Druckänderungen und das knurrende Schwelen seines Plastiksprengstoffs gehorcht. Seine Klinge durch schmale Ritzen geführt. Die Geräusche vereinigt.

Aber dann ist sein Gehör noch schärfer geworden, sein ganzer Körper war nur noch Ohr. Er wußte kaum mehr zu sagen, wo seine eigene Ader aufhörte und eine Opalader begann. Wie

Prinz Wen Huis Koch, dessen Klinge niemals erneuert werden mußte, benötigte auch er nun keine Sprengstoffe mehr. Die Botschaften des Opals erreichten ihn mit der Geschwindigkeit des sichtbaren Lichts, auf hohen unhörbaren Frequenzen, brannten sich in sein Innenohr. Diese Erweiterung seines Hörbereichs verdankte er Bugger Harvey, einem alten Kauz, Bushie, Schürfer, alten Kämpen und Opalkenner; und der hatte es von den Murris, die in den Flußbetten lagerten und seine Kumpel waren.

Major Miner weiß, daß das Universum voller Geräusche ist. Er weiß, daß die schwarze Leere zwischen den Sternen weder schwarz noch leer noch still ist, sondern von leuchtender Strahlung erfüllt, von Lautwellen durchflutet: Kurzwellen, Langwellen und Wellen von so hoher Frequenz, daß sie für das menschliche Ohr nicht mehr hörbar sind. Nach dem Krieg, nach der Gefangenschaft ist er noch eine Zeitlang im Technischen Korps geblieben. Damals hat er in der Buscheinsamkeit von Woomera riesige Satellitenschüsseln überwacht, und er weiß, daß ein permanentes Gebrabbel, ein ständiges Summen und Rauschen aus der Tiefe des Alls die Erde erreicht. An zahlreichen Stellen der Erde (meist Militärbasen, manchmal auch universitären Einrichtungen) wird dieses Summen empfangen, überall dort, wo es lauschende Satellitenohren gibt, die die ultrakurzen Wellen, die noch kürzer als Radar sind, aufzufangen vermögen. Wer Ohren hat zu hören, das weiß der Major, merkt, was in der Luft liegt. Und folglich überrascht es ihn auch nicht, daß es zu Opalräuschen kommt, daß plötzlich ein ganzes Regiment von Lauschern - Bugger Harvey und die Murris beispielsweise, gefolgt von Oyster und Oysters todgeweihter, wachsender Crew - es erstaunt ihn nicht, daß sie, wie eine Reihe von Relais-Sendern der Telecom Australia, plötzlich einstimmen in den süßen Flötenton der dichtgepackten wasserhaltigen Kieselerdezellen, der Mutter aller Prismen, des Hardrock-Diskobeat-Diffraktors weißen Lichts, des schwarzen

Opals.

Das Gessumm der eintreffenden Fremden, das ganze Opalfieber ringsum, das alles ist ihm noch ganz nah, obgleich sich seine Träume inzwischen wieder verdüstert haben und all die jungen Fremden verschwunden sind. Er schläft in seiner Hütte in den Breakaways, und die unter ihm verlaufenden Adern singen ein Schlummerlied in hohem Diskant, doch dann mischen sich dunklere Töne darunter, und wieder riecht er das brennende Singapur, den Bambuskäfig und die Latrinen, den alten Fuckatoo.

Mit einem Schrei erwacht er, fühlt sich beklommen.

Damals, daran erinnert er sich nun wieder, sind die schlimmsten Dinge unmittelbar vor dem Ende passiert, als die Aufseher spürten, daß sich das Blatt gewendet hatte. Und jetzt liegt der gleiche Wahnsinn in der Luft. Schon gestern abend im Pub hat er ihn gerochen, schweißig kam er von Andrew Godwin herübergedünstet, ist wie der Gestank ungewaschener Kleider von den gebeugten Leibern aufgestiegen. Weil Nick, der Fremde, dabeigesessen und mit ihnen getrunken hat.

Die frühe Morgensonne wirft ihre ersten tastenden Strahlen über den Boden seiner Hütte, und die durch die Ritzen im Blechdach hereinfallenden Lichtleitern scheinen nach unten zu führen, nur noch nach unten. Wieder hört er den düsteren Ton, den Baßton seines Traums. Mit den Stäubchen driftet er herein, und all seine Sinne stehen auf Zehenspitzen. Es ist bloß ein fernes, leises Geräusch, aber er weiß, was es bedeutet. Andrew Godwins Troopie, denkt er und sitzt kerzengerade im Bett. Er hört den schnarrenden Motor und weiß, daß der Jeep nicht zu den Opalfeldern fährt, sondern in die entgegengesetzte Richtung, nach Outer Maroo, zu Bernies Pub, das Andrew erst ein paar Stunden zuvor in feucht-fröhlichem Zustand verlassen hat. Und inzwischen hat es kaum zu dämmern begonnen.

Was ihm auch kein Trost ist.

Er muß mit jemandem reden, muß von dem Singapur-Geruch berichten und was er wohl bedeutet und was man eventuell noch tun kann, ehe alles zu spät ist, aber allein dieser Mitteilungsdrang macht ihm angst. So viele Jahre hat er es jetzt schon vorgezogen, sich den Felsen und dem Himmel anzuvertrauen. Er ist zum Einzelgänger geworden. In Bernies Bar, die er etwa einmal pro Monat aufsucht, kann er sich über Rinder, Opale und die Dürre unterhalten, vor allem wenn der Alkohol seine Wirkung tut, aber dieses Gerede berührt ihn im Grunde kaum. Ihm liegt nichts am Quatschen, er schweigt lieber, genau wie Jess. Schon seit einigen Jahren ist er überzeugt, daß ihn etwas Undefinierbares mit Jess verbindet. Er beobachtet ihre Hand auf dem Messinghahn, wenn sie sein Bier zapft und wenn sie es vor ihn hinstellt. Noch ehe sie das Glas ganz losgelassen hat, greift er danach. Manchmal berühren sich ihre Finger, zwar selten, aber immer ist da diese Sekunde, wenn ihre beiden Hände auf dem Glas liegen. Obwohl sie ihn nie dabei ansieht, hat er diesem Augenblick immer größere Wichtigkeit beigemessen; in seiner Vorstellung ist das der Punkt, an dem die Wellen des Senders das Kraftfeld des Empfängers küssen. Er hat zu phantasieren begonnen, daß sie schweigend miteinander kommunizieren wie Opaladern, die lediglich hohe Schallzeichen aussenden. Und niemals hat er den Wunsch verspürt, seine Theorie auf die Probe zu stellen.

Jetzt treibt ihn sein Mitteilungsdrang, wenn auch etwas schwerfällig und mühsam, in die Kleider. Nur zwei Menschen fallen ihm ein, denen er das, was er sagen will, auch sagen, womöglich erklären kann: Charles Given und Jess.

Und er stellt fest, daß sich sein Jeep für Jess entschieden hat.

Am Freitag brütet der alte Fuckatoo wieder so schwer auf Outer Maroo, daß man kaum mehr atmen kann. Die Buschfliegen, eine permanente Plage, sind noch schlimmer geworden. Wie schwarze Ballons bewegen sich dichte kleine Schwärme

ruckartig hin und her. Die Breakaways schweben verkehrt herum und verzerrt auf der falschen Seite des Städtchens, verschwimmen in rostiger Röte mit dem hellen Sand des Flußbetts, ein Trugbild von gräßlichstem, ominösestem Symbolismus, denkt Jess.

Jeden Augenblick, so erscheint es ihr, kann die Stadt Feuer fangen, werden Sonne und Methangas miteinander Tango tanzen; wird dieses Pulverfaß Outer Maroo in Rauch aufgehen. Im tiefsten Innern, denkt sie, muß jeder spüren, daß sich die bösen Geheimnisse nicht mehr unter Verschuß halten lassen.

Alle sind fix und fertig.

Alle fürchten (oder hoffen), daß sich ein weiterer Unfall ereignet.

Als Jess im frühen Morgenlicht die Stufen zum Gästezimmer erklimmt, fürchtet sie, daß das Unglück bereits geschehen ist.

Das Aroma starken schwarzen Kaffees schwebt wie eine Wolke hinter ihr her. Es umhüllt das Tablett, windet sich um das schmale, mit grünem Klebeband verschlossene Päckchen, das sie zwischen Zuckerdose und Milchkännchen gesteckt hat. Sie hält inne, läßt den aromatischen Morgenduft durch den Türspalt des einzigen bewohnten Zimmers driften.

Niemand antwortet auf ihr Klopfen.

Sie klopft ein zweites Mal, diesmal laut.

Schwach vor Angst lehnt sie sich an die geschlossene Tür, die Tür gibt nach, und hinter den wolkigen Falten des Moskitonetzes entdeckt sie den Körper. Doch wie sie ihn so unnatürlich gekrümmt unter dem Laken liegen sieht, wird ihr übel. Sie weiß nicht mehr, was sie mit dem Tablett gemacht hat, weiß nur noch, wie sie in jäher Panik die Gaze unter der Matratze hervorzerzt. Es ist so leicht, denkt sie, jeder kann an einem Verandapfosten heraufklettern und hier einsteigen. Aber wer immer es war, er hat das Netz sehr ordentlich und in eindeutiger Täuschungsabsicht eingeschlagen.

Der Körper unter dem Laken entpuppt sich als Matchbeutel.

Verdattert starrt sie auf ihn hinunter und weiß nicht, ob das nun ein gutes oder schlechtes Zeichen ist, und dann hört sie das leise knurrende Geräusch eines sich entfernenden Geländewagens, der zwecks Lärmvermeidung nur langsam fährt. Durch die Glastüren stürzt sie auf die Veranda hinaus, ein unbesonnener Schritt, denn schon lange sind die Bretter von Termiten zerfressen und morsch. Zwischen zwei Nägeln bricht sie durch, Schmerz schießt ihr ins Bein, und sie weicht rasch wieder zurück und lehnt sich an die Wand. Sie lauscht: Andrew Godwins Jeep. Sie betrachtet die leere rote Straße und gewahrt zunächst nichts außer Stille und den letzten verblassenden Sternen, doch dann erkennt sie im Zwielficht der Dämmerung einen deutlichen quadratischen Schemen, der sich langsam, schwarz gegen schwarz, voranbewegt...

Sie wartet. Wartet, bis er so nahe herangekommen ist, daß sie ihn nicht mehr sieht. Dann tritt sie ins Zimmer zurück.

Sie hört das Schnurren, das leise furzende Geräusch eines parkenden Wagens, und dann Stille; dann ein Knarren auf der Veranda unter ihr und das leise Quietschen der Bartür. Sie überlegt sich schon, hinunterzugehen und Andrew zur Rede zu stellen, beschließt aber dann doch zu warten. Jetzt hört sie Schritte auf der Treppe, leise Katzentritte.

Lautlos öffnet und schließt sich die Tür.

Nick gleitet ins Zimmer.

»Was zum...? Mein Gott, Jess«, stößt er erschrocken hervor.

Sie funkelt ihn an. Vor lauter Erleichterung wird sie wütend. Abgesehen von seltenen Ausnahmen hat sie es sich weitgehend abgewöhnt, anderen ihre Gedanken mitzuteilen, aber sie hat ausdrucksstarke Augen. Wo zum Teufel warst du? fragen diese Augen, und sie empfindet einen ungeheuren, unmäßigen *Zorn*, hat eine Stinkwut, fast wie eine verzweifelte Mutter oder eine Lehrerin auf Schulausflug, der ein Schüler verlorengegangen

oder beinahe ertrunken ist - denn irgendwann zwischen dem ersten und zweiten Anklopfen hat ihre Absicht, die Fremden wohlbehalten aus der Stadt zu bringen, eine ebensolche Entschlossenheit und Unbeirrbarkeit gewonnen wie jene andere blinde Kraft, die sich geschäftig der Vorbereitung des Unglücks widmet.

Nick setzt sich auf den Boden und lehnt sich an den Bettpfosten. »Was ich heut nacht gesehen hab«, sagt er, »hat mich etwas mitgenommen.«

»Außer deinem Kopfkissen hättest du nichts sehen sollen«, funkelt sie ihm wütend entgegen.

Am liebsten würde sie ihn schlagen. Sie preßt die Hände zusammen, und ihre verschränkten Finger sind rotweiß gefleckt. Sie drückt sie an den Bauch, aber die Worte lassen sich nicht zurückhalten, sie schießen aus ihr heraus. »Sie haben keine Ahnung«, schreit sie unbeherrscht, »wie gefährlich, wie unglaublich dumm...«

»Na so was, Jess!« sagt er und zieht die Brauen hoch, »Sie sprechen!«

»Weil Sie mich dazu zwingen«, erwidert sie knapp. »Sie blöder Idiot.«

Er lacht. Er greift nach der Kaffeetasche auf dem Tablett, starrt sie an, stellt sie wieder zurück.

»O Jess«, seufzt er. Er redet eilig, gehetzt. »Ich weiß, daß hier alle verrückt sind. Damit hatte ich gerechnet. Ich hab gewußt, daß Oyster sich einen solchen Ort aussuchen muß, und Outer Maroo ist wie geschaffen für ihn, wahrscheinlich wars Liebe auf den ersten Blick. Ich hab auch gewußt, daß Oyster spinnt, weil mein Sohn so zur Selbstzerstörung neigt, ein richtiges Talent dafür hat, und weil ich ihm schon mal begegnet bin und ein Dossier über ihn gelesen hab, bei dem Ihnen die Haare zu Berge stehen würden. Ich hab keine vernünftigen Menschen erwartet. Aber trotzdem bin ich ein bißchen schockiert.«

Sein Schweigen, ein mit Ärger, Unglauben, Kummer getränktes Schweigen, breitet sich zwischen ihnen aus. Es steigt aus seinem Innern herauf und füllt den ganzen Raum aus. Er verliert sich darin, um endlich an einer anderen Stelle wieder aufzutauchen.

»O Gott, Jess«, sagt er mit gesenktem Blick, »ich will meinen Sohn wiederhaben.« Er klingt jetzt ganz klein und verletztlich, wie ein Schuljunge, der sich für etwas entschuldigen muß. Offenbar muß er jemanden beschwichtigen, wenn auch nicht fess, und stößt flehend hervor: »Ich will Sie gar nicht fragen, was passiert ist, ich will glauben, daß sie einfach weitergezogen sind, weiter ins rote Herz, oder daß Angelo... Ich will glauben... wenn ich ihn nur noch mal sehen könnte.«

Und da begreift Jess, daß sie auch deswegen so zornig ist, weil sie weiß, daß sie es ihm letztendlich doch sagen muß, obwohl er sich ebenso heftig dagegen sträubt wie sie. Und im selben Moment erkennt sie mit erbarmungsloser Klarheit, daß der unterdrückte Haß auf die Fremden und vor allem auf die, die hier etwas suchen, deshalb so groß ist, weil man ihnen Erklärungen schuldet, für ihren Kummer verantwortlich ist.

Aber wir haben doch gar nichts getan, möchten alle gekränkt einwenden.

Und Jess spürt, wie es makaber in ihr widerhallt: *Wir haben nichts getan*.

Ja, da liegt der Hase im Pfeffer.

Genau damit haben sie sich zu Komplizen gemacht.

Nick hat sich den windigen Zipfel des Moskitonetzes um den Leib geschlungen und zerrt immer mehr Stoff zu sich heran, verdreht ihn zu einem dicken Tau und schlingt die Arme darum. »Ich will ihm ja nur sagen, daß es egal ist, was er gemacht hat, daß es gar keine Rolle spielt. Soll er sich doch dieser bescheuerten Gruppe anschließen, verstehen Sie, wenn es das ist, was er... mehr will ich ihm gar nicht sagen.«

Er starrt in seinen Kaffee.

»Väter«, seufzt er. »Warum sind wir nur so schwer zufriedenzustellen, so verdammt schwer von Begriff?« Er dreht sein Netztasche noch einmal herum. »Was bin ich bloß für ein blöder, sturer Bock«, sagt er.

Jetzt, wo sie ihn im Auge hat, schweigt sie wieder und läßt ihn seine Zerknirschung in die Netzfalten ergießen. Willkommen im Club, könnte sie sagen. Er schlingt sich das Gazeband um den Arm, wickelt es wieder ab, knüpft Knoten hinein.

»Ich hab's schon gewußt, bevor ich hergekommen bin«, sagt er, »Angelo hat hier und da Andeutungen gemacht... Er ist ein paar Mal hin- und hergereist, er war der Anwerber, offenbar Oysters rechte Hand.« Verzweifelt verdreht er die Augen. »Sie haben ihn ja wohl kennengelernt, meinen Sohn, oder? Aber ich wills gar nicht wissen, kein Wort gegen ihn - nicht, daß Sie was sagen könnten, was ich nicht schon selbst gesagt hab.« Ohne es zu merken, hat er eine Aderpresse fabriziert, er betrachtet seinen roten und nun schon blau anlaufenden Arm und genießt den Schmerz. Jess kennt diese Art von Erleichterung. Als die Ader zu pulsieren beginnt, wickelt er das Netz wieder herunter. »Hin und wieder ist er in Noosa aufgekreuzt. Völlig überraschend.« Er starrt auf das Netz und hat sie wieder vor sich, diese überraschenden Besuche, sieht *Nick's Taverna*, das exklusivste Restaurant an der Sunshine Coast, erwähnt im... et cetera, sieht den vom Reef zurückgekehrten Angelo.

»Mir war schon klar, eine Stadt, die sich soviel Mühe gibt, sich völlig von der Außenwelt abzuschotten,... nicht mal auf der offiziellen Landkarte findet man Outer Maroo, haben Sie das gewußt?« Jess weiß es nur allzu gut.

»Und auf der sind sogar Farmen eingezeichnet. Jeder Schafspferch in Westqueensland ist drauf, bloß...«

»Bloß Dirran-Dirran nicht«, unterbricht sie ihn. »Oder

Jimjimba. Ja, nicht mal Kootha Downs, obwohl es Junior Godwin sowieso egal wäre.«

Nick blinzelt. »Ja«, sagt er. »Nicht wahr. Mir war klar, daß es an einem solchen Ort nur Irre geben kann, aber was ich da gesehen hab, ich bin immer noch ganz erschüttert.«

Wieviel ihr da anscheinend entgangen ist, Jess kann es nicht fassen. Und normalerweise entgeht ihr in Bernies Kneipe doch nun wirklich rein gar nichts.

»Wie sind Sie eigentlich unentdeckt hier rausgekommen? Und wie zum Teufel haben Sie sich Andrew Godwins Jeep unter den Nagel gerissen?«

»Woher wissen Sie denn, daß er Andrew Godwin gehört?«

»So was Blödes dürfen Sie im Outback nicht fragen. Wir kennen die Geräusche von allem, was Räder hat, so wie Sie die Gesichter Ihrer Bekannten kennen. Wie sind Sie an ihn rangekommen?«

»Hab ihn mir bloß ausgeliehen. Ohne zu fragen, geb ich ja zu.«

»Sie sind völlig verrückt.«

»Andrew Godwin ist verrückt.«

»Wird er jedenfalls werden, wenn er feststellt, daß sein Jeep weg ist und wenn er ihn hier findet.«

»Aber er weiß doch nicht, wer ihn genommen hat, oder?« sagt Nick. »Der hält es doch für völlig unmöglich, daß ihm jemand vor seiner Nase damit davonbraust.«

»Mit Hilfe einiger simpler Schlußfolgerungen«, meint Jess trocken, »wird ers sich zusammenreimen können.«

»Er hat mich eingeladen, in seiner Mine zu arbeiten.«

»O ja, hab ich gehört. Wenn Sie blöd genug sind, da hinzugehen, dann ist das sicher die letzte Leiter, die Sie hinuntersteigen. Sie werden einfach ziemlich viel Pech haben, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Jess hatte die beiden, Andrew und Nick, am Vorabend beim Trinken beobachtet. Sie hatte sie im Auge behalten, gesehen, wie sie eine Runde nach der anderen bestellten: es war ein Spiel mit komplizierten Regeln, wie Stier und Matador hatten sie einander umkreist, versucht, sich gegenseitig unter den Tisch zu trinken, über Cricket, Rugby und Politik palavert, über Rinder und Opale, über Restaurants in Brisbane und an der Küste, und immer und immer wieder über Opale. Nick hatte Oysters Reef, hatte die beiden Worte einmal zu oft in die Runde geworfen, dachte Jess. Er war ein leichtsinniger Spieler. Lässig und rücksichtslos schleuderte er die Worte auf den Tisch, als seien es Trümpfe. Und Andrew hatte sie jedes Mal ignoriert. Sie spielten mit hohem Einsatz.

»Ich habe gehört, wie Sie sich verabschiedet haben«, sagt Jess vorwurfsvoll. »Hab Sie hochgehen sehen.«

»Ja.«

»Kurz nach Mitternacht.«

»Ja?« Nick hebt die Augenbraue. »Ich hab nicht auf die Uhr geschaut.«

»Andrew ist erst nach eins gegangen.«

»Ah.« Nick lächelt. »Da hatte ich mich längst unter seiner Jeep-Plane versteckt.«

Allein beim Gedanken daran wird Jess übel.

»Ich bin über die Veranda geklettert und an einem Pfosten runtergerutscht.«

»Sie sind verrückt.«

»Nicht so verrückt wie Andrew Godwin.«

Er berichtet ihr von der Fahrt nach Dirran-Dirran, 80 Kilometer Schotterpiste. »Nicht sehr bequem auf der Ladefläche eines Jeeps«, sagt er, »dessen Fahrer schon ziemlich besoffen ist.« Vorsichtig betastet er seine Rippen und Hüften. »Hab mir ein paar blaue Flecken zugezogen.«

»Sie sollten froh sein, das Sie so glimpflich davongekommen sind.«

Nickt lacht, dann verfinstert sich sein Gesicht. »Ja«, sagt er. »Ich weiß. Glauben Sie mir, nach dem, was ich da gesehen hab, weiß ich Bescheid.«

Wieder sieht er den Hangar vor sich, auf dem Andrew den Wagen abgestellt hat: das halbe Dutzend von Landrover, die Traktoren, die Bohrgeräte und Winden, das kleine Flugzeug, und noch etwas: all die Regale voller Gewehre, halbautomatischer, automatischer und Maschinengewehre. Ein ganzes Arsenal.

»Also, das müssen Hunderte gewesen sein«, erzählt er Jess. »Ich war völlig erledigt.«

Jess wird mit einemmal klar, daß man an einem Ort wie Outer Maroo alle Maßstäbe verliert. Es gibt da gewisse Arten von bodenständiger Verschrobenheit, die man kaum mehr registriert.

»Das ist nur dann verrückt«, sagt sie sarkastisch, »wenn man was anderes gewöhnt ist. Der Handel mit Armeeresbeständen ist hier im Outback ein Riesengeschäft.« Mit distanzierender Gebärde spreizt sie die Hände. »Viehzüchter tätigen immer Großeinkäufe, egal was sie kaufen. Für den Fall, daß die Regierung oder die Aborigines oder wer auch immer anrückt und ihnen ihr Land wegnehmen will.«

Nick verdreht die Augen. »Ich mußte an Albanien denken, an die Verhörzentrale der albanischen Armee, wo ich mal ein paar gräßliche Nächte verbracht hab. Und ich bin mir sicher, da waren Waffen dabei, die es in Australien nicht zu kaufen gibt.«

»Kann gut sein. Aus dem Norden fliegen hin und wieder Flugzeuge ein. Auf Dirran-Dirran und auch auf Jimjimba gibts Landepisten.«

»Mir ist übel«, sagt er. »Hab das Gefühl, als wär ich auf nen anderen Planeten geraten. Irgendwo westlich von Quilpie.«

»Ja, sind Sie auch.«

»Ungefähr an der Stelle, wo ich mir eingebildet hab, ich seh Wellen auf der Sea of Null.«

»Ja. Höchstwahrscheinlich. Irgendwo hier in der Gegend.«

»Wozu brauchen sie denn Flugzeuge?«

»Für den Opalhandel. Und womöglich auch für andere Geschäfte, wer weiß. Die Käufer fliegen aus Singapur und Indonesien ein. Keiner weiß, was Andrew Godwin oder Dukke Prophet mit all dem Geld anstellen. Deswegen hat Susannah Rover ja all die Fragen gestellt und sich damit in die Scheiße geritten.«

»Wer ist Susannah Rover?«

»Fragen Sie nicht.«

»Ich frag aber.«

Jess seufzt erschöpft. »Ich kanns Ihnen nicht sagen. Und ich begreif immer noch nicht, wie Sies geschafft haben, sich mit Andrews Troopie abzusetzen, er muß doch was ge...«

»Glück gehabt. Er war besoffen wie ne Beutelratte, ist rumgetorkelt, hat seine Gewehre gestreichelt, und plötzlich schnappt er sich ne halbautomatische Flinte und springt in einen anderen Jeep, so ein sportliches kleines Gefährt ohne Dach, und braust ballernd davon. Der kann unmöglich was gehört haben.«

»Ein kleiner Jagdausflug also«, sagt Jess.

»Die Schlüssel hat er steckenlassen, also bin ich abgehauen.«

»Nun, jetzt wissen Sie ja, daß man ihm besser aus dem Weg geht. Steigen Sie bloß in keinen Dirran-Dirran-Schacht.«

»Danke für die hilfreichen Ratschläge.«

»Bitte«, sagt sie, »tun Sie sich selber einen Gefallen und verschwinden Sie, einfach so...« Und dann strahlt sie auf einmal, sie hat eine Idee. »Im Grunde haben Sie jetzt, wo Sie Andrew Godwins Jeep gestohlen haben, das große Los gezogen. Sie

haben den Troopie mit zwei Reservetanks, wenn nicht gar dreien. Haben genügend Benzin, um nach Quilpie zu kommen. Sie können jetzt gleich, noch bevor hier jemand aufsteht, zu den Givens rausfahren, Sarah abholen und mit ihr verschwinden.«

»Aber ich geh hier nicht weg, eh ich gefunden hab, was ich suche«, sagt Nick. Jess spürt, wie sich eine schwere Last auf sie herabsenkt. »Wer weiß, vielleicht möchten Sie den Boten am liebsten umbringen«, sagt sie. Sie nimmt das Päckchen vom Tablett und gibt es ihm. »Das, was Sie wissen wollen, steckt da drinnen.«

»Was ist das?«

»Briefe«, antwortet sie ihm. »Briefe, die zwar eingeworfen, aber nie abgeschickt wurden. Inzwischen haben Sie vielleicht schon festgestellt, daß Post und Telefon hier draußen nicht immer reibungslos funktionieren, um es mal milde auszudrücken. Lesen Sie diese Briefe nicht jetzt. Lesen Sie sie nicht hier. Lesen Sie sie, wenn Sie wieder auf der Landkarte sind.« Er starrt sie an, und sie sagt unbehaglich: »Es ist sowieso nur ein jämmerliches Päckchen. Drei haben mir irgendwelche Kids gegeben, die ich nicht mal kannte, und ich hab sie aufgehoben. Die anderen hat Mercy von Sarahs Tochter bekommen, es ist mir gelungen, sie vor Mas Adlerauge zu retten. Sie können Sie Sarah geben, wenn Sie in Sicherheit... Von Ihrem Sohn sind leider keine dabei, aber Sie können sich zumindest ein Bild machen. Lesen Sie sie, wenn Sie auf der Straße, wenn Sie in Sicherheit sind.«

»Ich fahr aber nicht, Jess«, sagt er. »Erst, wenn ich meinen Sohn in Armen halte, oder weiß, wo er ist, oder vor seinem Grab stehe.«

»Mir ist«, sagt Sarah, »als wär ich auf dem Mond. Oder in einem Alptraum. Ich hab das Gefühl, ich kann nicht...« Sie preßt die Hände auf den Frühstückstisch der Givens und stößt sich

leicht ab, als müsse sie testen, ob einst verlässliche Gesetzmäßigkeiten noch gültig seien. »Ich fühl mich so energielos«, sagt sie müde. »Die Hitze...«

»Laßt uns schweigend danken für den neuen Tag«, beginnt Mercys Vater. »Laßt uns beten.«

Sogar die Nerven in seinen Lidern, denkt Mercy, und all die winzigen Müskelchen, die diese zarten Hautläppchen bewegen, liegen im Krieg miteinander. Die Haut seiner Seele, denkt sie, sieht genauso aus wie meine, ist mit Blasen und Grinden bedeckt. Sie sieht den körperlichen Verfall, sieht das schlaffe Fleisch der Arme, die knorrigen Handgelenke, die immer deutlicher hervortretenden Knochen.

Ihre Mutter starrt andächtig zur Decke, und ein zuckender Nerv in ihrer Wange blökt den Ventilator an, als sei er ein zwar unerklärlich strenger, aber dennoch verlässlicher Vater. Eigentlich scheint sie einen unsichtbaren Punkt jenseits des Ventilators zu fixieren - mit der unterwürfigen Liebe eines mißbrauchten Kindes. Das mit weiteren Bestrafungen rechnet. Denen es sich nicht widersetzen wird. Sie hält die Augen geschlossen, aber ihre Lider flattern und zucken, und auf ihren Wangen schimmern Tränen. Die Hände hat sie fest gefaltet, und Mercy stellt sich vor, daß sich ihre eigenen und Brians winzige Kinderfinger irgendwo dazwischen befinden.

Sarah starrt mit offenen, aber ausdruckslosen Augen aus dem Fenster, wo es nur die Verandapfosten, das klägliche bewässerte Gartenfleckchen, den blutunterlaufenen Himmel zu sehen gibt. Irgend etwas in ihr wehrt sich gegen die Verpflichtung zur Höflichkeit. Bald, denkt Mercy, bald wird sie ihre Fragen nicht mehr für sich behalten können.

Die Uhr auf dem Kaminsims tickt in das endlose Schweigen hinein.

»Amen«, sagt Mercys Vater schließlich.

Und Sarah, die sich immer noch bemüht, höflich zu sein,

erschreckt die gesamte Tafelrunde mit den Worten: »Das ist wohl was sehr Amerikanisches, aber ich kann diese *Passivität* einfach nicht begreifen. Angst verstehe ich ja, aber Angst sollte einen doch aufstacheln, Angst gibt Energie, in Kriegszeiten beflügelt sie uns zu heroischen Taten, das ist hinreichend erwiesen. Aber *diese* Angst, und daß man sich wie gelähmt in einem Winkel verkriecht, das ist was Dekadentes, das ist gräßlich, feige, diese Angst frißt sich immer weiter und ist gefährlicher für das Opfer als alles, was ihm seine Angreifer...«

Was sehr Amerikanisches, denkt Mercy und legt es neben jenen anderen Puzzle-Stein: *Ich bin nur die typische nichtpraktizierende amerikanische Jüdin, obwohl meine Schwester orthodox geworden ist, was meine Eltern noch mehr erschüttert hat...* oder so ähnlich. Es gibt so vieles, das sie nicht weiß, es ist wirklich entmutigend.

»Ich finde ja nun nicht«, beginnt Mercys Vater bedächtig, »daß man Mercys Eingreifen als passiv bezeichnen kann. Bei der Autobombe, meine ich.«

Mercy erschrickt, als er in Gegenwart ihrer Mutter die stillschweigenden Regeln durchbricht. »Das war ein Unfall«, sagt sie. »Der Tank...«

»O Gott!« Sarah preßt die Hände an den Kopf. »Warum muß man sich hier nur ständig was vormachen? Mercy, wenn das ein Krieg wäre, würd man dir einen Orden verleihen.«

Mercy schluckt. »Aber es war doch gar nichts, es war nur...«

»Was ist hier eigentlich los?« fragt Sarah leise. »Was geht hier vor? Warum *sagt* keiner was? Warum will mir keiner verraten, was passiert ist?«

»Weil sie sich schämen«, erwidert Mercys Vater. »Weil sie Angst haben, Mrs. Cohen. Weil sie alle unter einer Decke stecken.«

Mercys Mutter ist so starr und reglos geworden, daß Mercy fürchtet, sie wird zerspringen, so wie die zarten fossilierten

Muschelschalen in der Sonnenhitze zerplatzen. Hastig sagt sie:
»Ich fahr jetzt zum Laden. Sarah, wollen Sie vielleicht...«

»Ja«, erwidert Sarah bestimmt. »Das will ich.«

Sarah (die das rechte Auge auf die schmale Lichtritze zwischen zwei Brettern in der Küchenwand preßt) entdeckt einen kleinen Makel unter seinem linken Auge, ein hellbraunes Muttermal, und meint darin einen subtilen und aufreizenden Hinweis auf Verletzlichkeit zu erkennen, auf eine geheime innere Schicht, die er hinter dem Panzer seiner selbstbewußten Körpersprache, hinter seinem Gang, seinem Stirnrunzeln verbirgt. Vielleicht beweist es aber auch nur, daß er diese sprühende Intensität schon von Geburt an besaß, wenn nicht noch früher. Vielleicht hat er sich ja aus lauter Ungeduld, endlich Nikos, Nick, seine eigene Erfindung zu werden, schon von seiner Mutter losgerissen.

Mercy steht dicht neben Sarah, und aus Mercys verengtem Blickwinkel wirkt das Auge mit dem Muttermal verwischt, ein wenig verschwommen, schutzlos, als ob es eine Verletzung erlitten, aber gelernt habe, damit fertigzuwerden. Bei Donny Becker war die zarte Haut um die Augen mit blassen Sommersprossen gesprenkelt. Sie stellt sich vor, wie sie sachte die Lippen auf Donnys geschlossene Lider drückt, sachte wie ein landender Schmetterling, und sie atmet heftig und küßt die hölzernen Wandlatten.

Jess tippt ihr auf die Schulter, und als Mercy sich erschrocken, verlegen nach ihr umdreht, drückt sie ihr den Teller mit Steak und Spiegeleiern in die Hand. »Brings ihm rein. Kaffee hat er schon getrunken, aber gegessen hat er noch nichts.«

Als Mercy den Raum betritt, blickt er auf. Sarah beobachtet sie durch den Spalt in der Wand. Mercy beißt sich auf die Lippe, und plötzlich fühlen sich ihre Füße an wie Fremdkörper. Sarahs

Blick macht sie befangen.

»Ist das für mich?« fragt Nick, und sie nickt. Wenn er nur nicht diese Gideon-Augen hätte.

Er nimmt den Teller entgegen, streut Salz und Pfeffer darauf und beginnt unverzüglich und mit unbeirrbarer Konzentration zu essen. Mit der Gabel hebt er die Eier an und betrachtet die Unterseite. Mit dem Finger prüft er den Toast. Er schneidet ins Steak, um zu sehen, ob es noch blutet. Alles findet, wenn auch zögernd, seine Zustimmung. Als er nach ein paar Minuten aufblickt, sind sie beide überrascht, daß sie immer noch da ist. Er runzelt die Stirn.

»Du arbeitest doch im Laden.« Er schiebt ihr einen Stuhl hin. »Erzähl mir was«, sagt er. »Möchtest du einen Kaffee?«

»Jess hat gesagt, Sie wollen nicht weg, Sie müssen aber. Nehmen Sie Sarah mit und gehen Sie!«

»Ach ja. Und weshalb?«

»Ich will nicht, daß Sie sterben«, sagt sie mit leiser, drängender Stimme.

Er zieht die Brauen hoch, läßt sie aber nicht aus den Augen. Ernst und aufmerksam betrachten sie einander. Dann streckt er die Hand aus, fährt ihr mit dem Zeigefinger über die Wange. »Ich werd nicht sterben«, sagt er. »Das versprech ich dir.« Aber immer noch starren sie einander an, unverwandt, reglos. »Mein Sohn«, sagt er leise, »mein Sohn Angelo ist genauso ungestüm wie du. Genauso neugierig.« Er sagt etwas auf griechisch, und ihr ist, als verstehe sie ihn. »Hoffentlich schadets dir nicht«, sagt er traurig. »Wie alt bist du?«

»Sechzehn.«

»Ein Kind«, seufzt er. »Angelo ist dreiundzwanzig, aber auch noch ein Kind.«

»Und Sie?« fragt sie dreist. »Wie alt sind Sie?«

»Alt«, sagt er mit einem kurzen, bitteren Lachen. »Sehr alt.

Aber auch sehr stur.«

Fasziniert forscht er in ihren Zügen. »Du willst also nicht, daß ich sterbe. Dann hat hier wohl ein kleines Massensterben stattgefunden.«

Er wartet, und sie senkt den Blick. »Bin ich der einzige, der keine Ahnung hat?«

»Sie und Sarah«, sagt sie.

»Sarah?«

»Die Frau. Die auch in Jake Digbys Wagen gekommen ist.«

»Ach, die.« Er nickt, fährt fort zu nicken, während er verbissen lächelt und sich zerstreut den Speck in den Mund schiebt. »Aber abgesehen von ihr und mir *weiß* jeder, was hier läuft und was aus Oysters Reef geworden ist?«

Mercy betrachtet das Rissmuster auf der Resopalplatte des Tisches. Wenn sie ein Auge schließt und das andere zusammenkneift, sieht es aus wie eine Stollenkarte des Reefs.

»Sarah ist hier, sprechen Sie mit ihr«, sagt sie und steht so plötzlich auf, daß sie ihren Stuhl dabei umstößt.

Nick weigert sich, sie anzusehen. Gegen solche Verletzlichkeit ist er hochallergisch.

»Ich hab da ein paar Briefe«, sagt er barsch. Er fischt das Bündel aus seiner Jeanstasche, »Jess hat sie mir gegeben. Einige davon sind offenbar von Ihrer Tochter. Sehen Sie sie sich an und nehmen Sie, was Sie wollen.«

Sie ist so still, daß er aufblickt, um zu sehen, ob sie reagiert. Sie ist sehr blaß. Er sieht die Schweißperlen auf ihrer Oberlippe. Schaut weg.

»Geben Sie mir ein bißchen Zeit«, sagt sie leise.

»Klar.«

»Das ist... ein Schock.« Sie beißt sich auf den Handrücken, blinzelt, schluckt einige Male. »Es ist zu... es hat so was

Endgültiges. Ich will kein Testament. Ich will *Amy*.«

»Ich weiß. Ich kann sie mir auch noch nicht anschauen.«

Obwohl er es gar nicht will und sich über sich selbst ärgert, streckt er die Hand aus und legt sie auf die ihre. Und sie sitzen da, sitzen da und sehen sich nicht an.

Major Miner steht vor Bernies Küchentür.

»Jess«, sagt er verlegen.

Und Jess fühlt sich plötzlich ungeschickt mit ihrer Kaffeekanne. Sonst war immer der Tresen zwischen ihnen, eine deutliche Grenzmarkierung. Und klar gezogene Grenzen sind ihr einfach lieber.

»Kann ich reinkommen?« fragt er.

Sie nickt und zuckt gleichzeitig die Achseln, legt höfliche Gleichgültigkeit an den Tag. Mit der Kaffeehand winkt sie ihn herein.

»Ja, klar«, sagt er. »Mach ich gerne.«

Aber ihre Hand zittert, und sie bringt es doch tatsächlich fertig, den Kaffee über Untertasse und Tischplatte zu verschütten. Was ihm aber gar nicht auffällt. Er beginnt, auf und ab zu schreiten. »Jess«, meint er dann geradezu heftig. »Ich will mir ja nichts rausnehmen, und du hältst mich sicher für verrückt. Aber ich hab immer wieder diese Vorahnungen.« Rastlos umkreist er den Tisch, wie ein wilder Dingo den Pferch. »Und ich kann sie nicht ignorieren«, sagt er. »Alle Kriegsgefangenen haben das. Man wittert förmlich, was in der Luft liegt.« Er marschiert weiter. »Du kannst gut zuhören, Jess. Ich hab das Gefühl, ich kann dir vertrauen. Fühl mich sicher genug bei dir, um mal Dampf abzulassen.« Jess setzt sich, oder vielleicht sollte man lieber sagen, sinkt auf einen der Stühle am Tisch. Major Miner kreist immer noch.

»Ich fang irgendwelche Ausstrahlungen auf«, sagt er. »Weiß

gar nicht, wie ich das mache. Geräusche, Gerüche, Spannungen. Ich hab's gespürt, damals, als Susannah... als das Reef... und jetzt diese Woche wieder. Es dauert nicht mehr lang, ich spüre. Und es wird furchtbar werden...«

»Ich weiß«, sagt Jess.

»Die Sache läuft aus dem Ruder, und wir müssen die zwei Fremden...« Zwischen dem großen Gußeisenofen und dem Kühlschrank hält er plötzlich inne. »Jess«, ruft er verblüfft.

»Ich hab heute Sprechtag«, meint sie trocken.

Behutsam zieht er einen Stuhl unter dem Tisch hervor und setzt sich ihr gegenüber. Sie ist froh, daß der Tisch zwischen ihnen ist.

»Aber wir haben Glück«, sagt sie. »Wir haben ne Chance. Sie sind jetzt beide da drinnen. Und draußen steht Andrews Troopie...«

»Hab ihn gesehn. Hab ihn heut morgen gehört. Deswegen bin ich gekommen.«

»Nick hat ihn geklaut. War vielleicht nicht das Schlauste, aber er hat einen vollen Reservetank.«

Er kann immer noch nicht fassen, daß sie spricht. Nur mit halben Ohr hört er auf ihre Worte, und sie registriert das kleine Lächeln um seine Lippen, das sie beunruhigt. Sie muß sich abwenden.

»Wir kriegen sie nur von hier weg«, sagt sie, »wenn wir ihnen das Reef zeigen.«

»Ja«, erwidert er dumpf. »Müssen wir wohl. Würds allerdings nicht so gern selber machen.«

»Nur du kannst es tun«, sagt sie. »Aber nicht heute. Heute müssen wir was anderes...«

»Sie von hier wegschaffen, hm. Und den Troopie in den Breakaways verstecken, bis sie ne Gelegenheit...«

»Die fahren erst dann, wenn sie das Reef gesehen haben«,

unterbricht Jess. »Nick zumindest. Er ist stur.«

»Aber die Frau? Meinst du, das ist tatsächlich ne gute Idee...? Ich meine, es wird sie ganz schön...«

»Ja. Ich weiß es auch nicht. Andererseits haben sie ja beide ein Recht drauf. Sie wird sicher drauf bestehen. Aber können sie denn inzwischen bei dir draußen bleiben?«

»Sie können die Hütte haben. Ich werd im Freien pennen. Bei mir wird sie keiner suchen.«

»Pack sie in Andrews Troopie. Ich komm dann später mit deinem Jeep nach, damit du nen Wagen hast. Und dann fährst du mich wieder zurück.«

»Genau«, sagt er. »Genau. Jess?«

»Was denn?«

Prüfend mustern sie sich über den Tisch hinweg.

»Guck mich nicht so an«, sagt Jess.

»Warum nicht?«

»Bring sie weg«, sagt sie und wendet sich ab. »Schnell. Bevor jemand kommt.«

Samstag

Wie es anfängt: wie ein Hunger auf Dorothy Godwins Haut. Ihre Handgelenke werden immer röter, und dann gibt es kein Halten mehr. Es juckt entsetzlich. Wie eine Wahnsinnige muß sie sich im Gras wälzen, und Ethel sieht ihr wie immer dabei zu, soll sie doch! Wen kratzt das schon? Am liebsten würde sich Dorothy mit Stahlwolle abreiben.

Es ist wegen der Fremden, sie weiß es genau. Und jetzt hat Andrew den Mann zu einem Grubenbesuch eingeladen, sie weiß wirklich nicht, was er sich dabei denkt, hat sie ihm auch gesagt. Ich weiß ganz genau, was ich mir dabei denke, hat Andrew noch getönt, aber dann, abrakadabra, war plötzlich sein Troopie verschwunden. Und jetzt haben sich auch die Fremden abgesetzt, behauptet jedenfalls Ethel. Heißt es in der Stadt und über Funk. Was ein gutes Zeichen sein kann, oder ein schlechtes. Auch Andrew ist nervös - wegen seinem Troopie. Er glaubt, daß die Murris zurückgekommen sind. Und die Telefonleitungen sind wieder alle tot, was nichts Gutes ahnen läßt.

Deswegen hat sie diesen Anfall.

Und dieser Geruch, dieser allgegenwärtige Verwesungshauch, der alte Fuckatoo, der sie wieder mal heimsucht, das alles verschlimmert den Ausschlag. Die Arbeiter schleppen die Kadaver in den Busch und verbrennen sie, aber der Gestank will einfach nicht verschwinden. Der Wind trägt ihn wieder zurück. Sie muß über die kratzigen, grusligen Spinifexhöcker rollen, den Mund voll roter Erde, die Beine voller Ameisen, Springameisen, Stechameisen auf und zwischen den Beinen, in jeder Hautfalte, aber sie nützen nichts, nein, wirklich nicht, das Spinifexgras hilft ein, zwei Sekunden, aber nicht länger, und was niemand

begreift, und vor allem Andrew nicht - obwohl ROSS es verstanden hat, ROSS, ihr zärtlicher, zweiter Sohn, um den sie trauert, nach dem sie sich sehnt, o ROSS, ROSS, mein armer Liebling, du hast ihn verhätschelt, hat Andrew immer getobt, hast ein Muttersöhnchen aus ihm gemacht, oh, sie hat gewußt, daß Andrew ihn ihr irgendwann wegnimmt, der Scheißkerl, dieser Scheißkerl, so oder so, sie hat gewußt, daß er am Ende gewinnt. Ich werd einen Mann aus ihm machen, und wenn ich dabei draufgehe, hat Andrew geschworen. Eigentlich hätt er sagen müssen, und wenn *er* dabei draufgeht.

Er ist draufgegangen.

Ich bin ein toter Mann, hatte ROSS in ordentlichen Druckbuchstaben auf einen Zettel geschrieben. *P. S. Tote erzählen keine Geschichten.*

Ich hoffe, jetzt bist du zufrieden, hatte sie bei der Beerdigung zu Andrew gesagt.

Und dann, nach ROSS, erschien für einen kurzen strahlenden Moment lang Oyster, und auch *er* verstand sie, verstand ihren Hunger, dieser Oyster, der eines Tages aus der Sonne trat wie eine Erscheinung, der immer nur Weiß trug, und der - o Gott, jetzt spürt sie die Blasen zwischen den Beinen, unter der Haut, spürt, wie sie die weiche Innenseite ihrer Schenkel hinaufgaloppieren - Oyster, der zu ihr gekommen ist und sie berührt hat und dessen Hände ihr Ruhe und Frieden schenkten und Ruhe. Unvorstellbar!

»Ich bin ein Heiler, Dorothy«, sagte er. »Ich trage heilende Kräfte in mir.«

Und so war es: seine Kraft war etwas wunderbar Schimmerndes, seltsam Schönes, wie die Luftspiegelung eines stillen Gewässers in der Wüste, war wie die von Gestade zu Gestade naßglänzende Sea of Null. Oysters Gabe erinnerte sie an ihre Schulzeit in Brisbane, an etwas aus dem Geschichtsunterricht, an das mittelalterliche Königsheil oder den

Königsfluch oder was immer das gewesen sein mag, wenn die Leute ihre Krummen und Lahmen brachten, Bauern mit Skorbut, Ausschlägen, Pestbeulen, und sie auf eine Berührung des Königs hin wieder gesund wurden, und ja, genauso hat Oyster es auch gemacht. Mit den Augen. Er mußte sie nur ansehen, und das milchige Blau hinter den Wimpern hat sie berührt - ein wenig seltsam waren sie schon, seine Augen, fast ein wenig beängstigend -, oder sie hat ihn berührt, es reichte, wenn sie das Bündchen seines weiten weißen Ärmels streifte, sie war wie die Frau in der Bibel, die mit dem Blutfluß, die nur den Saum von Jesu Gewand berühren mußte, und *alsbald vertrocknete der Brunnen ihres Bluts; und sie fühlte es am Leibe, daß sie von ihrer Plage war gesund geworden.* Oyster trug ihr die Verse vor. Dein Glaube hat dich gesund gemacht, sagte er, und schon beim bloßen Klang seiner Stimme wurde sie wieder feucht und bereit, ihn zu empfangen. Wann immer du willst, versprach sie ihm. Wann immer.

Die Bibel kannte er auswendig. Bibelzitate sickerten ihm aus allen Poren der so wunderbar duftenden Haut, aber Andrew war natürlich eifersüchtig, vielleicht nicht direkt eifersüchtig, so konnte man es nicht nennen, obwohl es Oyster irgendwie gelang, *daß* ihn alle ganz für sich allein haben wollten, was allerdings auch umgekehrt galt. Oyster verlangte Ausschließlichkeit. Dennoch. Andrew war nicht auf die übliche, offensichtliche Weise eifersüchtig, etwas anderes war ihm unheimlich, Oysters religiöser Tick nämlich, all das Gerede von Armageddon und der Wiederkunft des Herrn und die ewigen Bibelzitate, was Oyster sicherlich stärker auf die Seite und unter den Einfluß Dukke Prophets brachte, dieses heuchlerischen Halunken, der das Godwinsche Grundwasser anzapfte, Godwinschen Grund untertunnelte und mehr als den vereinbarten Anteil vom Opa- und Waffengeld einstrich, weil er eine größere Landepiste hatte und diese High-Tech-Satellitenschüssel, die den Flugzeugen, die illegal vom

Carpenteria-Golf und aus Indonesien einfliegen, mit Radar den Weg wies. (Könnt grad meinen, Jimjimba wär ein Militärstützpunkt, brummte Andrew wütend, sauer auf diesen Rivalen, der ihn zu überflügeln drohte.) Ja, das verstand sie, darin waren sie sich einig, das konnte sie ihm nicht vorwerfen, auch wenn es bedeutete, daß Andrew Oyster zunehmend als störendes Hindernis betrachtete, nicht daß sie glaubt, daß Andrew..., das will sie nicht behaupten, sie will nicht sagen, daß Andrew die Bomben gezündet hat, obwohl es Momente gibt, wo sie sich nicht mehr sicher ist, aber das ist nicht die Crux der Geschichte, die Crux war, daß Andrew Oyster ganz allein für sich haben wollte, er wollte ihn nicht mit Dukke Prophet teilen, diesem Pharisäer, diesem Geldwechsler im Tempel des Herrn, diesem widerlichen, gefährlichen Burschen, dem die Pomade der Bibelverse im Fetthaar klebt, oder mit Bernie oder Dorothy oder irgendwem sonst, und deswegen wollte er Oyster von einem gewissen Punkt an nur noch loswerden, ja, so war es am Ende, fast alle haben gewollt, daß Oyster verschwindet - und jetzt, seit ROSS auf so brutale und plötzliche Weise umgekommen ist und Oyster sich wieder zu einem Trugbild verflüchtigt hat, gibt es keinen mehr, der die unbarmherzige Strenge der Selbstbestrafungsmaßnahmen versteht, die Dorothy beim ersten Anzeichen einer Rötung ergreift, um das Verlangen ihres Körpers zu ersticken, ehe sie sündigen und klauen muß.

Niemand begreift es. Niemand glaubt ihr.

Nur Gott weiß um ihren Kampf.

Bilden die sich etwa ein, sie ließe sich gern eine Kleptomanin schimpfen? Nicht daß die Meinung von irgendeinem von denen gezählt hätte: diesem irischen Hungerpöbel, Vagabundenpack, diesen Weltkriegs-, Korea- und Vietnamkriegsruinen, Lehrern, Ladenbesitzern, Pfingstlern und Erweckungsgläubigen; diesem ganzen armseligen Abschaum. Nicht eine Sekunde lang sollte sie sich über diese Leute Gedanken machen, denn was die denken, spielt überhaupt keine Rolle, aber genau das ist ja

letztendlich das Unerträgliche: daß Leute die zu blöd sind, um zu wissen, daß sie nicht das geringste Recht haben, über sie zu urteilen, ihr keinen Respekt entgegenbringen.

Und folglich macht es ihr doch zu schaffen, daß keiner begreift, daß sie nie, nie, nicht ein einziges Mal, ihrem Verlangen einfach nur nachgegeben, sondern es mit jedem nur möglichen Trick hinausgezögert hat. Sie hadert mit sich. Sie betet. Sie quält sich. Dem Grenzzaun liest sie die Worte des alten Testaments vor: *Denn siehe, es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen; da werden alle Verächter und Gottlosen Stroh sein...* Sie hat schon fast alles probiert.

Und es funktioniert nie.

All diese Verzögerungen machen sie nur noch hungriger. Steigern ihr Verlangen.

Und dann sieht sie wieder Ethel, Ethel, die sie beobachtet, die herumsteht, irgendwas auf dem Küchenherd umrührt, die Mahagoni-Anrichte abstaubt, das Silber poliert und aus dem Fenster schaut, glotzt, immer nur glotzt, als betrachte sie das Gras oder den tiefhängenden Himmel, sie anglotzt mit der entsetzlichen Unverschämtheit eines Menschen, der sich zu keiner Reaktion herablassen wird. Oder aber sie sitzt auf der Veranda draußen und schält Kartoffeln, und die Augen blitzen milchweiß aus dem schwarzen Gesicht. Soll sie nur glotzen, die alte Sphinx. Wen juckts? Dorothy und Ethel wissen so ziemlich alles voneinander, da gibts nicht mehr viel zu entdecken. Sie haben einander die Kinder aus dem Leib gezerzt und die Nabelschnüre durchgeschnitten. Und jede hat auch schon Erde ins Grab des Sohns der anderen geworfen.

»Glaub bloß nicht, daß ich nicht weiß, wer der Vater ist«, sagte Dorothy bei einer der Geburten. »Und tu nicht so, als wüßt ich nicht, was im Scherschuppen passiert. Ich hab mich mal dort versteckt und dich gesehn, Schlampe, als du die fetten schwarzen Beine breitgemacht hast.«

»In diesen Scherschuppen ist schon seit eh und je ne Menge passiert«, erwiderte Ethel, »schon bevors Outer Maroo gegeben hat. Soviel, daß ich mir wünsch, Sie hätten sich schon früher dort versteckt und es sehen können. In den Scherschuppen ham die Bosse immer gemacht, was sie wollten.«

»Ich hoffe, du hast Verwandte in Bourke oder Cunnamulla oder sonstwo«, sagte Dorothy, »wo du das Balg abgeben kannst. Oder *wir* regeln die Sache, wenn dir das lieber ist. Mit der Missionsschule in Cherbourg oder Woorabinda.«

»Meine Oma ist in nem Scherschuppen erschossen worden«, sagte Ethel. »Meine Mutter war dabei. Hat unter nem Fellstapel gelegen und so furchtbar gezittert, daß er fast umgekippt wär, aber sie haben sie nicht entdeckt. Sonst hätten sie sie auch umgebracht.«

Früher hat Ethel Dorothy immer mit Gidgee-Blättern eingenebelt, wenn das Jucken einsetzte. Durch den Rauch wurde Dorothy ruhig, konnte sich sammeln. Und das Jucken verschwand.

»Als ich noch klein war, haben das die Alten immer gemacht«, sagte Ethel. »Ob einer gestorben ist oder krank war, immer ham sie geräuchert. Glücksrauch.«

Aber inzwischen hat sie es aufgegeben. Beschränkt sich aufs Beobachten.

Soll sie doch glotzen. Wen juckts?

Und so gräbt Dorothy zuletzt, und immer nur als letzte Zuflucht, den Gin aus der weichen Erde unter der Veranda, wo sie ihn vor Ethel versteckt, nimmt ein paar beruhigende Schlucke, holt den Landrover heraus, um Outer Maroo und Beresfords Laden anzusteuern, und funkt unterwegs Pete Burnett an.

»Pete«, sagt sie heiser. »Ich bins, Dorothy Godwin. Ich soll dir sagen, daß Andrew heute am Neuen Reef ist, er will dich sehen. Es ist dringend.«

Unter fürchterlichen Schmerzen - das Jucken zerreißt sie förmlich - wartet sie auf das Nachlassen der Störungen. Sie wartet, wartet, kann sich kaum noch beherrschen. Eines Tages wird dieser Ausschlag sie noch auffressen, ehe sie ihm was in den Rachen schieben kann, das weiß sie genau. Sie läßt den Motor aufheulen, drückt das Gaspedal durch, der ärmliche rote Staub wirbelt um sie herum. Während des Fahrens umklammert sie das Funkgerät. Ihre Hand zittert.

»Pete Burnett, bitte melden«, sagt sie ein wenig japsend, weil der Ausschlag bereits ihre Lungenschleimhaut erreicht hat. »Pete Burnett, Pete Burnett, bitte melden!« Nun beginnt sie heftig zu keuchen. Er hat keine Ahnung, dieser Pete, welche Agonie eine gedankenlose Verzögerung von wenigen Minuten für sie bedeutet.

Gott sei Dank, jetzt hört sie seine etwas verzerrte, kratzige Stimme. »Pete Burnett«, sagt er. »Höre klar und deutlich.«

»Ach, Gott sei Dank«, sagt sie unklugerweise. »Äh, Andrew braucht dich, es ist dringend. Er ist am Neuen Reef und meint, daß er bis...«

»Okay«, sagt er. »Opal?«

»Opal«, erwidert sie. »Am Potch Point. Ich werds nicht schaffen. Muß noch was bei Beresfords besorgen.«

»Gut«, sagt er. »Over und Ende.«

Und nun kann sie mit der Restaurierung ihres eleganten Ichs beginnen, denn sie kann durchaus elegant sein. Ihr wahres, ihr wirkliches Ich ist gelassen und elegant, stets liebenswürdig und zuvorkommend - obgleich sie natürlich in entsprechenden Situationen auch höflich reserviert sein kann, etwa im Umgang mit Hausangestellten und Aborigines, die man neuerdings - man stelle sich vor! - Murris nennen soll. Also, hat sie zu Ethel gesagt, ich werd mir nicht an so nem neumodischen Wort die Zunge verrenken; und sie: mir ist es völlig schnuppe, wie Sie mich nennen, Mrs. Godwin. Diese Ethel hat was Provozierendes

an sich. Diese Ethel hat etwas an sich, das eine Seite an Dorothy zum Vorschein bringt, die nicht ihrem wahren Ich entspricht.

Ihr wahres Ich ist elegant. Ist für Seide und Spitzensonnenschirme gemacht. Tatsächlich ist sie einmal betörend schön gewesen, vielleicht ist sie es ja immer noch, jedenfalls war sie es mal, hat alle bezaubert und einen solchen Ruf genossen, daß die heiratsfähigen Söhne der reichsten Züchter vom Dingozaun bis zur Grenze des Northern Territory für einen einzigen Tanz mehrere hundert Meilen zurücklegten. In ihrem früheren Leben - mit dem ihr jetziges nichts zu tun zu haben scheint -, in diesem früheren Leben war sie die Königin aller Bälle von Isa bis Charleville. Ach, Charleville! Noch ganz deutlich erinnert sie sich an die Wolke aus Peauesoie-Satin und Staubperlen und an die Luftschlangen und den Ballsaal im Hotel Corones, dem prächtigen Corones, Stolz des Outback, Stolz des Westens, mit seiner großartigen Eichentreppe, seinen Marmorböden und den bleigefärbten Buntglasfenstern, und den Züchtern in schwarzen Seidenjacketts und schwarzen Fliegen, mit all dem Geld aus der Schafzucht, all den Fotos von prämierten Merino-Böcken an den Wänden, all der Eleganz, den Diamanten und Perlen, als Australien noch auf dem Rücken der Schafe ritt, und klick machten die Scheren, klick klick klick, Jungs, und das Geld strömte herein, und die Wollflöckchen flogen, und die Vliese gewannen Preise, wurden zu Ballen verschnürt und auf Lastern nach Brisbane gebracht, nach Brisbane...

Und dann sind sie alle nach Brisbane gefahren, zur Royal Brisbane Show, und haben angegeben mit ihren blauen Bändern, den prämierten Hammeln, den Preisböcken, Preisbullen, den geprägten Einladungskarten für ihre Debütantinnenbälle, den Verlobungsdiamanten, den Parties, den Bällen und mit dem leichtsinnigen, stattlichen Andrew Godwin, der bis zum Morgengrauen nur mit ihr getanzt hat...

Das war noch, bevor der Wollmarkt zusammenbrach.

Das war, ehe die Farmen teilweise auf Rinder umstellen mußten, falls sie die Möglichkeit hatten und es sich leisten konnten, entsprechend tiefe Brunnen zu bohren und entsprechend hohe Dämme zu bauen. Das war, ehe die Multis, die Hamburger-Firmen, die Coles- und McDonalds-Leute begannen, den Züchtern die Lebensgrundlage zu entziehen.

Und dann wurde Opal gefunden, der alles verändert und uns wohl noch mal gerettet hat, dachte sie, wenn mans rein finanziell betrachtet. Aber die Seele ist dabei verlorengegangen. Die Eleganz ist verschwunden.

Denn der Bergbau ist eine schmutzige Sache.

Ein Züchter hat Stil, aber ein Grubenbesitzer? Ein Grubenbesitzer hat nichts dergleichen.

Heute hält man sie vielleicht für verrückt, oh, sie weiß, was die Leute denken, aber die haben keine Ahnung, keine Vorstellung von all den Verlusten, keinen Schimmer von den Komplikationen ihres Lebens, die wissen nicht mal mehr, *daß* es *ihr* Land war, ihr Familienbesitz, in den Andrew eingeheiratet und den er verschleudert hat, daß es ihr Geburtsrecht war, das er amerikanischen Hamburgerfirmen, amerikanischen Banken überlassen hat - und wieder beginnt es zu jucken, und sie möchte schreien, sie tritt das Gaspedal durch, und wer weiß schon, daß sie eines der elitärsten Internate in Brisbane besucht hat, Preise gewonnen hat, akademische Lorbeeren, daß ihre Mutter sie hat bitten müssen, es zu verheimlichen, um ja diesen Andrew nicht zu verschrecken, was für eine großartige Partie der doch war, als was für ein wahnsinniger Schuß nach hinten *der* sich entpuppt hat, die Leute in Outer Maroo haben nicht den leisesten Schimmer, daß Dorothy Godwins logische und intellektuelle Kapazitäten im Grunde so subtil, komplex und präzise sind wie die komplizierten Anordnungen der Kieselerdezellen im Opal.

Was sie in Beresfords Laden stiehlt, zum Beispiel.

Aber um ehrlich zu sein: Kann sie denn wirklich ernsthaft erwarten, daß irgend jemand in Outer Maroo ihre Auswahlkriterien und die damit verbundenen subtilen moralischen Abstufungen nachvollziehen kann? Sie ist eine Frau von Grundsätzen. Zunächst einmal würde sie nie etwas für ihren persönlichen Bedarf entwenden. Zweitens stiehlt sie keine Lebensmittel. Und, weil sie eine glühende Patriotin ist, auch nichts, das inklusive Verpackung vollständig made in Australia ist. (Gewissenhaft liest sie die Etiketten und das Kleingedruckte; sie klaut Importwaren, vor allem amerikanische.) Und niemals würde sie etwas Blaues stehlen - auch wenn das bedeuten kann, wie erst vor kurzem, am Tag der Ankunft der Fremden, geschehen, daß sie einen exorbitanten und absolut lächerlichen Preis für ein Stück Stoff hinblättern muß, um Alice ein Ausgekleid zu schneiden, denn sie ist entschlossen, allen Einwänden und Hinderungsversuchen Andrews zum Trotz und egal, welche verwegene Mutprobe ihrerseits auch erforderlich sein mag, beispielsweise eines der kleinen Flugzeuge der Edelstein-Broker zu entführen, oder Alice in den Troopie zu packen und mit heulendem Motor über die westlichen Ebenen davonzubrausen, wie auch immer, sie ist entschlossen, Alice in ein Brisbaner Internat zu schaffen, was immer das auch für Outer Maroo bedeuten mag, und sie sieht wirklich nicht ein, was daran so schlimm sein soll, mit Sicherheit hat es nichts mit Alice zu tun, dem armen Mäuschen, oder mit ihr selbst; nicht zu leugnen dagegen ist dieses Gefühl allgemeiner Verdorbenheit, dieser moralische Gestank, der wie Giftgas in der Luft hängt und allein Grund genug ist, Alice von hier wegzubringen, und wer um Himmels willen hat schon mal von einem Internat gehört, das Detektive auf eine Rinderfarm ansetzt. Internate wissen genau, wo was für sie zu holen ist, vor allem in der heutigen Zeit. Outer Maroo braucht ja gar nicht genannt zu werden. Als Dorothy noch zur Schule ging, lautete ihre Adresse schlicht und einfach »Dirran-Dirran, West-Queensland, via Quilpie.« Und

wenn das für Dorothy gereicht hat, wird es wohl auch für Alice genügen.

»Via Quilpie, also *das* Risiko will ich nicht eingehen«, sagt Andrew.

»So ein Schwachsinn«, erwidert sie ihm. »Über die Opalschürfferei verlieren wir kein Wort, in gesellschaftlicher Hinsicht wäre das sowieso nur eine Belastung für Alice. Als ich auf dem Internat war, haben Schürfer nicht mehr gegolten als Farmarbeiter, Scherer und Aborigines, ja im Grunde *weniger*. Weniger. Alice wird einfach sagen ›Schaf- und Rinderzucht‹, wie es sich für eine wohlerzogene Züchterstochter gehört.«

»Aber damit«, sagt Andrew Abend für Abend, entnervt aber geduldig, wie zu einem begriffsstutzigen Kind, »würden wir ihnen doch direkt in die Hände spielen. Damit servieren wir ihnen den Trumpf auf dem Silbertablett. Sie könnten sie als Geisel behalten.«

»Wer?«

»Die Regierung«, versetzt Andrew. »Du hast ja keine Ahnung, wie kritisch die Lage für uns Farmer inzwischen geworden ist. Du hast keinen blassen Schimmer. Du lebst im Wolkenkuckucksheim, Dorothy. In der Nähe von Cloncurry haben sie schon eine Farm belagert. Haben Truppen geschickt.«

»Weil die Leute sich weigern, ihre Steuern zu zahlen. Die wollten es ja nicht anders. Aber von Outer Maroo ist offiziell doch gar nichts bekannt, und keiner zahlt hier Steuern oder Abgaben, wo liegt also das Risiko?«

»Das haben sich die Züchter auf der Cape York Peninsula auch gedacht«, sagt Andrew. »Dachten, sie sind auf keiner Karte verzeichnet und praktisch aus der Welt. Es gibt nicht mal ne Straße, nicht mal mit nem Geländewagen kommt man hin, verdammt. Nur mit dem Flugzeug kannst du sie erreichen. Und hat ihnen das genützt? Nein. Von einem Tag auf den anderen nimmt man ihnen ihr Land weg. Irgendwer in Canberra

unterschreibt einen Wisch, und das wars dann. All dieses Zukreuzekriechen vor der Weltmeinung und den Vereinten Nationen, all diese Scheiße über die Eingeborenenvölker, all diesen Mist, den die in Canberra uns reindrücken wollen, also in dem Punkt geb ich Oyster völlig recht und sogar Dukke Prophet (auch wenn ich diesen selbstgerechten Drecksack auf den Tod nicht ausstehen kann), aber wo er recht hat, hat er recht: Schon in der Offenbarung kannst du nachlesen, und es paßt alles zusammen, das Tier und die Hure von Babylon, dahinter verbirgt sich doch nichts anderes als die Bundesregierung und diese Internationale Gedankenpolizei, all diese Organisationen: hör mir bloß auf damit. Die Grünen, die Abos, die Gewerkschaften, das ganze Kommunistenpack, die haben die Regierung in der Zange. Nationalparks, Landrechte, ich sag dir, die kommen und nehmen uns unser Land weg, wir müssen vorbereitet sein, und da soll ich ihnen mit Alice ein Faustpfand liefern?«

Wenn es schon so übel um uns steht, denkt Dorothy, muß ich Alice ja erst recht von hier fort und in Sicherheit bringen. »Wenn Dirran-Dirran sowieso verloren ist«, wendet sie ein, »ist es doch geradezu lebenswichtig, daß Alice eine angemessene gesellschaftliche...«

»Dirran-Dirran kriegen sie nur über meine Leiche«, gelobt Andrew. »Das wird ne Belagerung, das werden die sich zweimal überlegen. Und ich will die queensländische Polizei und die australische Armee mal sehen, wenn sie mit meinem Waffenarsenal konfrontiert sind. Wir werden uns nicht kampfflos ergeben, das darfst du mir glauben. Wir lassen denen nichts als verbrannte Erde zurück, das versprech ich dir.«

Und Alice wird nicht mit der Farm untergehen, sondern standesgemäß und mit geprägten Einladungskarten ihr Debüt geben, denkt Dorothy. Auch das ist ein Versprechen. Und falls Brisbane zu riskant sein sollte, konnten sie sie ja auch nach Melbourne ins Presbyterian Ladies College oder sonstwohin

schicken und sie mit einem dieser netten schottischen College-Boys verheiraten, die in diesen makellosen Reihenhäuschen wohnen und nie was ins Wanken bringen, es sei denn sie haben ihre Füße und ihre Bankkonten schön im Trockenen. Ja, wenn nötig, konnten sie sie sogar nach Europa schicken.

Bist du wahnsinnig geworden? fällt ihr Andrew ins Wort. Hat Dorothy überhaupt eine Vorstellung, was für Informationen man den Regierungscomputern in den Rachen wirft, wenn man einen Paß beantragt oder bei einer Internationalen Fluggesellschaft ein Ticket bestellt und die Ausreiseformulare ausfüllt? Will sie etwa ihre intimsten Angelegenheiten vor jedem x-beliebigen schäbigen kleinen Bürokratenheini ausbreiten, damit der sich einen runterholen kann? Genau deswegen, erklärt er ihr geduldig, haben sie doch damals die Lehrerin engagiert und eine Privatschule aufgemacht.

Und was hat uns das alles gebracht? Taktvoll verkneift sich Dorothy ihren Einwand.

Wir sind schon wieder am Suchen, fährt Andrew fort. Diesmal finden wir ne bessere.

Doch Dorothy gelobt sich im stillen, daß Alice eine richtige Schule besuchen wird. Und was soll eigentlich all das viele steuerfreie Opalgeld - das würde sie gern mal wissen -, wenn man seine Tochter dann doch nicht auf die beste und teuerste Schule schicken kann?

Das brauchen wir, um uns vorzubereiten, versetzt Andrew. Wir müssen uns wappnen für die bevorstehende Schlacht. Kann sie sich überhaupt vorstellen, was all diese Kalaschnikows kosten? Hat sie überhaupt eine Ahnung, wie schwierig und kostspielig es war, sie hereinzuschmuggeln? Ja, nur darum geht es beim Geldverdienen: Gerüstet zu sein, allzeit bereit.

»Bereit für Armageddon?« fragt sie trocken.

Denn obwohl die Bibelworte aus Oysters Mund immer recht verführerisch klangen, sie muß es zugeben, hat sie ihn doch nie

mit all diesen Fundamentalisten in einen Topf geworfen. Er hatte einfach zuviel Stil. Auf seinen Lippen klang die Bibel wie Poesie. Nie hatte sie den Eindruck, daß er das alles so bierernst und buchstäblich nahm wie Dukke Prophet. Oyster besaß eine gewisse Unbeschwertheit, und sie hatte das Gefühl, daß andere Dinge ihm mehr bedeuteten - obgleich natürlich nicht zu leugnen war, daß ihn der Gedanke an das Jahr 2000 völlig beherrschte. Sie hat das wohl immer eher im übertragenen Sinne verstanden.

Aber vielleicht gilt das ja auch für Andrew. Armageddon? Er zuckt die Achseln. Sollen Oyster und Dukke Prophet es ruhig so nennen. Ihm persönlich ist das schnuppe, aber seiner Meinung nach kann kein Zweifel daran bestehen, daß die Bundesregierung für das Jahr 2000 einige unangenehme Dinge vorhat. Es ist ein entscheidendes Jahr. Wir wissen doch, was sich hinter der Republik verbirgt, sagt er. Wir wissen, was die Politiker wollen. Was Andrew betrifft, ihm geht es in dieser bevorstehenden Schlacht nur darum, ob die Züchter ihr Land behalten oder nicht.

Mein Land, unterbricht ihn Dorothy.

Unser Land, wiederholt er stirnrunzelnd.

Und um sein Land zu retten, ist er auch bereit, sich mit Dukke Prophet zusammenzutun. Bereit, Dukes Verschwörungstheorie zuzustimmen. In dieser letzten Totalschlacht mit völlig offenem Ausgang und genau das blüht uns, das ist kein Witz - kann man sich seine Verbündeten nicht aussuchen. Der religiöse Aspekt dabei, der läßt ihn kalt, und zwar in jeder Hinsicht. Aber wenn sie beide, Andrew und Dorothy Godwin von Dirran-Dirran, ihr Land verlieren, dann wäre das wirklich das Ende der Welt.

Und Junior? wendet sie ein.

Junior! sagt er, hebt die Hände, verdreht die Augen, weil Junior und Delia auf Kootha Downs in einer anderen Zeitzone leben. Einer anderen Epoche. Sie wohnen nicht in Outer Maroo,

haben nie dort gelebt, obwohl sie ihren täglichen Bedarf wie alle anderen im Beresfordschen Laden decken. Niemand weiß so recht, was er von Junior halten soll, der so stur und ausschließlich an der Viehhaltung festhält, obwohl doch alle wissen, daß die Opaladern auf seinem Land fett wie Felsenpythons sind. Junior interessiert das nicht. Junior studiert seine Rinder, wie Oyster die Bibel studiert hat. Er kreuzt Santa-Gertrudis- und Hereford-Rinder mit Simmenthalern, züchtet ihnen irgendwelche Eigenschaften ab und andere an, man könnte meinen, seine Kühe und Bullen wären ganz was Edles. Letztes Jahr hat er auf dem Markt in Roma neuntausend Dollar für einen Bullen hingeblättert.

»Neuntausend Dollar!« sagt sein Vater.

»Ist ein ganz besonderer Bulle, Dad«, erwidert Junior. »Nicht nur, was Gewicht und Wuchs angeht, auch seine Deckungskapazität ist phänomenal. Und erst das Temperament! So was findest du nicht so leicht, das ist die berühmte Unbekannte, weißt du ja selber am besten, aber was sie mir an Zeitersparnis beim Decken bringt, das ist enorm, unschätzbar. Dieser Bulle - ich nenne ihn Hannibull - ist so gutmütig, daß du ihm ungestraft den Hintern tätscheln kannst.«

»Richtiger Superbulle, was«, schnaubt Andrew. »Weißt du eigentlich, wie viele Kalaschnikows du für neuntausend Dollar kriegst?«

Junior und Delia wechseln einen Blick und ziehen die Brauen hoch. Die leben ja eh im Wolkenkuckucksheim.

Und was diese Permakultur angeht: sind doch alles bloß Fanatiker.

»Hätt nie gedacht, daß mein Sohn sich mal als Kommunist entpuppt«, sagt sein Vater.

»Wenn wir dieses Land weiter so ausbeuten, Dad«, versetzt Junior gelassen (und das ist das Ärgertlichste an ihm, nie verliert er die Ruhe), »dann hilft dir dein Waffenarsenal auch nicht mehr

viel. Am Schluß bleibt nur noch der nackte Fels. Auf dem weder ein Grashalm gedeiht noch sonst was leben kann. Und trotzdem sind die Murris schon seit vierzigtausend Jahren hier, haben Dürren und Überschwemmungen überstanden und gelebt wie die Made im Speck. Ich begreif nicht, warum wir so lange gebraucht haben, um was von ihnen zu lernen. Eigentlich ist es doch keine Kunst, sein Land extensiv zu bewirtschaften.«

»Natürlich muß du«, meint Delia ganz lieb, aber mit Stahl in der Stimme, »wenn du dein Land vernünftig bewirtschaftest, keinen zu hohen Viehbestand hältst, wenn du davon ausgehst, daß es eine absolut intelligente Methode gibt, unter Dürrebedingungen zu leben, auf die jährlichen sechzigtausend Dollar Dürreausgleich vom Staat verzichten.«

»Eins der wenigen anständigen Dinge, die diese Regierung für uns tut«, sagt Andrew. »Hätt nie gedacht, daß er sich mal als Kommunist entpuppt.«

Und nur, weil wir ihn nach Gatton geschickt haben, sagt er zu Dorothy. Das sind diese Uni-Typen. Kommunistische Landwirtschaft, würde Dukke Prophet das nennen. Man sieht doch, wozu es in Südafrika geführt hat. Dies ist eines der wenigen Themen, wo Andrew Dukke recht geben muß. Dukke Prophet hat ihn darauf hingewiesen, daß die verräterische Zahl 666, das Zeichen des Tiers aus der Offenbarung des Johannes, die Zahl Satans, in den Vorlesungsverzeichnissen von Gatton besonders gehäuft auftritt: in Seminarnummern, Telefonnummern, es wimmelt nur so davon. Aber Andrew braucht keine magischen Zahlen, um zu kapieren, daß an einer Landwirtschaft, die die Zeit zurückdrehen will zu den Scheiß-Aborigines, was faul sein muß.

»Die haben Junior völlig umgedreht«, geifert Andrew.

»Junior ist einfach so«, seufzt Dorothy.

»Mum«, sagt Junior bedrückt, vorwurfsvoll, resigniert. »Was machst du denn da?«

Und da haben wirs mal wieder, alles wie gehabt, sie hätte es eigentlich wissen müssen, denn sobald sie etwas in ihre Tasche gleiten läßt, ist das Jucken wie fortgeblasen. Schon verblüffend: Sie war so in Gedanken, so mit der Zukunft ihrer Kinder beschäftigt, daß sich diese Ruhe über ihre Haut breiten konnte, ohne daß sie was davon gemerkt hat. Sie fährt sich über die Unterarme: glatt wie Seide.

Sie stehen vor den Kurzwaren, ihrem Lieblingsregal.

»Was hast du da gerade eingesteckt?« fragt Junior sie leise.

»Wovon redest du eigentlich?« sagt sie, denn das Verblüffende ist ja: obwohl sie dieses elektrische Summen, dieses ungeheuer angenehme Gefühl, diesen herrlichen, erhebenden Wonneschauer registriert... weiß sie im jeweiligen Augenblick dennoch nie, was sie tut. Was es nur um so spannender macht, nämlich, wenn sie dann nach Hause kommt und sieht, was sie hat mitgehen lassen. Sie fühlt sich dann wie ein Kind am Weihnachtsmorgen, oder als hätte sie sich auf der Ekka, der Brisbane Show, eine Wundertüte gekauft. Was wird sie darin finden?

Und ebenso erstaunlich ist immer wieder, daß ihre Hand sich stets an die Regeln hält. Sie hat keine Strategie, keinen Plan, und trotzdem hat sie nie etwas mitgenommen, das sie selbst gebrauchen kann. Ein zutiefst moralisches System ist da am Werk, auch wenn ihr Verstand auf Urlaub ist. Und das ist denn doch beruhigend.

Sie glaubt, daß Junior sie versteht.

»Mum«, sagt Junior freundlich und sehr ruhig. »Leg die Fingerhüte wieder zurück und erspar mir die Fahrt nach Potch Point!«

Nun, er kennt ihre Antwort auf derlei Bitten. Auch sie versteht ihn, versteht, daß er nicht anders kann, verurteilt ihn nicht, obgleich Potch Point dadurch ziemlich an Attraktivität eingebüßt hat. Und nicht mehr ist, was es mal war.

»Junior«, sagt sie. »Ich finde, Alice sollte wieder nach Hause kommen. Ich will sie auf ein Internat schicken. Wir müssen sie wegbringen.« Sie senkt die Stimme und beugt sich ein Stückchen nach vorn. »Ist dir eigentlich aufgefallen, daß der Gestank immer schlimmer wird, trotz aller Gegenmaßnahmen? Die ganze Stadt stinkt nach Verwesung«, sagt sie.

»Alice ist sehr glücklich bei uns, Mum. Ich glaub wirklich nicht...«

»Junior«, sagt sie gehetzt, da sie sich plötzlich an Pete erinnert. »Ich muß los. Grüß Alice und Delia von mir. Und sag Alice, daß ich sie nächstes Wochenende abholen komme.«

Als sie ihren Wagen startet, fällt ihr Blick durch die Fensterscheiben des Betsaals auf Dukke Prophet. Er hat die Arme in die Höhe gerissen und ruft wieder mal Gott an. Und sie ist sich ziemlich sicher, daß Gott, den sie sich als Hochkirchler oder als Ehemaligen der Brisbane Grammar School vorstellt, ja, sie ist sich ganz sicher, daß Gott Dukke Prophet ungeheuer nervig finden muß.

Sie erhascht einen Blick auf Jess und den Fremden, nein, nicht den Fremden, sondern Major Miner. Interessant, denkt sie. Und ihr fällt wieder ein, daß keiner so recht weiß, wo die Fremden abgeblieben sind. Vielleicht sollte Andrew mal in Major Miners Hütte nachgucken.

Jetzt wird ihr genauso übel wie Alice bei der Ankunft der Fremden. Wenn noch mehr Fremde kommen und nach Leuten suchen, und damit ist zu rechnen, wie soll dann dieser Geruch je weggehn? Wo soll das alles enden? Denn an ein Zurück ist nun nicht mehr zu denken; jetzt läßt sich nichts mehr ändern. Es ist zwar entsetzlich und bedauerlich, aber in solchen Fällen muß man Prioritäten setzen, und sie beide, sie und Alice, werden keine Ruhe mehr geben, bis geeignete Vorkehrungen getroffen sind und das Fremdenproblem quasi zur letzten Ruhe gebettet ist. Vielleicht ist es ja schon geschehen. Wer weiß.

Von Pete Burnett sieht sie keine Spur. Sie ist spät dran.

Sie rast dahin wie ein wütender Zyklon.

Doch als sie Dirran-Dirran erreicht, kann sie ihn auch dort nirgends entdecken. Er ist nicht am Potch Point, wie Andrew etwas hochnäsiger den Schuppen bezeichnet, in dem sie ihre Sachen aufbewahrt. Der Schuppen liegt über Andrews erstem Schacht, der ihnen nichts als Potch einbrachte, wertlosen Opal, Opal ohne Farbenspiel. Sie haben die Mine Potch Point getauft und wieder aufgefüllt. Und den Schuppen darüber errichtet. Dorothy verstaubt die zwei Dutzend Fingerhüte fein säuberlich aufgereiht in einem der Fächer. Sie schreibt ein Etikett und datiert es. In gewisser Weise ähnelt ihre Sammlung einem sorgfältig geführten Tagebuch.

Wo ist Pete?

Wenn er kommt, wird sie ihm Sachen zeigen, die er noch nie gesehen hat. Uhren und Schmuck, Dinge, die sie damals im Internat gestohlen hat: die sie natürlich nie getragen, nie gemocht hat, weil sie nicht nach ihrem Geschmack waren. Und sie wird ihm noch gewaltigere, noch ergreifendere Dinge zeigen, Erinnerungen an außerordentlich schwierige Operationen, die sie in ihrer Brisbaner Schulzeit durchgeführt hat. Die Verkehrszeichen beispielsweise: »BAUARBEITEN, STARKES GEFÄLLE, KURVENREICHE STRECKE«. Da steht ein STOP-Schild, so groß wie sie selbst, und sie lehnt sich daran, so daß sich ihre Wange in die Wölbung des O schmiegt. Ich bin so einsam, flüstert sie, daß ich nur noch schreien möchte. Das S steht für Schreien, und sie wird...

Da kommt Petes Wagen, Gott sei Dank.

»Dachte schon, du kommst nicht mehr«, sagt sie. Er hat abgenommen in letzter Zeit. Seine etwas gräuliche Haut ist richtig schlaff geworden. Er wirkt gehetzt.

»Tut mir leid«, sagt er. Er lächelt, aber nur mit dem Mund. »Es ist nicht mehr ganz so einfach.«

»Dieser furchtbare Geruch ist dran schuld«, sagt sie mit sorgenvoller Miene. Sie berührt seine Wange. Er lächelt, fährt ihr zerstreut übers Haar.

»Soll ich die Matratze ausrollen?« fragt sie.

»Klar«, erwidert er.

Aber sie liegen nur nebeneinander, starren auf das gewellte verrostete Eisendach. Große Spinnwebhängematten baumeln staubschwer auf sie herab.

»Du begehrst mich nicht mehr«, sagt sie leise.

»Oh, Dorothy«, sagt er behutsam und nimmt ihre Hand zwischen die seinen. »Daran liegt's nicht. Daran liegt's nicht.« Er seufzt bedrückt. »Ich will überhaupt nichts mehr. Das ist das Problem. Ich bemühe mich zwar, aber mir ist alles gleichgültig.«

»Jetzt sind sie doch weg«, sagt sie. »Sind verschwunden. Wird schon wieder werden. Und der alte Fuckatoo wird sich auch irgendwann verpissen.«

»Ich kann nicht mehr schlafen«, sagt er, »aber Alpträume hab ich trotzdem.«

»Das liegt an diesen Kadavern«, erwidert sie. »An der Dürre. Wenns endlich mal regnen würde, war dieser Geruch bald weg.«

»Ich riech immer noch ihr Parfüm«, sagt er.

»Pete, sie hat es doch nicht anders gewollt.«

»Weißt du, was sie mit ihr gemacht haben?«

»Sie hat es so gewollt. Mach dir nichts vor, Pete, Susannah Rover War ein zänkisches Weib. Konnte nie Ruhe geben, denk dran, wie sie dich hingehalten hat. Vergiß sie.«

»Ich red nicht von damals«, sagt er. »Ich red nicht von diesem Tag bei Bernie. Damit kann ich ja noch leben, schließlich hab ich versucht, es zu verhindern. Hab getan, was ich konnte. Aber das mein ich nicht. Ich mein danach. Als sie sie schon zu Tode getreten hatten. Weißt du, was sie gemacht haben?«

»Pete, bitte. Wozu soll das denn gut sein?«

»Weißt du? Weißt du, was sie gemacht haben?«

»Das ändert doch auch nichts mehr!« sagt sie dumpf. Sie spürt, daß es wieder anfängt, sieht die Flecken auf ihren Handgelenken.

»Sie haben sie in einen alten Schacht in Inner Maroo gebracht«, sagt er. »Und im Schacht hatten sie ein verwildertes Schwein.«

Dorothy kratzt sich verzweifelt die Arme. »Ich glaube...« stöhnt sie. Sie spürt die Blasen in ihrer Kehle. »Ich glaub, mir wird schlecht.«

»Es ist nichts von ihr übrig geblieben«, sagt Pete. »Gar nichts. Keine Knochen, keine Kleider, nichts.« Er greift nach einem Spinnennetz und zieht es zu sich herunter. Schmiert es sich übers Gesicht. »Außer ihrem Parfüm«, sagt er. »Ihr Parfüm ist überall.«

Sonntag

Die schwarzen Fliegen sind so winzig und schnell, daß sie manchmal wie eine Kartätsche durch eine Spinnwebe schießen und sie zerreißen, und dann gibt ein Teil des Spinnennetzes nach. Schwingt und schwebt. Und seine klebrigen Fäden tasten umher wie verirrte Luftschlangen. Das gesamte durchlöchernte Netz fällt in sich zusammen wie ein in Zeitlupe kollabierender Fallschirm.

Ein andermal aber gehen die schwarzen Fliegen nichtsahnend in die Falle, vor allem wenn es frische Spinnweben sind, in denen sich noch kein roter Staub verfangen hat, oder wenn sie in gemütlichem Tempo oder in einem Abwind dahinsegeln. Sie prallen auf die nachgebenden Netze wie auf ein Trampolin, werden wieder zurückkatapultiert, allerdings nie weit oder schnell genug, um der klebrigen Umarmung zu entkommen. Und dann folgt ein kleines Luftbeben.

Mercy sitzt im Betsaal und beobachtet die Erschütterungen im Spinnwebtheater, das den Seitengang überspannt. Fünf Fliegen in diversen, von Empörung bis zu schockierter Apathie reichenden Stadien verheddern sich im weichen tödlichen Netz.

Mercys Anwesenheit ist als Zeichen gemeint. Sie will wissen, was los ist. Die Menschen um sie herum kämpfen an gegen Staub und Trägheit, gegen das klebrige Spinnennetz der Sünde. Sie klatschen in die Hände und wiegen sich zur hämmernden Musik eines kleinen asthmatischen Harmoniums. Eng gedrängt hocken sie auf den hölzernen Kirchenbänken, lassen sich mitreißen vom Text des Lieds, kippen nach rechts, verharren eine Sekunde, und dann wieder nach links, und die rutschende, gleitende Bewegung der Körper verleiht den Kirchenbänken das seltsame Aussehen von wettstreitenden Ruderachtern, aber so was Weltliches sollte Mercy gar nicht denken, *Miss Rover, Miss*

Rover, und schon starrt sie wieder auf die verbotene Glotze. Das ist Cambridge, sagt Miss Rover, bei meinem ersten Englandaufenthalt hab ich die Ruderachter gesehen, weil in einem der Teams auch ein Australier mitgerudert hat, und es ist wichtig, Mercy, dann einen Blick zurückzuwerfen, denn erst dann begreifst du, was für ein Witz die Henleyon-Todd-Regatta in Alice Springs eigentlich ist, um nur ein Beispiel zu nennen, und Mercy versucht zurückzublicken, beziehungsweise, sich auf die verbotene Mattscheibe zu denken und aus ihr herauszublicken oder sich gar nach Alice Springs zu versetzen, wo sich Sprinter als Boote verkleiden und ihr leichtfüßiges Rennen im trockenen Flußbett austragen, obgleich die Regatta - nach Auskunft Miss Rovers - auch einmal abgeblasen werden mußte, weil der Todd Wasser führte. Outer Maroo im Blick, bemüht sich Mercy krampfhaft um eine andere Perspektive, taucht ihr Paddel in den roten Staub, sie, die Steuerfrau ihrer Bank, während die Ruderer klatschend und singend die fünfzehnte Strophe des Gospelsongs absolvieren, durch die Tore des neuen Jerusalem eilen und hinauf in die oberen Register einer spirituellen Klimax.

Die Fliegen zappeln im gleichen hämmernden Takt, bearbeiten das nachgiebige Spinnwebtrampolin mit panischem Flügelschlag. Ein fairer Wettkampf ist es nie. Die Fliegen sterben, weil ihnen das Herz zerspringt, denkt Mercy. Gern würde sie sie befreien, aber sie hat eine geradezu absurde Angst vor Spinnweben.

So eilet ins Neue Jerusalem, gewaschen im Blute des Lammes...

Mr. Prophet steht auf der Kanzel und dirigiert den Gesang.

Fern des konvulsivischen Zentrums des Netzes und offenbar unbeteiligt betrachtet die Spinne das Geschehen gelassen wie ein Gentleman. Sie putzt sich, leckt sich die zarten Füßchen. Vielleicht spricht sie ein Dankgebet, ein Tischgebet, ehe sie sich ihrem Festschmaus widmet. Sie ist eine Großgrundbesitzerin,

denkt Mercy. Mindestens hundert Acres, hervorragender Brunnen, der trotz der Dürre munter sprudelt, und wer weiß wie viele Rinder und Schafe? Sie kann sich das Warten leisten. Eine Spinne, die in der Spinnenwelt R.M.-Williams-Stiefel und Akubra-Hüte trägt. Auf ihrem Besitz liegen Opalminen und aufgelassene Schächte für unvorsichtige Fliegen.

Ein Halteseil des Netzes endet am runden Zierknopf des Bankpfostens vor Mercys Nase, direkt hinter Beverly Prophet. Beverly ist erst acht, das Kind von Mr. Prophets junger zweiter Frau, und hält die linke Hand über ihre Bibel. Sie singt wie alle anderen, wiegt sich im gleichen Rhythmus wie ihre Banknachbarn, aber nebenbei schreibt sie auch noch. Die Bibel dient ihr quasi als Laptop, und mit der linken Hand schirmt sie ein Stück Papier ab, auf das sie mit der rechten Hand grüne Buchstaben kritzelt.

Beverly Prophet hat ein kindliches Görengesicht, recht hübsch, vor allem wenn sie lächelt; sie hat widerspenstiges braunes Haar, das sie zu Zöpfen geflochten trägt, die sich unterhalb der blauen Schleifen wie Korkenzieher kringeln. Sie trägt ein rosa Baumwollkleid, schwarze Lacklederschuhe mit Spängchenriemen (die ihr Vater über Katalog bestellt und in Quilpie abgeholt hat) und weiße Söckchen mit Spitzenrand. Ein Stückchen Spitze hat sich gelöst und baumelt nachlässig herunter. Hin und wieder dreht sie sich, um einen raschen Blick über die Schulter zu werfen, und dann sieht Mercy ihr gesmocktes Oberteil und das zwinkernde Pink der gestickten Satinrosenknöspchen. Aber auch interessante terrakottafarbene Staufflecken und schwärzlichrote Streifen, Überreste zerquetschter Fliegen, wie Mercy vermutet.

Beverly beendet ihre grüne Buntstiftbotschaft, faltet das Blatt fein säuberlich zusammen, wobei sie fortwährend die Zungenspitze zwischen den Lippen bewegt. Sie dreht sich weder um, noch zeigt sie Mercy ihre gesmockten Grübchen und Fältchen, sondern blickt mit seliger Konzentration auf die

Kanzel. Hinter dem Rücken aber streckt sie einen steifen Arm unter der untersten Kirchenbanksprosse hindurch und präsentiert Mercy, auf Pohöhe im bauschigen Pink des Rocks, ihre geschlossene Faust.

Mercy läßt ihr Gesangbuch fallen.

Sie beugt sich hinunter, um es aufzuheben, und nimmt dabei den Zettel an sich. »Dein Vater beobachtet uns«, flüstert sie ihr in den Nacken.

Das riesige Spinnennetz besitzt, soweit Mercy erkennen kann, fünf Haltetaue, und womöglich noch viele andere. Ob Spinnen wohl Territorialkriege austragen, ob die Netze zwischen Fenster und Gang wohl aneinanderstießen, sich kreuzten oder ineinander verhaken? Eines der Seile verschwindet zwischen den Balken unter dem silbrig verzinkten Eisendach. Im Laufe der Stadtgeschichte ist hin und wieder ein Hagelsturm auf dieses Dach niedergegangen; aber kein einziger Regenschauer, wenigstens kann Mercy sich an keinen erinnern; nur Eiskügelchen groß wie Pingpongbälle oder noch größer, die mit einem Mordsradau darauf herabprasselten. Mercy kann sich noch entsinnen, daß sie einmal zur Stunde des Abendgebets fielen, und wie sie bei diesem Weltuntergangsgetöse alle erschrocken verstummt sind und dann, in der unheimlichen Stille nach dem Sturm, Oyster auf die Kanzel trat und verkündete, der siebente Engel habe gesprochen, worauf sich Geschrei und Tumult erhob, aber Mercy will sich gar nicht daran erinnern, es ist ihr unerträglich. Nicht jetzt. Nicht jetzt, wo Mr. Prophet seinen stechenden Blick auf sie richtet, der endlose zyklische Chorgesang verklingt und die Predigt allmählich beginnt.

Als Mr. Prophet dann spricht, registriert Mercy mit gewohnter und angewiderter Faszination die kleinen weißen Flöckchen, die sich auf der Innenseite seiner Unterlippe bilden. Wie unter Zwang beobachtet sie, wie sie allmählich größer werden. Sie erinnern sie an die brackige Gezeitenlinie in den leeren

Biergläsern bei Bernie. Sie stellt sich vor, daß Jess mit einem Spüllumpen über Mr. Prophets Lippen fährt. Und wie dann die winzigen, aufgeweichten Insekten- und Fliegenleichen von der Tresenplatte unter seine Zunge gleiten. Sie versucht sich vorzustellen, wie Beverly es wohl empfindet, wenn ihr Vater in ihr Zimmer tritt, um ihr einen Gutenachtkuß zu geben. Spitzt Beverly dann schon die Lippen, stülpt sie das weiche Fleisch nach außen und hält es ihm erwartungsfroh entgegen? Oder zieht sie sich das Laken übers Gesicht und tut, als ob sie schon schliefe? Mercy grübelt. Was würde sie an Beverlys Stelle tun? Ihn widerwillig küssen wahrscheinlich. Aber an Beverlys Stelle würde sie diese Schaumlinie wohl gar nicht bemerken. »Halleluja«, dröhnt es hinter ihr. »Amen, amen. Das ist die Wahrheit, Dukke Prophet.«

»Das Wort des Herrn. Gepriesen sei sein Name.«

»Und er wird wiederkommen«, ruft Dukke Prophet, »und wird predigen allen Völkern.« Ob er dabei wohl so reden wird wie Mr. Prophet? denkt Mercy - mit leicht amerikanischem Akzent, mit diesen merkwürdigen, vermutlich südafrikanischen Vokalen, und all den anderen Lauten, die zwar breitestes Australisch sind, sich aber anhören, als ob er sich die ganze Zeit nur bemühe, australisch zu klingen. Die Spinnweben schweben, die Worte spritzen und brennen - »... die furchtbare Flamme am Tag seines Zorns, das verzehrende Feuer« -, was hat er bloß immer mit seinem Feuer? denkt Mercy, während sie die Worte wie benzingetränkte Strohbindel von der Kanzel fliegen sieht: »...eine Botschaft von der heimlichen Wohnstatt des Allerhöchsten... für die Heiligen. Dieses Feuer zerstört nicht, sondern reinigt... Denn es steht geschrieben: *Der Herr wird durchs Feuer richten.*«

Jubelnde Zustimmung entläßt sich explosionsartig von allen Seiten. Beverly preßt sich den Handrücken an den Hintern, spreizt die Finger und gibt ihr ein wellenartiges Signal. Hast du meine Nachricht gelesen, fragen ihre Finger, und sogar sie

sprechen australisch, denn sie ist auf Jimjimba geboren. Ob Beverly sich wohl fremd fühlt da draußen, denkt Mercy, und ob sie manchmal Dolmetscherin spielen muß, für ihren Vater Akzente sortieren, die Vokale der Viehtreiber, Scherer, Opalschürfer, Farmgehilfen berichtigen muß.

Mercy fährt zärtlich über Beverlys weiche Fingerkuppen, denkt an Feuer, läßt Mr. Prophets Worte an sich vorüberrauschen, denn die beiden Mädchen, die in den lärmenden Innenhöfen des Herrn aufgewachsen sind, nehmen von dem frommen Radau ebensowenig Notiz wie Leute, die an Eisenbahngleisen wohnen, von den Zügen, und normalerweise steigt Mercy, umbraust vom Toben des Predigers und der Gemeinde, hinab in Aladdin's Rush, blättert in ihren Büchern, hält Zwiesprache mit Miss Rover, oder aber sie taucht wieder an die Oberfläche, betrachtet die Insekten an den Wänden des Betsaals, die Muster der Nägel in den Bodendielen, das Spiel des Lichts, andächtig gesenkte Nackenwirbel, vergleicht die Fettigkeit von Haarschöpfen und die Art, mit der manche Menschen sich hin und her wiegen, andere zittern, sich in heiligem Gelächter am Boden wälzen oder von Schluchzern geschüttelt werden. Sie ist eine leidenschaftslose Archivarin von Ekstasen geworden, obwohl sie heute eher in Feuer-Kategorien denkt.

Sie denkt an lichterloh brennende Benzintanks, an explodierende Jeeps, an Infernos in Bergwerksschächten, an das Feuer des heiligen Geistes, das wie die Flamme eines Zippo-Feuerzeugs in sündigen Seelen flackert. Sogar Feuerszungen, Zungen aus heiligem Feuer - das ist ihr aufgefallen - bedienen sich eines vorhersagbaren Vokabulars und gewisser beschränkter Ausdrucksweisen. Mrs. Johnson beispielsweise läßt immer den Kopf in den Nacken sinken, bis er auf der Kirchenbank ruht, und macht ein trillerndes Geräusch mit der Zunge, als bemühe sie sich krampfhaft, sie nicht zu verschlucken; Mr. Murray dagegen läßt seinen Oberkörper nach

vorn schnellen, klatscht sich auf die Schenkel und brüllt *Halleluja halleluja halleluja*, aber Mercys Gedanken kreisen ums Feuer und um Brian. *Brian, Brian*, flüstert sie drängend, die beiden Jahre seit seinem Verschwinden, ja, alles bis auf die Kindheit auslöschend, und seine Augen funkeln, und er hebt die Finger, läßt sie zweimal hinter seinem Gesangbuch verschwinden, und sie spielen wieder das alte Ratespiel: Wie viele Male wird Mr. Murray während der Lobpreisung sein Halleluja plärren? Brian beißt sich in die Faust, Mercy stopft sich das Taschentuch in den Mund, beide prusten und beben vor unterdrücktem Gelächter, und sie beten um Vergebung, denn Brian will reiner werden als Licht, ein strahlender Verteidiger der Wahrheit, und auch Mercy wünscht sich das manchmal, ja meistens, nur, warum sollen Ma und Mas Bill, Jess, Miss Rover und all die anderen, die nicht zur Betstunde gehen, zur ewigen Finsternis verdammt sein, das ist doch nicht fair, bloß weil sie nicht im Blut des Lamms gewaschen sind, was sich Mercy schon seit ihrem vierten Lebensjahr ganz lebhaft und gräßlich ausmalt, und sie ist froh, daß sie es anscheinend schon hinter sich hat, sich aber Gott sei Dank nicht dran erinnert, aber vielleicht stimmt es ja auch gar nicht, vielleicht ist sie gar nicht gerettet, vielleicht ist auch sie zu ewiger Finsternis verdammt, was womöglich gar nicht so schlecht ist, wenn sie Miss Rover dort wiedertrifft und sich ihre Bücher angucken kann, obwohl Brian ganz bestimmt gereinigt ist, aber all das liegt ja schon Jahre, Jahre zurück, und Brian ist inzwischen in die Schlacht gezogen und hinauf ins Licht, während Mercy...

Während Mercy sich wahrscheinlich sämtlicher unverzeihlicher Vergehen schuldig gemacht hat und immer schon schuldig war. Sie schafft es nicht, ihre Gedanken rein zu halten. Nicht mal auf eine Spinne kann sie sich konzentrieren, denn die ist inzwischen verschwunden, und sieben Fliegen zappeln in der Falle, und wann ist denn das nun wieder passiert?

Sie ist geradezu süchtig nach Ablenkungen.

Du nimmst alles zu ernst, Mercy, sagt Miss Rover beziehungsweise hat sie immer gesagt, obgleich Miss Rover auch gerade deshalb in Mercys Nähe zu bleiben scheint, weil Mercy es nirgends aushält, ständig zwischen Zukunft und Vergangenheit hin- und herspringt, und die Gegenwart nie länger als einen Augenblick bei ihr verweilt, obwohl sie sich bemüht, ja wirklich; sie wirft Anker aus, aber sie halten nicht, will aussteigen am Bahnhof des Jetzt, zieht die Notbremse, sagt es dem Lokführer, aber immer sitzt sie in einem Schnellzug, der nirgends anhält. Geistige Unrast ist nichts Beschämendes, sagt Miss Rover. Das ist sogar ein Plus. Allen großen Künstlern und Erfindern hat ein herabfallender Hut genügt, um sich ablenken zu lassen. Das ist ein gutes Zeichen. Es heißt sogar - obwohl ich wirklich nicht mit deinem Vater konkurrieren will und mich verdammt lächerlich fühle, wenn ich mich zu derartigen Kommentaren zum zweifelhaften Konzept der Heiligkeit versteige aber es heißt sogar, daß man echte Heilige daran erkennt, daß sie sich von den geringsten Kleinigkeiten ablenken lassen. Denn in ihnen, in diesen winzigsten Details, offenbart sich Gott. In einem Sandkorn erblicken die Heiligen die Unendlichkeit.

Heilige. Das waren die Leute mit den goldenen Untertassen am Kopf in den *Großen Gemälden des Abendlands*, ausnahmslos Katholiken, von denen einige vielleicht trotzdem gerettet werden, das räumen sogar die Gotteswortler ein, oder zumindest Mercys Vater, Mr. Prophet wohl eher nicht, aber sogar Mr. Prophet muß zugeben, daß einige von ihnen gerettet werden, weil der einzelne Katholik schließlich nichts dafür kann, wenn seine Priester ihn vom Bibelstudium abhalten, und auch nicht dafür, daß der Papst wahrscheinlich der Antichrist und das Tier ist, das in der Offenbarung des Johannes beschrieben wird, aber wie auch immer, denkt Mercy, was Katholiken über Heilige und ihre abschweifenden Gedanken zu sagen haben, kann man ja kaum als verlässliche Information

betrachten.

»Wir glauben an die Heiligkeit aller Gläubigen«, entgegnet die dreizehnjährige Mercy zweifelnd und pflichtbewußt.

»Wir«, erwidert Miss Rover. »Und Mercy Given, was ist mit der?

Was glaubt Mercy Given, wenn sie sich selber Gedanken macht?«

Mercy Given glaubt, daß das Denken ein Minenfeld ist. Denken, denkt sie, ist so, als stiege man in einen aufgelassenen Schacht voller erschöpfter Adern und gefährlicher Gase, die nur darauf warten, daß man ein Streichholz hineinwirft. Und Miss Rovers geheimes Wissen ist genauso verführerisch wie die Opalstollen, die weiß Gott wohin führen, aber vielleicht nie wieder ans Tageslicht. Unerschöpflich erscheint ihr dieses Wissen und gleichzeitig erschöpfend. Sie weiß überhaupt nicht mehr, was sie glaubt.

Beverly Prophet rutscht unruhig auf der Kirchenbank hin und her, zerreißt zufällig, versehentlich das Halteseil des Netzes. Die Spinne taucht, auf die Hälfte ihrer vormaligen Größe zusammengeschrumpft, aus dem Nichts auf und sprintet an einem Faden zum Dach hinauf. Die Schaumlinie auf Mr. Prophets Lippe hat sich zu einem kleinen Wellenkamm aufgeworfen, aus dem sich winzige Gischtröpfchen lösen und in die Gemeinde fliegen. Mercy ist hellwach, fängt gelegentlich ein paar Sätze auf, sammelt Hinweise. Im Schütze ihres Gesangbuchs faltet sie Beverly Prophets Nachricht auseinander.

LIEBE MERCY, heißt es da in wackligen, grünen Großbuchstaben. SCHÖN DICH MAL WIDER ZU SEHEN HAB DICH VERMIST TUT MIR WIRKLICH LEID DAS DEIN FATER 666 IST, ICH WÜNSCH MIR NUR, WIR KONTEN NACH DER KIRCHE WIDER MAL DIE EIDECHSEN MITEINANDER FÜTTERN ABER ICH DARF NICHT MEHR BEVERLY.

»Wie Sadrach, Mesach und Abed-Nego«, schäumt Mr. Prophet weiter. Buch Daniel, hört Mercy... der Feuerofen. Der Betsaal kommt ihr vor wie ein Backofen, und die langsam rotierenden Flügel des Deckenventilators schläfern sie ein. Benommen starrt sie hinauf. In immer enger werdenden Kreisen drehen sich ihre Augen um die Achse des Ventilators. Wie betäubt fühlt sie sich, kämpft aber um Konzentration.

»Denn so *steht geschrieben*«, speichelt Mr. Prophet. »*Da entsetzte sich der König Nebukadnezar und fuhr auf und sprach zu seinen Räten: Haben wir nicht drei Männer gebunden in das Feuer werfen lassen? Sie antworteten und sprachen zum König: Ja, Herr König. Er antwortete und sprach: Sehe ich doch vier Männer frei im Feuer gehen, und sie sind unversehrt; und der vierte ist gleich als wäre er ein Sohn der Götter.*«

»Sie sind unversehrt«, brüllt Mr. Prophet. »Sie - sind - unversehrt! Halleluja!«

Amen amen amen, tobt es von allen Seiten.

»Ich sehe vier Männer«, jauchzt Mr. Prophet, und die Schaumwoge auf seiner Lippe hebt sich und bricht, »ich sehe vier Männer frei im Feuer gehen, und sie sind unversehrt.«

Amen amen.

»Brüder und Schwestern, in Zeichen spricht Gott zu uns. Wer Ohren hat zu hören, der höre. Und ich sage euch: Sie gehen frei im Feuer. *Und sie sind unversehrt!*«

Amen amen halleluja.

»Alle Geretteten«, brüllt Mr. Prophet und deutet auf die Gemeinde, »wo immer sie auch sein mögen, gehen unversehrt aus dem Feuer hervor. Die Seligen, die köstlichen Perlen, ja, sogar die Erlösten von Oysters Reef, sie haben das Feuer unversehrt durchschritten.«

Amen amen.

»Die Hundertvierundvierzigtausend«, sagt Mr. Prophet, nun

etwas ruhiger werdend, seinen Jubel und seine Raserei bezähmend, »denn dafür stehen diese vier Männer, die kostbaren lebenden Juwelen von Oysters Reef.«

Amen amen.

Mercy traut ihren Ohren nicht. Brände werden rückgängig gemacht, Minen tauchen wieder auf, Schuld verschwindet wie eine Wolke, die keinen Regen bringt.

»Und wer«, fragt Dukke Prophet, »wer war dieser vierte Mann, der einem Sohn der Götter gleicht?«

Er beugt sich ein wenig vor und flüstert: »Oyster. Oyster war auserwählt. Er hat uns eine Botschaft hinterlassen: Wer reinen Herzens ist, wird niemals sterben.«

Einige lachen, andere weinen. Wieder andere stürzen zu Boden und umklammern die Beine ihrer Nachbarn.

»Und dennoch, Innigstgeliebte, haben die Mächte der Finsternis nicht gesiegt, denn der Engel des Herrn hat am Tor jenes Infernos gestanden und ihnen den Weg gewiesen, und siehe, Stollen, von denen niemand ahnte, haben sich aufgetan und sie sicher geleitet. Schimmernd wie Perlen, funkelnd wie Opale, rein wie die weißeste Wolke nach einem Sturm, so erwarten sie uns, Oyster und alle Erlösten, alle wahrhaft Erretteten... harren dort draußen, Brüder und Schwester, wie Jesus, der in die Wüste ging, um zu beten.

Sie haben eine Botschaft für uns, und diese Botschaft lautet:

Siehe, eine Zeit großer Plagen steht euch bevor. Der Fürst der Finsternis wird seine Mächte aussenden, um euch zu versuchen. Die Mächte des Mammon und der Staatsregierung, die Mächte der Bundesregierung und des Erziehungsministeriums samt ihren Lehrern, die unsere Kinder verderben, die von Imperialismus faseln und das Andenken der Entdecker und Erforscher schmähern, all dieser braven, gottesfürchtigen Christenmenschen...

Von Imperialismus reden sie, aber als dieses Land entdeckt wurde, Brüder und Schwestern, als man dieses Land im Jahre 1770 entdeckt hat, hat man es im Namen Gottes in Besitz genommen«, wenn das auch lange vor Mr. Prophets Einbürgerung war, denkt Mercy, denn daß er nicht Australier ist, pflegte Miss Rover zu sagen, erkennt man - gleichgültig was in seinen Papieren steht, welchen Paß er inzwischen auch haben mag - an seinem bescheuerten Nationalkult, der über Jimjimba wehenden Flagge, denn wer hätte je von einem Australier gehört, der so etwas nötig gehabt hätte.

»Und im Namen Gottes«, *im Naamen Gattes*, donnert Mr. Prophet, »fordert Oyster uns auf, jenen schmähenden Mächten, die Gott höhnen und verachten...« und Mercy versucht, die weißgischenden Worte, den spritzenden Speichel, den amerikanisch-südafrikanischen Akzent, die Beschwörungen Oysters, die Oysterteile, die sich im Netz ihrer Gedanken verfangen haben, Oysters Augen, seine Hände, die Frucht der Erkenntnis, die sie hat essen müssen, die scheußliche, hefige, geschwollene, überreife, bläulichrote Frucht, *nein, ich will nicht*, und wieder, wieder beginnt sie zu schwitzen, ihr ist übel, sie schreit auf...

»Der Geist des Herrn weilt mitten unter uns«, sagt Mr. Prophet, und die Amens und Hallelujas prasseln wie ein Hagel auf sie herab.

Beverly dreht sich ein Stückchen herum, um sich zu vergewissern, daß Mercy ihre Nachricht gelesen hat, zu sehen, was los ist mit Mercy, die auf einmal totenbleich geworden ist. Alles in Ordnung? fragen ihre Lippen. »Doch woran werden wir die falschen Propheten erkennen?« fragt Beverlys Vater. »Woran sollen wir sie erkennen, wo doch sogar Satan, wie es die Schriften berichten, als Engel des Lichts aufzutreten vermag?

Laßt euch nicht irreführen von jenen, die Demut und Zerknirschung zur Schau tragen, laßt euch nicht täuschen,

Brüder und Schwestern. Denn viele hüllen sich in Schafspelze, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.«

Aus der Versammlung erhebt sich ein Knurren wie von Wölfen, denen man Maulkörbe vorgebunden hat, und Mercy spürt, wie sich ihre Arm- und Beinhärchen sträuben, ja, sich förmlich auf Zehenspitzen stellen, als warteten sie auf einen Jeep, der auf ein Haus zurollt.

»Woran werden wir diese falschen Propheten erkennen, Brüder und Schwestern?«

Sag es uns, Bruder, drängen sie ihn von allen Seiten.

»Ich will es euch verraten«, sagt Mr. Prophet. »An ihren Taten sollt ihr sie erkennen und an den geheimen Zeichen, die uns der Herr gesandt hat. Denn die 666, das Zeichen des apokalyptischen Tiers, die Zahl Satans, die 666 wird sich offenbaren... und ich bitte euch, prüft euer Gedächtnis, Brüder und Schwestern.«

Ein Murmeln, ein Summen geht durch die Reihen. Mercy kommt es vor, als hätte sie feuchte Handtücher in den Lungen. Wenn Mr. Prophet ein Wort wie *Bücher* hervorstößt, spuckt er Feuer; und wo immer ein Funke hinfällt, flackert Empörung auf. Bücher riechen nach Miss Rover. Verströmen den üblen Brandgeruch der Bibliothek ihres Vaters. Und sie fürchtet, daß auch sie nach bedruckten Seiten stinkt und nach den Stollen in Aladdin's Rush.

»Ich bitte euch«, gischtet Dukke Prophet, »bedenkt, wie Gott zu uns spricht. Denkt an die göttliche Mathematik. Überlegt euch, wie der Herr der Heerscharen von Zahlen Gebrauch macht, um uns seine Botschaften zu übermitteln und seinen Willen kundzutun.«

Mr. Prophet schließt die Augen und reißt die Arme in die Höhe. Jemand beginnt zu summen. Ein zweiter greift die Refrainmelodie auf. Einzelne Worte brechen hervor, *gereinigt im Blute*, ein kleiner Umweg, *des Lammes*, und münden im

Lied, im Singen, Waschen, Bluten, die Worte kreisen in Mercys Kopf, sechs Strophen singt Beverly, sechs Strophen zählt Mercy, und jede ist gewaschen, entringt sich keuchend dem Harmonium, und die Kirchenbänke verwandeln sich in rasende Ruderachter, schwanken nach links und nach rechts, und Mercy wird schwindlig, kotzübel, gleich muß sie sich erbrechen, bei all dem Blut, dem Brausen, dem Neuen, uuuuun...

»Noch einmal, meine Brüder, singt, Schwestern, und noch einmal...!«

...und sie schießen durch die Spinnweben der Neuen Geometrie, und jetzt gibt uns Mr. Prophet sein zahlenmystisches Fingerzeichen, drei Finger der rechten Hand, drei der linken. Sechs, sechs, sechs, signalisiert er und und wartet dann. Sechs, sechs, sechs, beginnt er erneut.

»Ich bitte euch«, flüstert er eindringlich - er hat die Augen geschlossen, die Signalfinger emporgereckt, »denkt an die Nummernschilder der Autos, die ihr kennt, ja, sogar die Schilder derer, die sich als Diener des Lichts bezeichnen.«

Mercy versucht, sich zu konzentrieren. Sie blinzelt, kneift die Augen zusammen im Bemühen, ihren rastlosen Blick auf Mr. Prophet zu fixieren. Seine Umrisse sind gezackt, verändern sich andauernd, ihr ist unwohl, vielleicht muß sie sich erbrechen, aber Mr. Prophet spricht über Autos und hat es furchtbar wichtig, und durch das Fenster kann Mercy sie stehen sehen, unter ihren dicken Staubschichten, all die Limousinen und Geländewagen und Pickups der Gotteswortler, die von ihren Rinderfarmen, Schaffarmen und Opalfeldern hereingefahren sind, 20, 50, 150 Kilometer zurückgelegt haben, etwa die Hälfte der Bevölkerung des Einzugsbereichs Outer Maroo, gläubige Seelen, die Preislieder singen und aufmerksam lauschen, während Dukke Prophet etwas von Autos predigt, und nun zählt Mercy die Wagen ab wie Schafe, zählt die in Quilpie oder Longreach erworbenen Gefährte, sie rollen an ihr vorüber, gleiten mit ihren Kennzeichen vorbei, Gott spricht in Zahlen,

ruft Mr. Prophet, und wie sollte Mercy ihm widersprechen, denn schließlich kommt jedes Auto mit einem Nummernschild an, wenn man auch nicht viel darauf gibt. Mercy sieht sie vor sich, die Menschen, die sie abmontieren, und die metallenen Schilder, Nummer für Nummer ziehen sie an ihrem müden Blick vorüber, um sie im Laden einzutauschen. Und da sind Ma und Mas Bill (nicht im Betsaal, natürlich nicht, nicht im Heiligtum des Göttlichen Worts, wo man dennoch für sie betet, in stetiger Erwartung des Tages der Erlösung reichlich für sie betet), da sind also Ma und Mas Bill, und auch Dukke Prophet, und alle stapeln sie Nummernschilder, und dann fahren sie nach Brisbane, Toowoomba, auf die Schafsmärkte in Charleville oder die Viehmärkte in Roma, und jedes Mal benutzen sie ein anderes Kennzeichen. Weil man sich damit ne Menge Ärger erspart, wie Ma meint. Wollen schließlich nicht, daß sich irgendwelche Auswärtigen einbilden, sie wüßten unsere Autonummern, oder?

Und jetzt muß ihnen Mr. Prophet etwas sehr Beunruhigendes enthüllen, und er bittet sie, ihre eigenen Schlüsse zu ziehen, er ist ganz grau vor Gram, ja, er ist zu Tode betrübt, er greift nach dem Nummernschild und hält es hoch.

Mercy kneift die Augen fest zusammen, bevor sie einen winzigen Lichtstrahl durch die Lider dringen läßt. Sie erkennt das 666 MTX und ist beeindruckt von Mr. Prophet, wie gut er doch weinen kann, wie hervorragend er den Bestürzten mimt, Mercy kann nicht umhin, sich einzugestehen, daß seine Vorstellung brillant ist, er ist so überzeugend in seinem Kummer, daß sie sich selber ganz erbärmlich fühlt, einen ganzen Ozean von Kotze in sich aufsteigen fühlt, und diesen belastenden Gegenstand, meine Brüder und Schwestern, habe er unter dem Betsaal, direkt unter diesem Gebäude, unter der Sakristei gefunden, unter jenem Raum, in dem der Pastor Stunden in Bibelstudium und Gebet zubringt, und in letzter Zeit, Brüder und Schwestern, hat Dukke Prophet, der demütige Rufer

in der Wüste, diesen Raum ja selbst... aber nicht er, o nein, Brüder und Schwestern, nicht er... nicht er hat das Schild so listig beiseite zu bringen versucht... das muß einer seiner Vorgänger... und Mr. Prophet bittet sie inständig, die Bedeutung dieser Dinge in allem Ernst zu erwägen.

Mercy spürt das abgehackte Durcheinander leiser Keucher, flehentlicher Stoßgebete, gemurmelter Bitten an den Allmächtigen um Weisung, doch wofür steht MTX, Brüder und Schwestern? Vielleicht ist Mercy ja selber die Luft, die schwankende Masse der heißen, trägen Luft in diesem Raum, in die Mr. Prophet seinen Finger stößt, in die er Löcher bohrt, auf die er einsticht, weil M für den Menschen steht, der sich selbst erhöht, anstelle der Bibel weltliche Bücher liest, sich von Gottes Weisheit ab- und der menschlichen zuwendet, den Turm von Babel hinauf- und dem eigenen Untergang entgegensteigt.

Und was bedeutet T...? haucht Mr. Prophet halb ohnmächtig und alle mit sich reißend, er schwört, daß es für den Teufel steht, der hinter der hochmütigen Fassade der Stolzen lauert, *betet für sie*, sie, die den weltlichen Büchern Glauben schenken und Gottes Wort nach eigenem Gutdünken verdrehen und verfälschen, X aber ist der wiedergekreuzigte Christus, der immer wieder ans Kreuz geschlagen wird, und kommt, seine Erlösungstat tilgend, zuletzt.

Mercy sieht, wie sich die Spinne eifrig der Restaurierung ihres Netzes widmet, das Beverly so achtlos zerrissen hat. Sie beobachtet das flinke Beinbündel, das an einem neuen Halteseil hinabgleitet und dann wie ein Pendel zwischen Fenster und Kirchenbank hin- und herschwingt und die Fäden verankert. Satz reiht sich an Satz. Mr. Prophet liest nun aus dem 13. Kapitel der Offenbarung des Johannes, *»Und ich trat an den Sand des Meers und ich sah ein Tier aus dem Meer steigen...«*

»Und das Tier... macht Feuer vom Himmel fallen, meine Brüder und Schwestern. Es... macht... Feuer...«

Wie eine schwarze Fledermaus löst sich etwas aus Mercys Gedächtnis, die rauchenden Stollen, das brennende Fleisch, ihr ist entsetzlich übel, sie kann nicht mehr, und in Gedanken spielt sie durch, was sie gleich tun wird, aufstehen, den Gang hinunterschreiten und zur Tür hinaus, und dann im Laufschrift zu den Kängurubäumen... die Versammelten taumeln ein wenig und erbleichen. Einige weinen. Mercy preßt sich den Arm auf den Magen und beugt sich vornüber.

»Und es macht«, donnert Mr. Prophet, »daß die Kleinen und Großen, die Reichen und Armen, die Freien und Knechte - allesamt sich ein Malzeichen geben an ihre rechte Hand oder an ihre Stirn: Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tiers; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundertundsechszig.«

Mr. Prophet beugt sich über die Kanzel, ganz der betrübte Vater und voller Nachsicht für seine ungeratenen Kinder, er weiß, daß sie Fragen haben: Wer ist das Tier? Und wer sind die Gesandten, die das Malzeichen des Tiers anbringen? Und wie lange dauert es noch, bis die Trompete erschallt und die Wiederkunft des Herrn... und den Tag des Gerichts verkündet?

Eins jedoch stehe fest, ruft er ihnen warnend in Erinnerung, *»So aber deine Hand dich ärgert, so haue sie ab. Es ist besser, daß du zum Leben lahm oder als Krüppel eingehst, denn daß du zwei Hände habest und werdest in das ewige Feuer geworfen...«*

Und keiner solle sich einbilden, brüllt er, daß es christliche Güte sei, wenn man zaudere und die Gottlosen schone... *So aber ein Glied am Leibe des Herrn dich ärgert, haue es ab, reiße es aus...*

Wie lange noch, o Herr, wie lange noch? ruft er beschwörend.

Und wie lange dauert es noch, bis die Übelkeit Mercy ganz überwältigt, ihr in die Kehle steigt und ihre Ankunft verkündet? Aber wenn sie sich ganz fest einbildet, in Aladdin's Rush zu sein, tut, als sei sie allein, wenn sie Miss Rover herbeizitiert,

vielleicht verschwindet sie dann wieder, nur, warum steht sie eigentlich nicht auf und geht hinaus, das heißt, gehen kann sie vielleicht nicht, gut möglich, daß sie laufen muß, warum hat sie nur Angst davor, könnte sie diesen Zustand nur willentlich beeinflussen, diese Übelkeit abschütteln, denn sie hat wirklich Angst, weiß, daß alle ihr nachschauen werden, daß eine entsetzliche Stille eintreten wird, und danach werden alle für sie beten, Amen, Schwester, und gräßlich wird ihr der Teufel als Erbrochenes aus der Kehle fahren...

Freuet euch und frohlocket, wird Mr. Prophet rufen, das Böse ist von ihr gewichen. Die Sünden der Väter suchen die Kinder heim, dieses Kind aber ist gerettet, das Böse ist ausgefahren aus seinem Leib, freuet euch und frohlocket.

Mercy taumelt, stöhnt, preßt sich die Hand vor den Mund. Sie will ihre Bosheit für sich behalten. Wie furchtbar, wenn sie für sie beten würden, wie entsetzlich, Mr. Prophets Beifall zu finden.

Vielleicht sagt er aber auch: *So aber Mercy Given dich ärgert, haue sie ab...*

Und jetzt erklärt ihnen Mr. Prophet geduldig und liebevoll das Tier, das sich hineinfrißt in den innersten Kern, sich via Satellitenschüssel in ihre Stadt hineinstiehlt, wenn auch nicht in die Häuser der Gottesfürchtigen, wo das Fernsehen Gott sei Dank noch nicht... aber sich bereits durch dieses ganze gottlos und lüstern gewordene Land schlängelt... denn das Tier, so klingt es, ist die gottlose Regierung in all ihren Erscheinungen... dem Premierminister, der bezeichnenderweise dem Papst, dem Antichristen, zu Willen ist, eben jener Premierminister, der die Geschichte verdrehen und das Land in einem gottlosen republikanischen Meer versenken will...

Mercy treibt im Meer des Gottesfürchtigen, in zehn Sekunden wird sie sich still erheben, sich brav und unauffällig an ihren Banknachbarn vorbeischieben, vielleicht wird sie auch laufen,

sie wird bis zehn zählen und dann... und die zehn Hörner des Tiers sind die Ministerien der Staatsregierung, in erster Linie das Kulturministerium... und die Lehrer, die Steuerbeamten, die Landkarten, die Straßen, die Touristenbusse, jegliche Form von Unreinheit und Gefahr, die man ihnen schickt, um sie in Versuchung zu führen, sie auszuspionieren, zu verderben, zu beschmutzen... aber das Ende ist nahe, von dem man, wie es in der Schrift heißt, zwar weder Tag noch Stunde kennt, aber viele Zeichen, viele Prophezeiungen deuten auf das Jahr, und hat Oyster sie nicht gewarnt, wenn auch Mercy sicher nicht auf das Jahr 2000 warten kann, sie steht auf, von Kopf bis Fuß in kalten Schweiß gebadet, ihre Beine fühlen sich an wie Wasser, sie muß sich zwingen, den Gang hinabzuschreiten, denn mit der Gewalt eines frischgebohrten artesischen Brunnens, dringend und unwiderstehlich, steigt es ihr nun in die Kehle. Mr. Prophet streckt seinen feurigen Finger aus, aber Mercy läuft die Stufen hinunter, über den harten roten Kies auf die spindeldürren Känguruhbäume zu, wo ihr jedes einzelne von Mr. Prophets Worten in einem dicken grauen Schwall entfährt.

Und jetzt geschieht etwas ganz Merkwürdiges, das Licht verändert sich. Im Augenwinkel sieht sie die bleigraue Sonnenscheibe, die zu schrumpfen und dann wieder zu wachsen scheint, aber ihr Rand reißt sich los, und die Mitte versinkt im Dunkel, wie bei einer totalen Sonnenfinsternis. Auch von Dukke Prophets Stimme lösen sich Teile ab, schwarzer Ruß steigt auf... die Sonne verdunkelt sich... der Mond ist blutrot... Gericht Gericht wird gehalten.

Wie kalt ihr auf einmal ist, jetzt, wo sie die Känguruhbäume umklammert, nein, nicht kalt, eher glühendheiß, vielleicht sogar beides. Sie scheint zwischen Kalt und Heiß hin- und herzureisen, als seien es unterschiedliche und weit voneinander entfernte Länder. Sie bewegt sich in rasendem Tempo, viel zu schnell für das Gefährt ihres Körpers. Ihr Körperauto vibriert. Seine Räder scheinen falsch ausgerichtet zu sein. Die Bremsen

haben versagt. Jemand *muß* es abgespritzt haben, alles ist feucht.

Mercy preßt die klamme Stirn an den Stamm und starrt benommen auf die labyrinthischen Kaninchenfährten zu ihren Füßen. Der schlimmste Feind unseres Landes, behauptet Miss Rover, und trotz der eigens eingeschleppten Myxomatose, trotz der behördlichen Tötungsbefehle nagen Millionen von ihnen weiter, werden resistent, buddeln sich ein, durchlöchern den Busch. Eines Tages, sagt Ma Beresford, wird das ganze Land einstürzen. Die Kaninchenspuren laufen zusammen und verschwinden. Es ist spät, schreit Dukke Prophet, spät, der Tag der Entscheidung ist nahe, und Mercy sieht ein Kaninchen auftauchen und mit bebender Nase lauschen.

Das Kaninchen zittert im Sonnenlicht, es verströmt Furcht, eine Art Dunst, in den Mercy eintaucht, und ein merkwürdiger neuer Zustand, eine herrliche wogende Ruhe breiten sich über sie wie ein vom Himmel herabsinkender Seidenumhang.

Jemine, jemine, sagt das Kaninchen, du wirst mir doch nicht in Ohnmacht fallen, und Mercy ist kein bißchen erstaunt, denn am jüngsten Tag geschehen große Zeichen und Wunder, und außerdem - so Miss Rover - besteht das Geheimnis der subversivsten Bücher gerade darin, daß der Autor nicht mal mit einem Wimpernzucken zu erkennen gibt, daß irgend etwas Ungewöhnliches vonstatten geht. Denk dran, Mercy. Das ist auch das Geheimnis von Bauernfängern wie Oyster. Das ist das Beängstigende an ihnen.

Jemine, jemine, sagt das Kaninchen, wir kommen bestimmt zu spät, wir verpassen das Ende der Welt.

Mercy klammert sich an den Stamm des Gidgeebaums. Irgend jemand ruft ihren Namen.

Verschwommen nimmt sie Jess zu ihrer Linken wahr. Auf der schattigen Veranda fuchtelte sie mit den Armen, Mercy hört ihre Stimme... »ausgetrocknet... Sonnenstich... kippt uns noch um, wenn wir nicht...« und das Trappeln ihrer Füße.

Von rechts kommt Beverly Prophet gerannt. »Mercy, Mercy, Daddy sagt, wir bringen dich nach Hause...«

Doch Mercy starrt wie hypnotisiert auf die Paisley-Wirbel der Spuren im Staub. Die leuchtenden Augen des Kaninchens haben sie in Bann geschlagen. Hilf mir, fleht sie es an. In schwindelndem Fall stürzt sie auf es zu. Und das Kaninchenloch wird größer und größer.

Miss Rover, ruft sie, kommen Sie, schnell!

Und im Nu, liest Miss Rover, war Mercy dem Kaninchen nachgesaust, ohne auch nur von fern daran zu denken, wie in aller Welt sie wohl wieder herauskäme.

Zweites Buch

Oysters Reef

Sicherlich steht eine Offenbarung bevor; Sicherlich steht der Jüngste Tag bevor...

Welche wüste Bestie, deren Stunde nun gekommen ist,
Latscht gegen Bethlehem in ihre Geburt

W. B. Yeats, Der Jüngste Tag

1

Oyster

Vor allem eins können wir uns nicht verzeihen: daß man uns verführt hat.

Alle sind wir auf Oyster hereingefallen - wenigstens zu Beginn das ist das Unfaßbare, mit dem wir uns nicht abfinden können. Das wir uns nicht verzeihen. Nein. Das stimmt nicht ganz. Weil uns unsere Leichtgläubigkeit peinlich ist, weil sie uns sogar erschreckt, aus instinktivem Selbstschutz, weil wir verschlagen, hinterhältig, verzweifelt sind wie jedermann, haben wir uns viele Entlastungsgründe zurechtgelegt, nur Oyster können wir nicht verzeihen. Träume suchen uns heim, in denen wir im nachhinein all die Zeichen und Vorboten erkennen, all die frühen Warnsignale, über die wir uns damals munter hinwegsetzten. Wir wollten uns verführen lassen, und genau das können wir ihm nicht verzeihen.

Als Oyster vor etwas mehr als vier Jahren in die Stadt gehumpelt kam - es war ein paar Tage vor Weihnachten um 2 Uhr 23 nachmittags, ein vielleicht triviales Detail, das sich mir indes eingeprägt hat, weil ich wie üblich hinter dem Pubtresen stand und, als der Fremde mit dem Bündel und dem Gewehr auf dem Rücken am Fenster vorbeihinkte, auf die Uhr sah, als könne die mir einen Anhaltspunkt liefern - aber es war immer noch die Zeit jener trägen sengendheißen Nachmittagsstunden, die jegliche Bewegung verbieten. Im Pub herrschte Lethargie, schläfrige Farmarbeiter, Scherhelfer und Opalschürfer lungerten herum (Major Miner beispielsweise, und auch der kleine Donny Becker, daran erinnere ich mich noch genau). Sie hatten gerade zu Mittag gegessen und hockten dösend über ihren Bieren. Es war die Stunde der Apathie, die Stunde der Trugbilder, und einen Moment lang bildete ich mir ein, einer optischen Täuschung zu erliegen.

Und dann spürte man den Schock. Wie war es möglich, daß ein Unbekannter hier aufkreuzte, plötzlich vor dem Verandageländer stand, und das ohne jede Vorwarnung? Kein näherkommendes Motorengeräusch, keine Staubwolke, kein beim Einkaufen in Quilpie oder Charleville aufgeschnapptes Gerücht, daß sich ein Fremder in der Gegend herumtreibe, hatte ihn angekündigt. Schlimmer noch und besonders irritierend aber war, daß er aus westlicher Richtung kam, aus dem glühenden Herzen des Landes, und nicht aus Quilpie oder Eromanga. Nun gibt es zwar eine Art Piste, eine Art Wagenspur, nach Birdsville, und auch eine nach Innamincka; allerdings werden sie nur selten und nur von Allradfahrzeugen befahren, und dieser Besucher war zu Fuß unterwegs.

Das Gewehr rutschte ihm von der Schulter, er schnappte danach, es klapperte ein wenig, und plötzlich regte sich etwas Animalisches in uns, jener Argwohn, jenes Unbehagen, die ein Fremder ebenso zwangsläufig hervorruft, wie sich ein angerissenes Streichholz entzündet. Alle traten auf die Veranda hinaus, die ganze mißtrauische Mannschaft, und der Fremde hielt inne und sah uns an.

Er war wie eine Erscheinung, irgendwie körperlos. Wie eine Luftspiegelung.

Wir trauten wohl unseren Augen nicht recht.

Er war sehr schön, von der sinnverwirrenden Schönheit jener Menschen, die im androgynen Grenzbereich zu schweben scheinen.

Seine Kleider waren weit und weiß - schienen aus Segeltuch zu bestehen, zumindest die weite Hose und offenbar auch die weißen Leinestiefel, wenn auch das Hemd aus einem weicheren und feineren Material gearbeitet war. Und dann sahen wir das Blut, das sich scheußlich von der weißen Hose abhob, sich in einem breiten, geronnenen Streifen dunkel und immer noch feucht über sein Bein zog. Gebannt starrten wir ihn an.

Er wankte ein wenig, als sei er einer Ohnmacht nahe, und das Gewicht von Bündel und Gewehr riß ihn fast um, doch dann griff er nach dem Verandageländer, fand wieder Halt und lächelte. Als er zu sprechen begann, tat er es mit sehr leiser Stimme, und wir mußten uns zu ihm hinbeugen, um ihn zu verstehen, so daß da von Anfang an eine Vertrautheit bestand oder zu bestehen schien und wir den Eindruck gewannen, daß er uns in bedeutende und geheimnisvolle Dinge einweihen wolle.

Was uns natürlich gefiel.

Er ist einer von uns, dachten wir und entspannten uns ein wenig, denn niemand lebt an einem Ort wie Outer Maroo, wenn er nichts zu verbergen hat (gewisse biographische Details, die er verdrängt, vor denen er flieht), und diese unterdrückten Dinge sind so zahlreich, daß sie die Wüste ziemlich beleben: Sie seufzen und grinsen, flüstern und spreizen sich, bevölkern den Schlaf mit einer Unzahl von Zeugen, erscheinen, verschwinden, tauchen wieder auf, und zwar derart, daß sich der Flüchtende - auch nach seiner Ankunft im Niemandsland und obwohl er sich oft mit dem spurlosen Abgang von der Landkarte seines Lebens gebrüstet hat - niemals ganz sicher fühlt. Nirgends ist es ihm abgeschieden genug. Nachts hört er das leise Herangleiten der Vergangenheit: all der Menschen, die ihn, wenn auch nur einen Moment lang, auf der Flucht beobachtet haben, denen er aufgefallen ist, die womöglich anderen von ihm erzählt, die einen Zeitungsartikel gelesen, ihn nachdenklich und stirnrunzelnd betrachtet haben; all die Menschen, die etwas wissen, wissen *könnten* und wiederum Botschaften aussenden (ein Wort, eine hochgezogene Augenbraue, einen Zeitungsausschnitt), und im Traum sieht dann eine Frau wie ich, sieht ein Mann wie Major Miner, wie diese Botschaften, Tropfen für Tropfen, ins Grundwasser sickern, aus Gedächtnissen und geschlossenen Datenspeichern vom anderen Ende des Jahrzehnts, des Landes, der Welt in große unterirdische Wasserspeicher rinnen, in denen sich alles Wasser

und alle Erinnerung vereinigt und zusammenfließt. Menschen mit solcher Vergangenheit hören das leise verräterische Plätschern tief unter ihren Füßen, den dünnen, aber spürbaren Strom, der das große artesische Becken vergiftet, der in der Tiefe schäumt und wühlt, sich unter Druck immer stärker erhitzt, immer ungestümer und wütender nach einem Ausbruch verlangt. Er wartet auf den richtigen Augenblick. Auf die Explosion. Wartet darauf, daß endlich der neue Brunnen gebohrt wird, die neue Leitung, die neue Öffnung, um sich in einer wüsten, theatralischen, siedenden Eruption zu entladen.

Solche Flüchtlinge rechnen ständig damit, daß die Vergeltung sie einholt.

Und das unterscheidet uns andere von den Oysters dieser Welt (das sehe ich jetzt, damals habe ich es nicht begriffen): *Sie* schlafen traumlos. Eben jetzt, in diesem Augenblick, wird mir klar, daß ich instinktiv davor zurückschrecke, den Moment von Oysters Ankunft erneut zu durchleben, die Erinnerung ist mir peinlich, vor allem dieser ungeheure Eindruck, den er auf uns machte (auch auf mich, ich kann es ruhig zugeben), diese undefinierbare, aber kalkulierte Ausstrahlung, die uns in Bann schlug und die ich ihm nie verzeihen werde - wenn ihnen das auch gleichgültig ist, den Oysters dieser Welt, und Vorwurf oder Tadel sie nicht bekümmert. Nichts kann ihren Schlaf stören. Sie erwarten keine Vergeltung. Nie fällt ihnen ein, daß ihre Taten Mißbilligung verdienen könnten. Vielleicht sind sie als Kinder zu sehr geliebt und verhätschelt worden; vielleicht hat man jeden ihrer Streiche mit Beifall quittiert; vielleicht haben sie sich gegen diese vorbehaltlose Vergötterung gewehrt, nach Grenzen gesucht und keine gefunden - etwa indem sie Mäuse quälten oder Ladendiebstähle begingen, andere Kinder in Gefahr brachten, sie überredeten, sich auf die Gleise zu legen, ihnen versprachen, daß nichts passieren würde... vielleicht hat eine Mutter oder Großmutter dann nur nachsichtig und zerstreut gelächelt und gesagt: Was für ein kleiner Satansbraten! Was für

ein Flegel! Vielleicht hat ein ehrgeiziger, aber meist abwesender Vater (ein Mann mit politischem Einfluß? Ein Militär?) das grausame kleine Köpfchen gezaust und anerkennend gemeint: Ganz der Vater. Wir Männer lassen uns nichts gefallen.

Vielleicht war es aber auch genau umgekehrt. Vielleicht hat das völlige Fehlen jeglicher Anerkennung und Liebe sie derart gleichgültig gegenüber der Meinung anderer gemacht, daß sie niemals begreifen, niemals einschätzen konnten, welche Macht sie eigentlich über diese besaßen.

Ich weiß es nicht, weiß es einfach nicht.

Eins aber weiß ich, nämlich daß Menschen wie Oyster einen gigantischen Schatten werfen und daß das Spiel dieses Schattens auf der Wand der Welt sie bezaubert. Sie brauchen ein Publikum, das das unruhige Drama ihres Lebens verfolgt. Und zwar als unbedingtes Muß. Denn was wäre ein Schatten, wenn keiner ihn sähe? Aber sie finden es auch immer, die Oysters dieser Welt, weil sie zutiefst davon überzeugt sind, daß sie die breite Masse gewöhnlicher Menschen und Gesetze weit überragen. Das ist geradezu ein Glaubensartikel. Sie stellen die Regeln auf, die andere zu befolgen haben, während sie davon ausgenommen bleiben. Sie wissen um ihren Auserwähltenstatus, und die ruhige Gewißheit dieser Überzeugung erfüllt sie mit einem strahlenden Licht. Das die Motten anzieht.

Später sagten wir uns dann (das heißt, jeder für sich und im stillen; wir haben die Sache in den letzten Jahren nur selten öffentlich diskutiert, vor allem im letzten Jahr nicht mehr, als das Reef schon verschwunden war; seit damals ist dieses Thema natürlich völlig tabu), wir sagten uns also, daß wir es sofort und instinktiv registriert hätten, Oyster stank irgendwie, und zwar nach etwas, das wir nur allzu gut kannten, wenn wir auch nicht errieten, wie frisch dieser Blutgeruch eigentlich war. Und wir sahen es ihm nach, verziehen ihm diesen Gestank, weil wir ihn selbst nicht loswerden konnten; weil wir uns einbildeten, das mache ihn zu einem von uns; weil wir, um es ganz unverblümt

anzudrücken, glaubten, daß er so keine Bedrohung für uns darstelle.

Und genau das hat uns wohl so empfänglich für ihn gemacht.

Aber hinterher ist man immer klüger.

Und vielleicht - denke ich mir manchmal - hätte es auch anders kommen können. (Etliche Leute sind oder waren überzeugt, daß es bis zum Ausbruch des Feuers, das immer noch vor meinen Augen wütet, tatsächlich anders gewesen ist.) Vielleicht hätte es also ein anderes Ende nehmen können. (Und das hat es auch, behaupten manche; während andere - oh, ich weiß, daß es draußen auf den Farmen, außer Reichweite des Feuers, noch andere geben muß - darauf beharren, daß dies noch gar nicht das Ende gewesen ist, daß es uns vielmehr noch bevorsteht.) Aber sogar wer glaubt, daß irgendeine Art von Ende stattgefunden hat, muß sich fragen, ob es sich nicht auch anders hätte gestalten können. Vielleicht hätte Oyster ja so bleiben können, wie er uns zu Anfang erschien, vielleicht hat erst der hiesige Menschenschlag, haben erst die hiesigen Umstände ihn zu dem gemacht, was er dann wurde.

Ich weiß es nicht. Weiß es nicht.

Eins allerdings weiß ich: Er brach über uns herein wie der Regen über den Busch. Er war die Erscheinung, das Wunder, auf das wir gewartet hatten. Er veränderte das Klima. Alle fühlten sich beschwingt, alle fühlten sich zu ihm hingezogen.

Fast alle.

Fast von Anfang an gab es auch ein paar Verweigerer: meine eigene stachlige Wenigkeit, obwohl die vielleicht gar nicht zählt, weil ich ja vor jedem auf der Hut bin; und dann noch Charles Given; und natürlich Susannah Rover, die aber erst später kam und bald wieder verschwand. Bei Susannahs Ankunft war Oyster bereits ein Jahr in Outer Maroo und, wie ich mich erinnere, sofort hinter ihr her. Er war hingerissen, war ganz vernarrt in sie. Allerdings vergeblich. Sie erwies sich als immun,

genau wie Charles Given, wenn die beiden auch sonst weiß Gott nichts gemeinsam hatten, nichts außer der sturen Weigerung, ihre empfindliche und irritierende Integrität zu kompromittieren oder im eigenen Interesse die Klappe zu halten. Dennoch. Das Licht, das ihre Weigerung auf das Verhalten der anderen warf, hat man ihnen nicht verzeihen.

Was einen nicht überraschen sollte. Vielleicht waren ja *die* dran schuld, begann man zu munkeln. Die, die beiden, waren doch die Unruhestifter. Die waren die Aufrührer. Eine Theorie, die den Leuten mit der Zeit immer plausibler erschien. Den ganzen Argwohn verbreiteten doch nur die beiden. Gaben Oyster einfach keine Chance. Streuten Lügen aus.

Deswegen lief die Sache aus dem Ruder.

Deswegen hat Oyster sich verändert - denn daß er das hat, darüber sind sich alle einig. Er wurde verrückt. Wurde verrückt gemacht denn, meinen manche, erst die Böswilligkeit der anderen brachte dies zustande.

Und deswegen mußten dann Löhne eingefordert und ausgezahlt werden.

Wenn man es ganz genau nehmen will, muß man einräumen, daß auch Mercy Given zu den ersten Verweigerern zählte: allerdings war sie bei Oysters Ankunft erst zwölf Jahre alt, und Kinder sind da ja sowieso im Vorteil. Sie haben noch diesen heftigen, atavistischen Instinkt, der ihnen unfehlbar sagt, wem sie trauen dürfen und wem nicht. Ältere Menschen verlieren das. Sie haben sich schon zu lange verstellt, zu viele Masken getragen.

Apropos Masken...

Wie sich herausstellte, besaß Oyster einen ganzen Schrank davon.

Vor dem Pub um 2 Uhr 23 an jenem bewußten Dezembernachmittag kurz vor Weihnachten war er jungenhaft, attraktiv, charmant. Einer jener alterslos jungalten, altjungen

Männer mit ergrauendem, in die Stirn hängendem Lockenschopf. Seine Augen waren von durchdringendem Blau, wenn auch nicht durchdringend im üblichen Sinne, denn dieses Blau war seltsam, blaß, verwaschen, war ein weißliches, nach Lila hinüberspielendes Blau, ähnlich der Farbe von Jacarandablüten kurz vor dem Verwelken, kurz ehe sie sich der Hitze ergeben und sich über die Brisbaner Rasenflächen verteilen, und gerade diese merkwürdige, fast milchige Blässe machte sie so verwirrend. Sah er einen unverwandt und aufmerksam an, so wußte man, daß man auserwählt, ja auserkoren worden war. Auch wenn man sich darüber lustig machte, weil einem die eigene Reaktion peinlich war, hatte man das Gefühl, und zwar ganz körperlich, daß sich innerlich etwas anspannte, sich die Nervenenden auf eine bedeutsame Veränderung einstellen.

Ich erinnere mich, einmal gelesen zu haben, daß man, will man Menschen beeinflussen, gewinnen oder verführen, den Augenkontakt nur wenige Sekunden über die gesellschaftlich akzeptierte Zeitspanne hinaus verlängern muß; das Gegenüber kann sich der Schmeichelei schlechterdings nicht entziehen. Vielleicht bestand Oysters Macht ja tatsächlich in etwas so Simplem; in der Unheimlichkeit dieser klaren, blauen, opalisierenden Augen; oder in der geballten, sprühenden Energie, die von ihm ausging, obwohl er wegen der Schmerzen und des erlittenen Sonnenstichs einer Ohnmacht nahe war.

Jedenfalls dachten alle: Das ist ein Mann so um die fünfundfünfzig, vorzeitig ergraut zwar, aber bemerkenswert kräftig, der kaum älter als vierzig wirkt; obwohl er, sofern die jüngsten (Nicks) Informationen verläßlich sind, sogar sechzig gewesen sein könnte - wobei man Oyster betreffende Informationen immer nur als vorläufige ansehen kann. Vielleicht besaß Oyster, weil in seinem innersten Innern Leere herrschte (so eine meiner Theorien), die ungeheure Geschmeidigkeit, sich jedermanns Träumen anzuverwandeln,

jedes gewünschte Alter anzunehmen.

Ich glaube, der junge Donny Becker hat als erster gesprochen, und er stellte eine durchaus naheliegende Frage. »Wie ist denn das passiert?« - denn der Fremde hinkte und hatte diese gräßliche, klebrige, blutige Sauerei am Bein. Als sei ihm der rechte Fuß in eine Mangel geraten, als sei ihm ein Jeep darüber gefahren. Der düstre Fleck, das tiefe, schwärzliche, fast pflaumenfarbige Rot auf dem weißen Hosenbein, den weißen Stiefeln wirkte ziemlich schockierend.

Sekundenlang ließ Oyster die blassen Augen auf Donny ruhen, worauf aus irgendeinem Grund auch alle anderen den Jungen anstarrten, als hinge von der gestellten Frage und der noch ausstehenden Antwort nun alles ab. Donny schluckte. Er war damals erst sechzehn, und derart im Mittelpunkt zu stehen, aller Augen auf sich gerichtet zu sehen, stürzte ihn in tiefste Verlegenheit. Eine fleckige Röte breitete sich über seine linke Halsseite aus und stieg ihm ins Gesicht. Er hob die linke Hand an die Wange. Als er sie wieder fallen ließ, sah ich den weißen Abdruck seiner Finger auf der geröteten Haut.

»Wer sind Sie eigentlich?« fragte ein anderer, und dieser Einwurf gab Donny Auftrieb. Als wolle er mit einemmal nicht mehr auf Oysters intensiven Blick verzichten, sprudelte er hervor: »Sind Sie unter Ihren eigenen Jeep geraten? Oder mit nem Känguruh zusammengestoßen? Was ist passiert? Und wie sind Sie hierher gekommen?« - denn niemand konnte auch nur die Spur eines fremden Wagens entdecken, niemand hatte ein ungewohntes Geräusch gehört, und die Leute im Outback erinnern sich an Motorengeräusche wie Städter an Gesichter.

Oyster erwiderte etwas, allerdings ganz leise, als spräche er nur zu Donny. Vielleicht bewegte er auch nur die Lippen. Was immer er aber auch sagte oder nicht sagte, niemand verstand ihn, und alle beugten sich noch ein Stückchen weiter nach vorn. Es gab ein Gescharre, ein Näherrücken, ein Gsumm aus *Wie? Wie war das? Was haben Sie gesagt? Was hat er...? Wir haben*

das nicht...

Ich beobachtete Donny und sah, wie er die Augen aufriß, als sprengte diese nur für ihn bestimmte Antwort alle seine Erwartungen.

Dann ließ sich Bernie vernehmen. »Wer sind Sie?« fragte er grob, autoritär, ein wenig gereizt. »Woher kommen Sie?«

Langsam löste Oyster den Blick von Donny, und Donny preßte sich die Hände an die Wangen. Alle registrierten es, folgten dann jedoch Oysters Blick und starrten Bernie an, der die Stirn runzelte. Ich kenne Bernies rasch aufbrausendes Temperament nur allzu gut. Als Oyster Bernie so ausdauernd fixierte, wußte ich, daß etwas ganz Ungewöhnliches geschah, schon allein deshalb, weil Bernie weder fluchte noch spuckte noch den Blick abwandte. Ich war verblüfft. War fasziniert. Immer noch erwartete ich Bernies üblichen trockenen, schon etwas abgemackerten Spruch: *Wasn los, Kumpel? Noch nie nen leibhaftigen Transvestiten gesehn?* Doch als Bernie gar nichts sagte und seine Augen im wäßrigen Lila von Oysters Blick verschwammen, ergriff mich leise Erregung, obwohl ich mir derlei schon seit Jahren abgewöhnt hatte. Vielleicht kann dieser Fremde hypnotisieren, dachte ich. Vielleicht hat er Bernie hypnotisiert, so daß er weder zu Boden starren noch zur Seite blicken kann.

»Was haben Sie gesagt?« fragte Oyster. Er sprach sehr höflich, sehr ruhig, doch alle hörten es.

Worauf Bernie stotterte: »Wer...?« -, sich räusperte und erneut ansetzte. »Ich hab gesagt...?« Und wieder räusperte er sich.

»Ja.« Der Fremde nickte, als ob Bernies Artikulationsprobleme ein akzeptabler Tribut seien und als ob er seine unausgesprochene Frage verstanden habe. »Ja. Natürlich sind Sie neugierig.« Wieder nickte er. Dann winkte er uns mit beiden Händen heran, und wir alle traten noch ein Stück näher. »Ich bin Oyster«, sagte er.

Ahh..., murmelten wir unsicher.

Ein kollektiver Seufzer glitt durch das Verandageländer hinab auf die Straße, wo der Fremde noch immer ein wenig vornübergebeugt stand und zuweilen vor Schmerz zusammenzuckte. Er war blaß, Schweißperlen standen ihm im Gesicht, und niemanden hätte es überrascht, wenn er vor unseren Augen in Ohnmacht gesunken wäre. Trotzdem erstaunt es mich heute noch, daß niemand fragte: »Oyster? Wie?« wenn dies auch später, das heißt, in der kurzen Phase zwischen den Flitterwochen und dem Beginn des niemals erklärten Kriegs mit dem Reef, zum Running Gag Outer Maroos wurde, einem ewigen Hin und Her mit mehr Versionen und Wiederholungen als die Dad-und-Dave-Witze.

Klopf, klopf.

Wer da?

Oyster.

Was fürn Oyster?

Oystroenteritis, alias Perleim-Arsch.

Klopf, klopf.

Wer da? Oyster.

Oyster? Wie?

Oisdas schön, wenn mein Bohrer in ihren Opalschacht flutscht.

Klopf, klopf.

Wer da?

Oyster.

Was fürn Oyster?

Oisdas hübsch, wenn der Oyster in die eigene Grube rutscht.

Und so weiter und so fort, so ging es endlos im Pub dahin, den

ganzen Kalten Krieg hindurch, bis dann das Reef verschwunden war und alle Witze und Diskussionen jäh verstummten.

Natürlich sollte ich mich nicht jetzt, so völlig außer der Reihe, an diese Scherze erinnern, denn das verfälscht die Stimmung jenes ersten Nachmittags, eine Stimmung, die sich von Erstaunen über Besorgnis bis zur Ehrfurcht steigerte. Keine Spur von Heiterkeit lag damals in der Luft. Am Tag von Oysters Ankunft kam es nicht einem dieser Gewohnheitsraufbolde und Schläger in den Sinn zu fragen: *Was für'n Oyster?*

Keiner sagte ein Wort. Wir warteten bloß. *Gafften*, nehme ich an.

Ich wünschte, jemand hätte ein Foto von uns geschossen, so wie Oyster uns damals sah. Heutzutage erinnere ich mich daran wie an ein Drysdale-Gemälde: die terrakottafarbene Erde ringsum, das grellweiße Verandageländer, ein vertikaler Klecks, ausgezehrte, verlorene Seelen mit weit aufgerissenen Augen und Mündern, die aussehen, als hätten sie ein Gespenst erblickt.

Wir standen nur da und warteten.

Auf die Neuinszenierung der Bergpredigt, sagte Susannah Rover ein Jahr später lachend. Das war doch alles geplant, meinte sie oft und ziemlich sarkastisch. Das hat er doch alles von langer Hand vorbereitet. Um seine Bergpredigt und seine zweitklassigen Platitüden vom Stapel zu lassen, behauptete sie; aber was seine Verführungskünste angehe, da müsse sie ihm wirklich eine Eins mit Stern geben.

Sehr witzig, Susannah, sagte dann Pete Burnett.

Kapiert ihr denn nicht, daß er euch reingelegt hat? fragte sie zurück. Ein paar Tage vor Weihnachten noch dazu? Also wirklich.

Selig sind die Züchter, pflegte sie zu spotten, die auf weiten Ländereien leben und glauben, daß die Regierung ihnen an den Kragen will, denn sie sollen geschützt werden vor jeglicher staatlicher Einmischung.

Es war geradezu unheimlich, wie sie Oysters Stimme nachzuahmen verstand, die steigenden und fallenden Modulationen, die leidenschaftlichen Forti und vertraulichen Piani.

Selig, die hungern und dürsten nach einer steuerfreien Bargeldwirtschaft, sagte sie, denn ihrer ist das Reich des Opals. Und selig ihr Kleinstädte des Outback, wenn sie euch auch schmähen und verfolgen, selig seid ihr, all ihr Rinderfarmer und Raufbolde mit eurem Verfolgungswahn, denn ein weißer Ritter mit ner Knarre auf dem Rücken wird kommen, wenn der Stern von Bethlehem am Himmel erstrahlt... Doch etwa an diesem Punkt gebot Pete Burnett ihr stets mit einem langen und feuchten Kuß Einhalt. Du bist komplett irre, Süße, sagte er, allerdings ziemlich nervös und voller Angst, ein anderer als er oder ich könnte ihre Worte gehört haben. Es war keine gute Idee, sich über die Leichtgläubigkeit Outer Maroos lustig zu machen. So machte man sich hier keine Freunde.

Es braucht immer zwei, um einen Mythos zu entzaubern, Pete, sagte sie. Einen, der ihn hochjubelt, und einen, der ihn verspottet. Die Hälfte der Zeit wußte er nicht, was sie eigentlich meinte, aber er sah ihr gern beim Reden zu. Liebte den Duft der Gefahr, der sie dann umgab. Wurde richtig high davon. Ich bin die Spöttlerin, sagte sie. Und rate mal, wer der Hochjubler ist?

Sie konnte es einfach nicht lassen. Immer wieder hörte sie Berichte, ausgeschmückte und mit der Zeit immer phantastischer werdende Schilderungen von Oysters erster Erscheinung - wie *ihr* (Susannahs) ironischer Ausdruck dafür lautete. Doch witzigerweise setzte er sich durch und wurde ganz naiv und unbefangen verwendet, so daß die Leute von *diesem heißen Nachmittag, war doch ein Freitag, oder? der Tag von Oysters erster Erscheinung?* redeten, oder etwa sagten: *Bei der zweiten Erscheinung, da hat er was erzählt, das geht mir nicht mehr aus dem...* und so weiter, und es klang genauso, als hätten sie gesagt: *Damals, als Bernie die Panne hatte, wißt ihr noch?*

Fortwährend hörte Susannah diese Geschichten, und sie konnte dem Drang, sich mit ihrem unerbittlich sezierenden Verstand darüber herzumachen, nicht widerstehen.

Dickens möge mir verzeihen, meinte sie dann mit gespitzten Lippen, einer Pickwickstimme quasi, aber sie entwickeln schon eine prächtige Saugkraft, Pete, diese Austern, doch doch. Oyster hätte eine hervorragende Auster abgegeben, wärs ihm bestimmt gewesen, als Auster zur Welt zu kommen.

Swift möge mir vergeben, sagte sie, wenn ich behaupte, daß der Mann, der als erster eine Auster oder einen Oyster verspeiste, ein verwegener und leichtsinniger Bursche war.

Aber ich sollte nicht andauernd hin- und herspringen, denn dadurch wird alles schief, immer wieder verfälsche ich das Bild, bringe ein Wissen und eine Skepsis ins Spiel, die an diesem ersten Nachmittag einfach nicht vorhanden waren (wenn ich auch gern behaupten würde, ich hätte Susannahs Sicht von Anfang an geteilt, denn natürlich ist mir das alles im nachhinein peinlich; vielleicht nähere ich mich ihr ja noch an im Fortgang dieser Chronik. Natürlich würde ich mir gern einreden, daß auch Susannah, wäre sie damals dabeigewesen, Oyster erlegen wäre, wenigstens ein, zwei Tage lang. Aber wäre sie das? Nein, nein, wohl eher nicht, nicht Susannah). Wie auch immer, ich sollte versuchen, rigoroser und ehrlicher zu sein. Sollte die anfänglichen und nachträglichen Einschätzungen nicht vermischen, nur daß es mir bei Oyster gänzlich unmöglich scheint, jeweils nur eine Perspektive einzunehmen.

Und doch taten wir das alle an jenem ersten Tag. Unsere Reaktionen hatten durchaus nichts Vielschichtiges. Wir waren auf der Hut, wie immer gegenüber Fremden, wir waren ungeheuer neugierig, und wir waren verblendet. Zynismus lag uns völlig fern.

»Ich bin Oyster«, sagte er, und wir standen *bloß* da und harreten geduldig der Dinge, die da kommen sollten.

»Früher hieß ich mal anders«, sagte er. »Hatte einen ganz gewöhnlichen Namen. Doch der gehört einem anderen Leben an.«

(»Also das«, erzählte Nick mir, »war die Untertreibung des Jahrhunderts. Er hat nicht *eins*, sondern ne Unzahl anderer Leben hinter sich.«

Gott, dachte ich, wer nicht? Wer nicht in Outer Maroo?

»Und nicht eins davon war besonders erbaulich«, sagte Nick.)

Oyster lächelte entwaffnend, blickte langsam und bedächtig von einem zum anderen, als halte er nach einem bekannten Gesicht Ausschau, um dann seinen Blick sekundenlang auf jedem von uns verweilen zu lassen. Anderer Name, anderes Leben, ihr wißt schon, was ich damit meine, sagten seine Augen; und selbstverständlich wußten wir es. Die meisten von uns wußten es nur allzu gut. Als er mich ansah, wurde sein Lächeln intensiver, bekam etwas Verschwörerisches, Wissendes, er nickte unmerklich, und ein paar Sekunden lang hatte ich das unheimliche und überaus irritierende Gefühl, daß er die Bar und die Seitengasse in Roma vor sich sah, wo ich so hastig die Haut meines früheren Lebens abgestreift hatte. Es kam mir vor, als sähe er alle meine Ichs in Mehrfachbelichtung (Zigeunerkind, Klosterschülerin vom Lande, Studentin in der Großstadt, staatliche Landvermesserin, Gewaltverbrecherin, und schließlich mich selbst, die jenseits der Gleise hausende Old Silence). Für einen eigensinnigen Menschen wie mich hat es was Beschämendes, dieses Gefühl völligen Durchschautseins, dieses Gefühl von... ja, wovon eigentlich?... einer momentanen Verschmelzung, der Illusion einer momentanen Verschmelzung. Wie hat er das fertiggebracht? Wie hat er so sicher und unfehlbar jedermanns Achillesferse erspürt? Nein, so kann man das nicht sagen. Wie hat er es geschafft, uns alle glauben zu machen, er habe Zugang zu Dingen, derer wir uns schämten. Und daß ich ihm dabei in die Hände spielte, wenn auch nur zeitweilig, irritiert mich noch heute. Ich begreife es immer noch

nicht. Sein Blick war eindringlich, ruhte länger auf mir, als mir angenehm war, und als er dann noch einmal nickte und sich dem nächsten zuwandte, ertappte ich mich dabei, daß ich mir wie Donny die gerötete Wange hielt.

Als Oyster seine Musterung der Verandatruppe beendet hatte wir waren wohl an die fünfzehn, und es sah aus, als habe er sich jedes einzelne Gesicht eingepägt -, wischte er sich mit dem Unterarm über die Stirn und begann, seinen verletzten rechten Fuß Richtung Treppe zu schleifen. Er zog eine Grimasse und schwankte erneut, und sofort streckten sich ihm hilfreiche Hände entgegen. Wir sahen die Blutspuren im Staub. Stufe für Stufe mußte er sich hochhieven, während er mit beiden Händen die Balustrade umklammerte, wenn das Wort angesichts des grob zurechtgesägten Holzklotzes vielleicht auch ein wenig lächerlich klingt. Wie vorauszusehen (ja vielleicht sogar beabsichtigt?) war, kam dann der Moment, wo er heftig aufstöhnte und die Hand in die Höhe riß, als habe er sich verbrüht. Wir alle sahen den dicken Splitter, lang wie eine Keulenbaumnadel, und den Blutstropfen, der wie ein Edelstein auf seinem Handteller ruhte. Er starrte auf das Blut und erbleichte, obwohl es mit der geronnenen Masse auf seinem Knöchel kaum zu vergleichen war. Verwirrt sah er sich um, bis sein Blick an mir haften blieb, und wie ein Kind streckte er mir die Hand entgegen.

Ich erinnere mich nur noch an das starke Gefühl innerer Zerrissenheit, eine extreme und diesem Moment völlig unangemessene Empfindung, denn immer noch stand ich unter dem Bann seiner Schönheit, seiner Unwahrscheinlichkeit und, ja... seiner *Theatralik*, aber ich hasse es, wenn man mir Befehle gibt, ob stumme oder andere. Ich mag es heute nicht, mochte es damals nicht, hab es nie gemocht. Habe diesen heftigen, hochallergischen, zigeunerhaften Widerstand gegen die leiseste Andeutung von Zwang. Dennoch wäre es sinnlos und unhöflich gewesen, nicht zu reagieren. Ich erinnere mich sogar, daß ich

genau diesen Gedanken dachte. Oyster taumelte ein wenig, sein Bündel und das Gewehr entglitten ihm, und das gab dann wohl den Ausschlag, denn ich reagiere ebenso instinktiv wie unglücklich auf Verletzlichkeit; obwohl ich, wenn ich an diesen Moment zurückdenke und ihn mir ganz genau vor Augen halte (mit einem benommenen Gefühl von Erleichterung und Zufriedenheit), feststelle, daß meine erste Reaktion doch nicht völlig frei von Zynismus war. Ich weiß noch, daß ich das Gefühl hatte, manipuliert zu werden, daß ich irritiert war, es aber gleichzeitig ungehobelt und lächerlich von mir fand, mich über einen Mann aufzuregen, der doch eindeutig erschöpft und verletzt war (den Fuß, meine ich damit, nicht den Splitter), und ich schämte mich vor mir selbst.

Ich trat nach vorn, nahm seine Hand und zog ihm mit einer geschickten, schmerzlosen Bewegung den Splitter heraus. Es bildete sich ein Blutstropfen, etwa so groß wie ein Rubin, und plötzlich hatte ich seine Hand im Mund, saugte daran, kauterisierte ihm die Wunde mit der Zunge. Ich erinnere mich nicht, das beabsichtigt oder gewollt zu haben. Ja, im Grunde glaube ich eher, daß *er* mir die Hand vor die Lippen stieß (aber vielleicht ist das wieder mal meine retrospektive Unehrllichkeit). »Danke«, sagte er. Und dann führte er unsere verschlungenen Hände an seine Lippen. Er küßte mir nicht die Hand, obgleich sein Gruß bei allen anderen diesen Eindruck erzeugen mußte: einer flüchtigen Geste der Ritterlichkeit nämlich, einer Förmlichkeit (wenn auch nicht von der in Buschkneipen üblichen Sorte, wie ich wohl nicht eigens betonen muß). Doch nein, er hat meine Hand nicht geküßt.

Er schob meine Fingerspitzen zwischen seine Lippen und leckte sie, während er mir in die Augen blickte. Ich weiß genau, was du willst, sagte seine Zunge lässig arrogant.

Doch, doch, ich war erregt, und es war eine primitive, rein animalische Empfindung.

Die ich ihm nicht verzeihe.

Und ich glaube (nein, bin mir gewiß, mir praktisch, ja, fast absolut sicher), schon damals habe ich ihm das übelgenommen. In seinem Blick lag eine Herausforderung, meiner dagegen (das weiß ich genau) verriet nichts.

Dann legte er meine Hand wieder an meine Seite und geleitete sie auf eine exotisch anmutende, förmliche und kavaliermäßige Art auf ihrer Reise, während er seine nun wieder milchig ausdruckslosen Augen noch immer auf die meinen gerichtet hielt.

Du hast eine fiebrige Phantasie, sagten seine Augen höflich und mit nur zart angedeuteter Feindseligkeit. (Habe ich die schon damals gespürt, oder erlebe ich sie erst jetzt, im nachhinein? War dieses Bedrohliche tatsächlich vorhanden oder füge ich es nun, nachdem ich weiß, was ich weiß oder zu wissen meine, hinzu?)

Falls du glaubst, es sei etwas Ungewöhnliches geschehen, schienen seine Augen zu sagen, so bildest du dir das nur ein.

Er ließ meine Hand los und schleppte sich ein Stückchen weiter über die Veranda. Er stellte sein Bündel ab, behielt aber das Gewehr auf dem Rücken.

Das Gewehr. Wir alle haben ein Gewehr im Auto. Das hat jeder hier, jeder, der westlich der Küstenstädte lebt, alles andere wäre unmenschlich. Wie Vierradantrieb, Ersatzreifen, Ersatzteile, Extratank gehört es zum unentbehrlichen Zubehör. Keiner von uns will ein Känguruh, einen Emu oder ein Prachtexemplar von Simmenthaler in einer Blutlache am Straßenrand liegen lassen. Zunächst einmal möchte natürlich keiner (nun ja, fast keiner, leider gibt es auch sadistische Rohlinge) so eine Kreatur anfahren, da die Schäden für beide Seiten oft beträchtlich sind, und dennoch kommen solche Zusammenstöße bei hohen Geschwindigkeiten nicht selten vor, so daß ein Gewehr hinter dem Fahrersitz ein schlichter Akt der Barmherzigkeit ist. Wir lassen die Tiere nicht liegen und

langsam verrecken. Folglich hatte Oysters Gewehr nichts weiter zu besagen; das fehlende Fahrzeug dagegen, das war etwas anderes. Es verleitete uns zu dem Fehler, seine Ankunft als etwas Wundersames zu betrachten. Ihm sein Gerede unhinterfragt durchgehen zu lassen.

Oysters Gewehr schlug klappernd gegen den Verandapfosten, er zog es wieder über die Schulter, lehnte sich ans Geländer, und zögernd versammelten wir uns um ihn.

»Die schwärzesten Wogen sind über mir zusammengeschlagen«, meinte er beiläufigernst, so wie ein anderer sagen würde: Ganz schöne Scheiße, diese Hitze, was? »Wie auch über vielen von euch.«

Ein langes Schweigen trat ein, wir gerieten ins Grübeln, fragten uns, was ihn bewog, auf einer Pubveranda Derartiges von sich zu geben, anstatt schlicht zu sagen: *Hab bis zum Hals in der Scheiße gesteckt, Leute*, und wir wunderten uns, wie er es schaffte, dabei so selbstverständlich zu klingen.

Zu seinem unvermuteten Auftauchen paßte es allerdings.

Auf der anderen Straßenseite begannen nun die Jeeps und Pickups zur nachmittäglichen Betstunde einzutreffen. Da kommen die Holy Rollers, murmelte einer, doch Oyster runzelte die Stirn, und da man aus irgendeinem Grund seine Billigung suchte, blieb das übliche Gefrotzel und Gewitzel aus, wobei sich die Gottesfürchtigen und Gottlosen in den Kleinstädten des Outback allerdings sowieso eher herzlich zugetan sind. Sie scheren ihre Schafe zur gleichen Zeit, treiben ihr Vieh auf die gleiche Weise zusammen, und darauf kommt es letztlich an. Sie sind abhängig voneinander wie Tag und Nacht. Brauchen einander. »Wir sind die Saat, die der blutigen Ernte entgegenreift«, pflegt Mas Bill im Namen der Gottlosen zu sagen. »Aber für wen zum Teufel sollten sie auch beten? Wenn wir plötzlich alle gerettet würden, könnten sie gleich einpacken mit ihrem Betsaal.«

Und eins darf man nicht vergessen: Fromme wie Gottlose hegen das gleiche Mißtrauen gegen die Regierung, die Küstenstädte, die Zeitungen, die Sprechfunkschule, das Erziehungsministerium, das Böse und Andere, die Welt, das Fleisch, den Teufel, all die Leute da draußen, die nicht in dem kleinen Schmelztiegel des pastoralen Wir aufgehen. All das schweißt die beiden Lager zusammen.

Auf der anderen Straßenseite traf jetzt die Familie Given in ihrem zerbeulten Holden-Transporter ein. Bernie hob grüßend die Hand, und Pastor Given erwiderte seinen Gruß. Brian und Mercy kletterten aus der Hintertür. Mercy muß damals etwa zwölf gewesen sein, aber sie war klein für ihr Alter, und man hätte sie auch für neun oder zehn halten können. Sie war eins jener Kinder, die man sofort mag, so wie man auch Kätzchen, Welpen, Fohlen, Lämmern oder neugeborenen Kälbern zugetan ist.

»Guck dir doch mal dieses Äffchen an!« meinte Mas Bill zärtlich. »Die wird sich einer schnappen, noch eh sie achtzehn ist, was, Donny?« - und Donny wurde rot wie eine Tomate.

»Hallo, Darling«, rief Mas Bill, und Mercy winkte und hauchte ihm ein paar Küßchen zu.

Oyster drehte sich um.

»Wer ist denn das hübsche Kind?« fragte er, und ich weiß nicht warum, aber sein Ton flößte mir ein tiefes Unbehagen ein.

»Das ist die kleine Mercy Given, die Tochter des Pastors«, erzählte ihm Mas Bill.

Ich beobachtete Oyster genau. Und wer weiß? Vielleicht tat ich es ja aus den allerniedrigsten Beweggründen. Vielleicht war ich noch immer verwirrt von der Fingerleck-Episode, vielleicht war es ganz primitive sexuelle Eifersucht. Aber aus diesem Abstand werd ich nicht mal versuchen, das zu klären. Was ich allerdings, begierig, wie ich seinen begierigen Augen folgte, registrierte, ist folgendes: nicht auf Mercy ruhte sein Blick,

sondern auf Brian.

Über die Givens wurde immer gewitzelt. Mit den Givens-Kindern, hieß es, ist was schiefgelaufen, Brian ist hübsch wie ein Mädchen, und Mercy hat Verstand wie ein Junge.

Solche Witze sind inzwischen passe; vor allem was Brian anbelangt.

Als Mercy Major Miner auf der Veranda entdeckte, kam sie halb über die Straße gerannt. »Major Miner«, rief sie, »kann ich Ihre Boulderopalmine noch mal sehn? Nehmen Sie mich noch mal mit? Bitte, bitte, *bitte!*«

»Hmm...«, meinte Major Miner neckend. »Weiß nicht. Werds mir mal überlegen.«

»Och bitte«, sagte sie. »Jess, sag dus ihm.«

Ich sollte wohl lieber gleich zugeben, *daß* Mercy mich vom ersten Tag an um den kleinen Finger gewickelt hat, und aus Gründen, die ich nicht verheimlichen will. In gewisser Weise verkörpert sie das genaue Gegenteil von mir, meiner zigeunerischen Gleisarbeiterjahre und meiner Klosterzeit. Aber sie hat die gleiche Naivität (beängstigend) und grenzenlose Ahnungslosigkeit in bezug auf die Welt, die derartige Umgebungen (klösterlich abgeschlossen zwar, aber völlig verschieden) auch bei mir erzeugt haben, und die gleiche unkonventionelle Klugheit. Ich will sie beschützen, will ihr Schutzengel sein. Ich will nicht, daß sie dieselben Fehler begeht wie ich.

»Jess?« begann sie auf mich einzuschwatzen, »sag ihm, daß er mich mitnehmen muß«, obwohl sie ganz genau wußte, das kleine Biest, daß sie mich nicht zum Reden bringen würde. Nicht vor den anderen.

»Tag, Mercy«, sagte Donny Becker errötend.

»Tag, Donny. Hey. Hab nen Superplatz zum Eidechsenfangen entdeckt.«

»Mercy«, rief ihr Vater streng, und Mercy drehte sich um und rannte in Richtung Betsaal.

»Ah, Donny«, sagte Charles Given, »dich haben wir ja schon ne Weile nicht mehr gesehen.« Was wohl eher indirekt und als väterliche Ermahnung gemeint war, aber Donny betrachtete es als Einladung.

»Wollt sowieso grad kommen, Pastor Given.« Und dann rief er so ungewohnt draufgängerisch, »Hey, Mercy! Wart auf mich!«, daß diese Verwandlung - so meine Vermutung - nur von Oysters Blick hergerührt haben kann.

Mercy drehte sich um.

Oyster beobachtete sie, und diesmal, ja, diesmal ruhte sein Blick auf ihr, und ich sträubte mich innerlich dagegen, und empfand eine andere Art von Eifersucht, fühlte mich wie eine Löwin, die ihr Junges bewacht.

Oyster sah sie an. Alle sahen sie an. Sie war ebenso schön wie ihr Bruder Brian, aber bei ihr hatte diese Schönheit etwas Selbstverständlicheres, Lässigeres. In einem Outback-Städtchen, wie in jeder anderen australischen Kleinstadt, ist es nicht unbedingt vorteilhaft für einen Jungen, wenn er aussieht wie Brian Given. Und dazu kam dann noch Mercys sprühendes Köpfchen. Sie war eine Aufrührerin. Hatte verblüffende Ideen, als ob eine in Essig eingelegte Hundertjährige in ihr kauerte und ihr die Worte auf die Zunge legte. Sie war so gefürchtet wie beliebt. Man behandelte sie wie einen exotischen Regenwaldlori, der unerklärlicherweise vom Kurs abgekommen und über die Great Dividing Range nach Outer Maroo abgetrieben worden ist. Immer mußte man damit rechnen, daß sie plötzlich zuschnappte wie ein Kakadu, wahrscheinlicher aber war, daß sie einfach davonglog. Wir sahen zu, wie Mercy und Donny Becker, Brian und Charles Given im Innern des Betsaals verschwanden.

»Amen«, sagte Mas Bill. »Jess, wie wärs, bringst du uns noch

ne Runde? Die geht jetzt auf mich.«

»Amen«, sagte auch Oyster, und als ich mich eben wieder zum Pub wandte, schob er die Hand in die Tasche, zog sie heraus und hielt sie mir entgegen. Drei walnußgroße, grobgeschliffene und nur teilweise polierte Opale lagen darauf. Der Schimmer der Rot- und Blautöne war ganz erstaunlich und von einem Feuer, wie man es nur bei dunklem Untergrund findet. Sie waren so schön wie die schwarzen Opale von Lightning Ridge.

Und von Opalen verstehen wir was in Outer Maroo, wenn damals auch nur ein halbes Dutzend schräge Käuze wie Major Miner die alten Adern und Felder, die über Tage liegenden Boulderopalfelsen in den Breakaways ausbeuteten. Was Bugger Harvey, Scotty McTavish, Big Leather Jack und den Rest anging, die waren definitiv verrückt; die kriegten wir nur alle Jubeljahre zu Gesicht, wenn sie in Bernies Hinterzimmer schlichen, sich in ihre Socken oder ihre Unterwäsche faßten und kleine Säckchen mit Steinen herausfischten.

Nun. Von Opalen verstehen wir was.

Aber mit diesen Steinen hatte er uns im Nu in Bann geschlagen, und alle, auch ich, vergaßen die nächste Runde.

»Heiliger Strohsack!« rief Major Miner ehrfürchtig.

»Ein reines Kind«, sagte Oyster, »gleicht diesen Steinen. Die Kinder, die eben das Haus Gottes betreten haben, sind wie diese Edelsteine. Das Gute absorbiert das Licht und strahlt es zurück. *Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.*«

Nun kann man solche Dinge an Orten wie dem Gotteswort-Gemeindesaal sicherlich ganz unbefangen von sich geben, aber nicht auf der Veranda einer Kneipe. Ich weiß immer noch nicht, wie er damit durchgekommen ist, begreif es einfach nicht. Aber die Opale, das Gewehr, das nicht vorhandene Transportmittel und vielleicht auch sein blutiger Fuß, die Hitze, die Stunde der

Trugbilder, das hat wohl letztlich den Ausschlag gegeben. Nur für eins kann ich mich verbürgen: daß wir richtiggehend hypnotisiert waren.

»Heiliger Strohsack«, sagte Major Miner noch einmal und starrte auf die Opale. Ich hatte schon Angst, er würde sich bekreuzigen. »Ich will sie anfassen«, flüsterte er. »Ich will sie küssen.« Und als Oyster sie ihm hinhielt, tat er es. Wirklich und wahrhaftig. Wer schon einmal in Coober Pedy oder Lightning Ridge oder Yowah gewesen ist, wird das ohne weiteres glauben. Echte Opal-Fans werfen sich vor den prismatischen Kieselerdeflammen in den Staub. Dem Feuer des Opals opfern sie Haus und Hypothek, Bankkonto, Gattin, Kinder und sogar das eigene Leben. Die Leidenschaft verzehrt sie, sie verbrennen darin.

»Wo haben Sie die her?« flüsterte Major Miner.

»Ein Geschenk«, erwiderte Oyster. »Ein Geschenk von Mutter Erde. Auch mein neuer Name ist ein Geschenk. Eine Hand hat sich aus dem Ozean der Zeit erhoben und ihn mir gegeben. Wenn du am Ertrinken bist und es auch genau weißt und dir dann eine Rettungsleine zugeworfen wird, ja, dann verändert sich alles. Alles wird anders.«

Bekommen, von einem Fuß auf den anderen tretend, beobachteten wir ihn.

Ich sah, daß er unsichtbare Angeln auswarf, sie köderte, sie einholte. Mit den Opalen verschaffte er sich Achtung; und ansonsten waren es vielleicht seine Augen, vielleicht seine Stimme; oder aber die Tatsache, daß er keinerlei Befangenheit kannte. Keinerlei Selbstzweifel.

»Denkt an die Auster«, sagte er. »Die Auster ist ein zweischaliges Weichtier. Sie produziert Eier und Spermien. Sie befruchtet sich selbst. Sie ist männlich und weiblich. In sich komplett. Vollkommen.«

Benommen bedachten wir die Vollkommenheit der Austern.

»Hat schon mal einer von euch eine Austernfarm besucht?« fragte er. »Na ja, hier im Busch... hier im Busch ist das wohl eher unwahrscheinlich...« Es war nur ein kleiner Scherz, und seine Augen luden uns zum Lachen ein.

»Auf der Great Extended draußen gibts versteinerte Austern«, sagte Major Miner. »Das ist mein Feld«, erklärte er. »Mein Claim. Boulderopale allerdings, nicht wie die da, nichts so...« - und seine Ehrfurcht vor den Steinen schlug sich wie heißer Atem auf ihnen nieder. »Ein paar opalisierte hab ich auch schon gefunden, Austern, mein ich, das heißt, die Versteinerungen sind opalisiert, und ein opalisiertes Seepferdchen.«

Oyster schien ein wenig irritiert von dieser Unterbrechung. Die ihn störte wie ein Stück Treibgut, das seine einstudierte Redeflut unversehens behinderte. (Dachte ich damals tatsächlich, sie sei »einstudiert«, oder ließ ich mich wie alle anderen davon mitreißen? Gern würde ich mir einbilden, daß ich schon damals auf der Hut war; eigentlich glaube ich es sogar; aber ich weiß auch, daß die hinterhältige Erinnerung die Vergangenheit korrigiert; und, auch dies muß ich mir eingestehen, daß ich wie gebannt war, wobei ich mir immer noch nicht erklären kann, wie es ihm gelungen war, höchstens, indem ich einräume, wie es ja auch Susannah immer tat, daß Oyster in allen Dingen brillant war, er war ein vollendeter Choreograph, ein großartiger Zeremonienmeister, ein Schauspieler von außergewöhnlichen Graden.) Jedenfalls trat nach Major Miners Einwurf ein Schweigen ein, bis Oysters Worte weiterflossen und das Hindernis umschifften.

»Auf den Austerfarmen in Broome«, sagte er, »und den Farmen vor der queensländischen Küste, im Golf, und auf Thursday Island... ich spreche natürlich von Perlernaustern... die anders sind, nicht eßbar, nicht wahr...«

Nur sehr wenige in Outer Maroo haben je mit Austern, egal welcher Sorte, Bekanntschaft gemacht, wenigstens nicht in natura. Und ganz bestimmt nicht in frischem Zustand. Austern

kannte man bei uns nicht, das heißt, nicht im biblischen Sinne, nicht als fleischliche Empfängnis der gallertigen Meeresfrucht auf der Zunge. Obwohl einige versteinerte Exemplare und opalisierte Schalen unsere Kommoden und Fenstersimse schmückten. Wir waren geblendet. Die Auswahl an Gesprächsthemen war in Bernies Pub immer begrenzt gewesen, und ein derart differenziertes Wissen über Schalentiere erschien uns ziemlich exotisch. Es war wie eine Brise, eine Regenwolke, ein Monsunmärchen aus tausendundeinem Meer. Und mit ihr fuhr ein erregtes Vibrieren durch die Verandadielen. Ich spürte es an den Fußballen.

Oyster wandte sich nach Westen und legte die Hand über die Augen, als könne er da oben an der Nordostküste des Kontinents, die nur wenige tausend Meilen entfernt lag und von der nichts als Gestrüpp uns trennte, Broome erkennen. »Es ist unglaublich«, sagte er verträumt, und alle wandten sich in Richtung Broome, alle schienen wir wie Taucher in jenem blauen Himmel zu versinken, während der Indische Ozean uns bespülte; »so *intensiv*«, sagte Oyster, »diese Bläue, diese äquatoriale Bläue, unvorstellbar...« Er machte eine anmutige Handbewegung, als zöge er einen Vorhang zurück, als teile er die Luft - der Weise aus dem Morgenland, dachte ich damals; oder falls nicht damals, so sehe ich ihn jetzt so, die Art, wie er seinen Zauberstab schwenkte - und alle schwankten, alle nahmen wir teil an seiner Vision, waren wie betäubt von der blauen Welle, die uns überrollte, der hereinkommenden Flut, die über verlorene Strände zurückschoß, versteinerte Muscheln mitriß, die sie bei einer urzeitlichen Ebbe zurückgelassen hatte. Wir erblickten Broome, sahen den Indischen Ozean, die Bögen hellen Sands, die weißen Späne der Brandung, ermatteten in der üppigen Küstenfeuchtigkeit von Oysters Worten.

»Sie tauchen nach Austern, wie sies immer getan haben«, sagte er. »Zu Tausenden holen sie die Schalen herauf. Aber das ist keine Ernte, wißt ihr. Nicht der Endpunkt. Nein, sie werden

nur gepflickt. Das ist erst der Anfang.«

Er wandte Broome und den äquatorialen Gewässern des Golfs den Rücken zu, wischte Thursday Island mit einer knappen Handbewegung von der Bühne. Langsam wurde abgeblendet, der rote Staub wehte herein. Er wandte sich wieder an den kleinen Orchestergraben Outer Maroos. Er muß es genossen haben: zu fünfzehnt hingen wir an seinen Lippen, und ringsum erstreckte sich der gesamte Kontinent wie eine endlose Bühne.

»Und dann«, sagte er, »wenn die Taucher die Schalen heraufgebracht haben... dann tun sie dies... das ist eine ganz heikle Angelegenheit... Nacheinander nehmen sie jede einzelne Schale in die Hand und stemmen sie behutsam mit einem sehr scharfen Messer auf, zwingen den Anziehmuskel, der die Schalen zusammenhält« - veranschaulichend ballte er die Faust - »locker zu lassen. Im Innern atmet die Auster wie ein Baby. Man hört, wie sie ganz, ganz leise schnieft und gluckert, es ist ergreifend. Dann nimmt der Perlenzüchter ein silbernes Gerät, eine winzige Pinzette, ein Goldschmiedewerkzeug, und faßt hinein... die beiden Schalenhälften werden leicht auseinandergestemmt, nur einen kleinen Spalt weit« - er hielt Daumen und Mittelfinger zusammen, um die Breite eines Haars anzudeuten - »und dann greift er hinein...

Die Auster ist also, wie schon gesagt, ein zweischaliges Weichtier, und der Perlenzüchter faßt hinein, hält die Schale auf, so... Es ist wie...« Er atmete heftig. Wir waren völlig in Bann geschlagen von seiner Geschichte, er flocht seine Erzählung in die heiße betäubende Luft, die unsere Lungen füllte. »Da ist der zarte Muskel, die Schleimhaut, die er teilen muß, und es ist, als öffne er behutsam... als teile und spreize er... um ihn dann endlich hineingleiten zu lassen... hinaufschwimmen zu lassen in das Warme, hinaufschwimmen zu lassen... Das hat etwas unglaublich Rührendes, Schönes, Jungfräuliches, und der jungfräuliche Aspekt ist das, ja... Und in der Öffnung, der so hergestellten Öffnung tun sie dann dies, die Perlenzüchter: Sie

führen einen Fremdkörper ein, Sand, eine kleine Staubperle, ein Stückchen Perlmutter...«

Wir waren benommen. Unser Atem befeuchtete die heiße Luft. Etwas Dampfiges, etwas wie Begehren glitt in alle unsere Körperöffnungen: in die gaffenden Mäuler, die aufgerissenen Augen, klaffenden Hirne; und jeder fragte sich verstohlen, nervös, ob er diese Pausen, diese Auslassungen tatsächlich auf der Veranda einer Outbackkneipe gehört beziehungsweise nicht gehört hatte.

»Und dann«, sagte Oyster und gestikulierte malerisch mit den Händen, um den Schock zu orchestrieren, uns und unsere Phantasien zu dirigieren, »tun sie folgendes, die Perlenzüchter: sie führen diesen Fremdkörper ein, die kleine Staubperle...

Schieben sie einfach hinein...

Und dann lassen sie die Schale wieder zuschnappen. So daß die weichen inneren Lippen der Auster die Perle umfassen können. Sie schließen die Schale. Befestigen sie an einem Drahtgestell, in einem Netz, einem Fischernetz voller ›besamter‹ Mollusken. Und mit welcher Behutsamkeit, welcher köstlicher Hingabe sie sich nun den Austerngestellen widmen, die Perlenzüchter.«

Wie der heilige Geist, der über einer Marienschar voller Gnade und schimmernder Konkretionen schwebt, meinte Susannah Rover viel später: *Gebenedeit bist du unter den Weichtieren und gebenedeit ist die Perle deines Leibes.*

Ich sollte mich zwar nicht unterbrechen lassen, aber sie unterbricht mich, hat es immer getan, hatte eine Begabung für respektlose Einwürfe, wie sich auch Oyster aufs - ungebetene - Aufdrängen und Eindringen verstand, was er aber mit einer Perlmuttertschicht, mit all seinem Wortkleister kaschierte.

»Und dann«, sagte er, »senken sie die Austerngestelle in den blutwarmen äquatorialen Ozean der Zeit. Sieben Jahre lang, mein geliebtes Volk« - und, sprachlos, atemlos, hingerissen wie

wir waren, waren wir in diesem Augenblick auch alle bereit, sein Volk zu sein, wenigstens so lange, als wir unter dem Eindruck seiner Geschichte, seiner Stimme, seines Blickes wie Algen an Unterwassergestellen hin- und herschwankten - »denn in der Sprache des Herrn ist die Sieben eine bedeutsame Zahl; Sieben, hört meine Worte, ist die vollkommene Zahl, davon waren nicht nur die Verfasser der Bibel, sondern auch die ersten Jünger überzeugt, und alle Mystiker und Märtyrer, schon die Alten wußten es, in der Antike kannte man sieben Weltwunder, und auch heute gilt es noch: Sieben Tage hat die Woche, Australien sieben Staaten, wenn wir - berechtigterweise - das Northern Territory mitzählen, und, wie es ebenfalls ratsam ist, Canberra und das Australian Capital Territory, dieses Vipernnest, weglassen, und am siebten Tage ruhte der Herr, und der siebente Engel wird das siebente Siegel öffnen, und für sieben Jahre senkt man die Gestelle mit den ›besamten‹ Austern in den Ozean. Sie hängen an einem künstlichen Riff aus Schiffstauen, Bojen und Netzen, und nachts wiegen sie sich und wandern / in tiefen, tiefen Wassern / und des Morgens umschäumt sie die See.

Sieben Jahre lang werden sie von Perlenloggern aus überwacht, beobachtet, gepflegt und liebkost. Alle paar Wochen werden die Gestelle aus dem Meer gehoben, die Schalen gebürstet, gereinigt, kielgeholt, auf daß der Tabernakel der Perle rein bleibe, die Auster in ihrem verborgenen Werk nicht gestört werde, und dann werden die Gestelle wieder in die Tiefe gesenkt. Und siehe, nach sieben Jahren schleppen die Logger ihre Riffe an die Küste, so wie einst die Jünger am See Genezareth ihre Netze einholten.

Doch was ist aus jenem anstößigen Keimling geworden? Jenem fleischlichen, fleischgewordenen Moment, jenem harten, kleinen, peinigenden Fremdkörper, der ins Geschlecht der Auster eingepflanzt wurde?

Ja, meine Kinder, die Milch der Gottheit hat ihn umhüllt, hat

ihn umhüllt mit Perlmutter, mit unzähligen Schichten eines köstlichen perlmuttrigen Destillats. Er ist zur kostbaren Zuchtperle geworden. Und manche Menschen sind bereit, für sie zu sterben, zu töten, ein Vermögen hinzugeben. Auf dem japanischen Edelsteinmarkt wird sie zwischen zwei- und achttausend Dollar erbringen.«

Keiner rührte sich. Keiner tat einen Mucks. Ehrfürchtig starrten wir ihn an. Es gibt nämlich eine Erregung - und begabte Redner besitzen sie, erzeugen sie -, die man, wenn man sie nicht erlebt hat, nie ganz begreifen kann.

Jungenhaft und entwaffnend lächelte Oyster uns zu, als habe er uns ganz beiläufig einige Ratschläge zur Herstellung von Fladenbrot gegeben oder für eine Fahrt auf die andere Seite des Barcoo.

»Das ist meine Geschichte«, sagte er achselzuckend. »Gott hat mich auserwählt.« Er sagte das, wie ein anderer vielleicht sagen würde: meine Mutter war Irin; deswegen hab ich rote Haare. »Er hat meine Körperöffnungen berührt«, sagte er. »Hat mich geprüft wie Hiob. Der Schmerz und das Böse sind in mich eingedrungen, haben mich gefoltert, ich habe gelitten.« Er beugte sich vornüber, preßte die Fäuste an den Leib, und die Erinnerung vergangener Qualen war gegenwärtig und geradezu spürbar. Wir sind wohl alle zusammengezuckt. Und in instinktivem Selbstschutz krümmten wir uns ebenfalls. »In meinem Innern aber«, sagte er, »hat sich das Leiden verwandelt.« Er hob die Fäuste, streckte erneut die Hand aus, und die Opale schimmerten blau in der Nachmittagssonne.

In einer Opalregion hat ein Mann mit solchen Steinen etwas ähnlich Respektgebietendes wie einer, der in der Mittagshitze eines Western als erster die Knarre zieht. Persönliche Vorbehalte hin oder her, man akzeptiert, daß er im Vorteil ist. Er hat das Sagen. Und wenn eine innere Stimme womöglich flüstert, daß der Mann ein Irrer ist, dann bezeugt man ihm - eingedenk dieser Umstände - noch größeren Respekt. Man hat

keine Lust, sich mit ihm anzulegen. Man weicht zurück. Man läßt ihm seinen Willen.

So erkläre ich mir, im nachhinein, warum wir ihn weiterreden ließen. Denn das tat er. Immer weiter.

»Denn so steht geschrieben«, sagte er. *»Und da die sieben Donner ihre Stimmen geredet hatten, wollte ich, Oyster, vom Geiste übermannt, sie schreiben: Da hörte ich eine Stimme vom Himmel sagen zu mir: Versiegle, was die sieben Donner geredet haben; schreibe es nicht!«*

Doch gehe in eine Stadt, die ich dir zeigen werde, und zu einem Volk, das ich dir zeigen werde. Und ein Riff werde ich dir weisen, wo alle Perlmutterfarben in die Hände klatschen, wo der Opal singt. Und du sollst ihre Bewohner zur Umkehr führen, und wenn sie mir rein erscheinen, sollst du die Schätze meines Riffs mit ihnen teilen. Und ihnen soll sein die Macht, die Kraft und die Herrlichkeit.

Und der siebente Engel, den ich sah stehen auf dem Meer und auf der Erde, hob seine Hand auf gen Himmel. Und ich schwor bei dem Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit... hinfort soll keine Zeit mehr sein.

Geliebtes Volk, diese Dinge hat mir geweissagt der siebente Engel, als die schwarzen Wasser über mir zusammenschlugen.

Ein weißes Licht schlug mich zu Boden, wie Saulus auf dem Wege nach Damaskus. Und der Engel wies mir die strahlende Mathematik des Himmels, und ich sah wirbelnde Siebenerscheiben, sah Siebenen, die seit dem Anfang der Zeiten miteinander multipliziert worden waren, und der Engel mischte sie unter die mystischen Zahlen, fuhr mit der Hand darüber, und sie verwandelten sich in das Jahr 2000. Der Engel aber sprach zu mir: So dieses Jahr über euch kommt, soll keine Zeit mehr sein.«

Oyster hielt inne und blickte sich um.

Inzwischen waren wir wohl mehr als verwirrt, mehr als

sprachlos. Ich glaube nicht, daß auch nur einer von uns den Sinn seiner Worte begriff. Sie hingen in der Luft wie ein Trugbild, und an die waren wir ja gewöhnt. Wir waren wie hypnotisiert von dieser lispelnden Stimme. Wie er mit den Händen gestikulierte, und diese Augen, die blitzten wie Opale - er genoß unsere absolute, ehrfürchtige und ungeteilte Aufmerksamkeit. Aber was nun Glauben oder Nichtglauben anbelangt...?

Man könnte vielleicht sagen, daß schon an jenem ersten Tag eine Spaltung einsetzte, denn keiner in Outer Maroo, der nicht zur Gotteswort-Gemeinde gehörte (deren Angehörige beständig, und zwar vor Oyster wie auch nach ihm, das jüngste Gericht und das Ende der Welt als unmittelbar bevorstehendes Geschehen erwarteten), nein, abgesehen von denen, glaubte kein einziger der an diesem Nachmittag Anwesenden, ja, glaubte auch sonst nie einer wirklich an all diesen Kram über das Jahr 2000 und das Ende der Welt; nur die jungen Fremden, die glaubten daran.

Schon nach wenigen Tagen, so kam es uns vor, begannen sie einzutrudeln, all die jungen Rucksacktouristen aus Brisbane, Sydney und Übersee. Und nach einigen Wochen - Oyster war inzwischen nach Brisbane gereist und wieder zurückgekehrt - hatten wir mehr Fremde in der Stadt als in den ganzen zehn Jahren zuvor. Sie kamen in Wellen, und wir empfanden uns wie Einsiedler, die plötzlich vor eine Menschenmenge gezerrt werden: Wir blinzelten verwirrt, empört, entsetzt, schockiert. Wir hatten ja keine Ahnung, daß man sich so anziehen, so reden konnte. Und immer noch kamen neue. Oyster hatte Werber losgeschickt, die offenbar mit ganzem Herzen bei der Sache waren. Die gesamte Küste und die Großstädte klapperten sie ab, und überall fanden sich begeisterte Anhänger, reif zur Ernte: all die aufgeweckten, jungen Heilssucher, die so verzweifelt davon überzeugt waren, uns stehe das Ende der Zeiten unmittelbar bevor.

Wir hier in Outer Maroo waren verwirrt.

Aber wie auch immer, hieß es in Bernies Pub, solange, wie die

draußen am Reef bleiben...

Und solange für uns was dabei abfällt...

Juckt uns doch nicht, wenn die die ganze Nacht singen und beten und den lieben langen Tag Opale schürfen...

Und wenn sie im Jahr 2000 plötzlich verschwinden, dann bleiben um so mehr Opale für uns...

Sehn zwar komisch aus, sind aber völlig harmlos...

Am Anfang hatte Oyster Outer Maroo auf seiner Seite, hatte praktisch alle in der Tasche und unter der Fuchtel. Sie ließen sich verführen. Sie waren am Profit beteiligt. Sie schliffen und polierten, fuhren Lkws und siebten Abräumhaufen durch, und ständig tanzten ihnen Opale in den Augen.

Oyster hat zwar ein paar komische Vorstellungen, aber er ist okay, hieß es im Pub. Und von Opalen versteht er was. Er ist nicht doof. Hat das Herz auf dem rechten Fleck. Und was die Regierung angeht, und wie langsam alles auf den Hund kommt und so weiter, also da liegt er absolut richtig.

Denn auf Oysters erste Verandapredigt folgten in den nächsten Wochen noch viele weitere. Und bei Austern blieb er nicht stehen. Überall gäbe es Kriege und Kriegsgerüchte, erzählte er etwa, und wer wollte das in Abrede stellen? Unzucht und Perversion seien an der Tagesordnung, es gäbe Männer, die keine Männer mehr seien, und Frauen, die keine Frauen seien, und Australien müsse zurückkehren zur gottgewollten Ordnung. Solche Worte fielen auf fruchtbaren Boden. Die Regierungen, sagte er, besäßen nicht das Vertrauen der Menschen, die sie regierten, und alle stimmten ihm begeistert zu. Die Politiker seien wie reißende Wölfe, und unsere Regierungen, ob nun Staats- oder Bundesregierung, würden uns bespitzeln, bestehlen und unser hartverdientes Geld verschwenden.

Bernies Gäste sogen das alles gierig in sich auf und bestellten eine Runde nach der anderen. »Nochn Krug, Jess«, und »Geht auf uns, Oyster«, drängten sie ihn. »Weiter so, Kumpel.« Aber

nie gesellte er sich zu ihnen; nie trank er einen Tropfen Alkohol; nie betrat er die Bar. Weiß und strahlend hockte er auf der Veranda und berauschte sich lediglich an ihrer ehrfürchtigen Bewunderung. Es gäbe eindeutige Zeichen, sagte er, sich in Stimmung und Begeisterung redend, eindeutige Zeichen dafür, daß wir in den letzten Tagen lebten und daß am ersten Januartag des Jahres 2000...

»Ja, genau, die Scheißrepublik«, meinte dann jemand achselzuckend. »Langsam wirds knapp, genau.«

»Dieses verlogene Politikerpack.«

»Wir wissen schon, was die auf Lager haben.«

»Hinter unserm Land sind sie her, die Arschlöcher. Welterbe, Nationalparks, die Scheiß-Abos, eine verdammte Ausrede nach der anderen.«

Sämtliche apokalyptischen Ängste flößen zusammen, und Bernies Stammkundschaft ließ sich im Strom der Oysterschen Untergangsphantasien treiben. »Am Reef erschaffe ich ein neues Eden«, sagte er. »Wir werden das Ende sein und der Neubeginn. Ich bin, der ich bin.«

Und wenn das Licht auf ihn fiel, strahlte er wie der Sonnenblitzopal höchstpersönlich. Seine Lippen waren leicht geöffnet. Ich stellte mir seine im Orgasmus zitternden Oyster-Schalen vor und erinnerte mich jenes ersten Nachmittags, als wir nach seiner irrwitzigen Predigt herumgestanden und Mas Bill für uns alle gesprochen hatte.

»Jesus«, hatte Mas Bill geflüstert, und einen Moment lang hörten wir das Summen des nahenden Weltenendes, aus dem sich aber im gleichen Augenblick das Motorengeräusch zweier Geländewagen, zweier Toyota Landcruiser löste. In einer roten Staubwolke trafen sie bei uns ein, hielten zu beiden Seiten der Straße: die kleine Welt unserer hiesigen Aristokratie, unserer Squatter, unserer Squattokratie, unserer Räuberbarone, unserer fürstlichen Großgrundbesitzer, siehe da, tatara, die Herren von

Jimjimba und Dirran-Dirran. Unsere Cow Cockies, wie man sie im Pub ein wenig unfreundlich nennt. Dukke Prophet stieg, die Bibel unterm Arm, aus einem der Land Rover. Er würdigte die Kneipe keines Blicks, und das Bethaus verschluckte ihn. Andrew Godwin schwang sich aus dem zweiten und warf seinen Akubra auf den Vordersitz. Mit hochgezogenen Augenbrauen musterte er die volle Veranda.

»Hab gehört, daß wir Gesellschaft haben«, sagte er. »Was will er?«

Oyster drehte sich um.

»Ich bin dir gesandt«, sagte Oyster.

»Wie bitte?« Andrew Godwin, Schwerenöter und Viehzüchter, Großkotz und ländlicher Rabauke, war schon im Begriff, die Verandastufen in gestieftem Schritt zu nehmen, hielt dann aber blinzelnd inne.

»Ich bin dir gesandt. Du also bist es. Mein Reef liegt auf deinem Besitz.«

»Was zum Teufel redet der Schwachkopf?« verlangte Andrew Godwin zu wissen.

Oyster heftete seinen Blick auf Andrew Godwin, worauf dieser spöttisch die Brauen hob und höflich-amüsiert-verächtlich die Lippen verzog, doch plötzlich schien sein Gesicht zu erschlaffen, jeder Ausdruck aus ihm zu weichen. Es war ein Duell der Blicke. Andrew Godwin gehört zu jenen, die sich stets nehmen, was sie wollen, und immer wollen, was sie sich nehmen. Worum es in diesem Kampf auch ging, er würde nicht als erster die Augen niederschlagen.

»Folge mir nach«, sagte Oyster, »und jener, den dir der Tod entrissen hat, soll dir wiedergeschenkt werden.«

Es war, als habe er einen Stein geworfen und Andrew zwischen die Augen getroffen. Ich kenne Andrew Godwin sehr gut, ja besser, als mir lieb ist, denn ob besoffen oder nüchtern,

vor allem aber in betrunkenem Zustand, neigt er zu amourösen Anwandlungen. Ich sah, wie er erschrocken die Augen aufriß. Sah den darin aufblitzenden Zorn und den gleichzeitigen Versuch, sich zusammenzureißen. Er rang nach Luft. Sank völlig übergangslos zu Boden, sank auf die Stufen. Seine Hände zitterten; bei der Beerdigung seines Sohnes ROSS, über dessen Selbstmord in Outer Maroo nicht gesprochen wird, war er gefaßt geblieben, hatte er nicht geweint.

»Dein Sohn hat einen Lesestein gefunden«, fuhr Oyster fort.
»Du hast ihn in deinem Scherschuppen versteckt.«

Andrew Godwin wurde totenbleich. Wir sahen die Schweißperlen auf seiner Oberlippe.

»Dieser Stein stammt von meinem Reef«, sagte Oyster. »Dort gibt es genug Opale, um uns alle reich zu machen. Mein Reef liegt auf deinem Land. Folge mir nach«, wiederholte Oyster, »und ich will dich zu einem Opalfischer machen.«

Ein Zittern lief durch Andrew Godwins Leib. Einige der damals Anwesenden würden beschwören, daß sie Andrew Godwin weinen sahen. Ich habe sie gehört, besoffen und einsam haben sie es ihren Bierkrügen erzählt, als müsse man diese erstaunliche Tatsache irgendwie festhalten. Sie redeten wie im Schlaf. Andrews Weinen, sollte es denn eines gewesen sein, war kaum zu hören. Es ähnelte dem leisen Glucksen einer Auster, die »besamt« wird.

2

Träume vom Schwarzen Opal

Noch ehe Oyster auf Bernies Veranda die Hand hob und jene Feuerrauten enthüllte, spürte Major Miner bereits - an seinem rasenden Herzschlag, den klingenden Ohren -, daß irgendein seltenes Geräusch die Luft durchzitterte, etwas Neues, Überwältigendes und auch Verwirrendes, das man, ähnlich den Viertelnoten des afrikanischen Jazz, keiner der bekannten Tonleitern zuordnen konnte. Er spürte, wie die Follikel seines Innenohrs verrückt spielten.

Die Erinnerung an diesen Augenblick, diese Erregung, ist ihm auch nach vier Jahren noch intensiv gegenwärtig, obgleich es jetzt dunkel wird, das Buschfeuer immer noch wütet, obwohl er immer häufiger vom Bambuskäfig träumt, der immer tiefer in eine schwarze Grube gesenkt wird, und er nirgends auch nur den winzigsten Lichtstreif, die kleinste Ritze entdeckt, in der man eine Dynamitstange deponieren könnte.

Gräßliche Träume hat er gehabt, seitdem das Reef verschwunden ist, etwa daß er eine Stange Plastiksprengstoff leckt, mit Gleitcreme einschmiert und sie sich, als letzten Ausweg quasi, in den Arsch steckt: manchmal war ihm, als treibe er auf Oysters 2000 zu, und er hat gespürt, wie er auf den letzten Wendepunkt zusteuert, die unglaubliche Erleichterung erahnt, mit der seine zerborstenen Überreste in die ewige Ruhe segeln.

Major Miner seufzt schwer, bang, streckt tastend die Hand aus. »Jess«, ruft er, unruhig, im Halbschlaf. »Jess, halt mich fest.«

»Schon gut«, sage ich. »Schon gut. Ich glaub, das Feuer läßt langsam nach.«

»Was?« sagt er erschrocken und setzt sich auf, und wir starren

auf den glühenden Schein am Horizont. »Hab wieder mal geträumt«, sagt er. »Von Singapur.«

Sein Atem hat etwas Bleiernes; mühsam stößt er ihn aus, zieht er ihn wieder ein.

»Wir können ja noch mal von vorn anfangen«, sage ich.

Neu anfangen kann man immer, wobei das sichtbare Gepäck immer weniger, das unsichtbare dafür um so umfangreicher wird. Immer mehr düsteres Wissen gilt es mitzuschleppen, das man in keiner Garderobe zurücklassen, nirgends stehenlassen, nicht loswerden kann. Doch sie bietet auch immer wieder Überraschungen, diese Reise: etwa, Schenkel an Schenkel, den Geruch des anderen Körpers in der Nase, weich ineinander verschlungen zu liegen. Ich lasse meine Finger über seinen Körper gleiten. Am liebsten mag ich die seidige Höhle neben dem Geschlecht, und die verdrehten, knorrigten Adern in seinem Nacken.

»Weißt du, was komisch ist«, sagt er leise, »schon damals, an dem Tag, als Oyster in die Stadt gekommen ist und ich auf seine Steine gelauscht hab, wußte ich, daß ich diesen Klang schon mal gehört hatte, und zwar erst zwei Wochen vorher. Denselben Laut. Dieselbe Frequenz. Als mich nämlich Bugger Harvey auf der Great Extended besucht hat.«

Opalräusche, Goldräusche, denkt Major Miner, sind wie Buschfeuer. Am Morgen ist noch kein Flämmchen in Sicht; dann plötzlich hier ein orangefarbenes Zünglein, dort ein leises Knistern und da drüben noch eins, ein halbes Dutzend kleiner Einzelbrände, dann ein Dutzend, dann zwanzig... und bis zum frühen Nachmittag erstreckt sich der wogende Feuersturm über hunderttausend Morgen.

Apropos Feuer... »Brände«, sagt er besorgt, als er sieht, daß sich der glühende Bogen nach Süden zu einer Sichel erweitert. »Brände erinnern mich immer an die japanischen Luftangriffe... es ist wirklich unglaublich, wie einen nach mehr als fünfzig

Jahren immer noch diese Panik überfällt...«

»Schweig«, murme ich, während ich ihn in den Armen halte. Nach all den Jahren in Outer Maroo wäre ich nie auf die Idee gekommen, daß er in ständiger Angst lebt. Und auch er hätte wohl nie geahnt, daß mein Schweigen allein dem Selbstschutz dient, wenn ihm auch der Wunsch, ein früheres Leben hinter sich zu lassen, kaum fremd sein dürfte. Nach dem Krieg hatte er ja auch den Major abstreifen wollen. Was aber nicht so leicht war, wie er gehofft hatte.

Joe Blow erwartet ihn am Rande der Nacht. Das Lager ist überall, sagt Joe. Die Welt ist ein Gefängnis. Doch wenn es zum Schlimmsten kommt, erinnert er ihn, bleibt dir immer noch das Tao.

Aber stimmt das denn auch? fragt sich der Major.

Nackt, wenn auch nicht gerade verschlungen - dafür ist es viel zu heiß -, liegen wir in entspannter postkoitaler Mattigkeit beieinander. Durch das Fenster des Schuppens sehen wir eine geschwungene Braue der Breakaways, das Glühen des Buschfeuers und ein paar hundert Millionen Sterne. Es ist wieder mal Januar, die heißheiße Jahreszeit. Zwei Jahreszeiten gibt es in Outer Maroo: die der glühendheißen Tage und eisigen Wüstenwinternächte; und die zweite, längere, die heißheißheiße, die sengende, in der nicht einmal die Dunkelheit einen Hauch von Kühle mit sich bringt.

In diese höllische Jahreszeit, denkt der Major, fiel Oysters Ankunft und sein Verschwinden; fiel Bugger Harveys Abschied.

Niemals hat er über Bugger Harveys letzten Besuch gesprochen. Eigentlich hatte er ihn schon fast vergessen, aber in letzter Zeit kommt er ihm ständig wieder in den Sinn. Und er begreift nicht mehr, wie er ihn vergessen konnte, wo doch niemand anders als Bugger ihm beigebracht hat, auf Plastiksprengstoff zu verzichten.

Nein, direkt ›vergessen‹ hat er Bugger Harvey nicht, so kann

man das nicht sagen; sein Fehlen, seine Abwesenheit ist ihm entfallen. Der Bugger hat sich immer in der Nähe der Schürffelder rumgetrieben: an der Great Extended und am Reef. Aber seit dem Krieg kennt der Major so viele Tote - ja, so ist es wohl eher -, daß er gelernt hat, auf die körperliche Anwesenheit von Gesprächspartnern zu verzichten, daß er sich auch so mit ihnen unterhalten und kommunizieren kann. Aber den Anlaß seines letzten Abendmahls mit Bugger Harvey hat er tatsächlich vergessen, und verwirrt fragt er sich jetzt weshalb.

Auch der Bugger war in der Armee gewesen, das war das Gemeinsame, das Verbindende zwischen ihnen, obwohl Bugger extrem zurückgezogen lebte. Vielleicht war es in Neuguinea ja noch fürchterlicher; vielleicht waren die Lager dort noch schlimmer, obwohl »schlimmer« im Hinblick auf Extreme natürlich ein schwieriger Begriff ist, vor allem wenn man ihn auf diese absoluten Ohnmachtserfahrungen anwendet. Buggers mürrische Art und seine gelegentlich heftigen, besoffenen Ausbrüche hatten jedenfalls zur Folge, daß nicht einmal der Major es lange mit ihm aushielt. Und dann gab es auch noch die andere Sache: nach und nach hatte sich Bugger Harvey immer stärker den Murris angeschlossen, betrank sich mit ihnen in ihren Lagern an den Flußbetten, was ihn für Outer Maroo zum Außenseiter machte, was die ganze Situation unendlich komplizierte, denn der Bugger hatte eine Grenze überschritten.

Major Miner versuchte sich klarzuwerden, wie er das Ganze eigentlich sah, doch es gab keine eindeutig schwarzweiße Antwort, dachte er und lächelte grimmig bei der Vorstellung, daß die Sprache ihre eigenen schlechten Scherze produzierte. Das Verhältnis zwischen Murris und Schürfern fiel in eine Grauzone, und das einzige Wort, das Major Miner dazu einfiel, war *fremd*. Nicht daß ihm die Murris so furchtbar fremd vorgekommen wären; nun, das waren sie natürlich, aber eigentlich spielte das keine Rolle. Er selbst fühlte sich ungeheuer fremd unter ihnen. Hatte immer das Gefühl, als

tolerierten sie seine Gegenwart und seine Schürferei nur so lange, wie er sich von den Bora-Ringen fernhielt. Sie mochten seine Sprengerei nicht, das war ihm klar; sie waren zwar durchaus freundlich, aber er spürte, daß sie ihn als Eindringling betrachteten und es nicht mochten, wenn er bei ihnen im Lager saß. Bugger Harvey dagegen akzeptierten sie als einen der ihren.

Major Miner begriff nicht, woher das kam.

Und noch weniger verstand er die Feindseligkeit, die Andrew Godwin und Dukke Prophet gegenüber den Murris an den Tag legten. Sie erschien ihm völlig absurd. Als bildeten die beiden sich ein, solche Andersheit bedrohe die natürliche Folge von Tag und Nacht oder hielte den Regen zurück.

Den Murris wiederum war die Meinung der Farmer oder Major Miners völlig gleichgültig, das wußte er.

Doch etwas anderes beschäftigte ihn und bereitete ihm große Sorgen: die zuvorkommende Art nämlich, mit der manche Murris auf Bernies Veranda hockenblieben und sich niemals in die Bar hineinwagten; wie sie sich entfernten, sobald man sie dazu aufforderte; wie sie Oyster ihre Dienste anboten. Die Art, wie sie sich bewegten und lächelten, ja, er kannte das alles. Hatte es in den Lagern gesehen, an Männern, die sich innerlich aufgegeben hatten. Sobald man diese schlaffe Haltung, dieses gütige Lächeln sah, wußte man, daß sie sich mit allem abgefunden hatten, sich nicht mehr wehren würden, ihr Todesurteil akzeptierten.

Es gab aber auch andere, die sich nicht so leicht in ihren Untergang schickten: die jungen, deren Augen nichts verrieten, die nie bei Bernie tranken, die T-Shirts mit dem Seidensiebdruck der Eingeborenen-Flagge trugen. Er hatte gesehen, wie sie Oyster hinter seinem Rücken den Vogel zeigten. Und das war ihm eher verständlich. Es überraschte ihn nicht zu hören, daß sie den Aufstand am Reef angezettelt, das Verschwinden des Reefs organisiert hatten und inzwischen in

Bourke waren.

Gut gemacht, Kumpels, hätte er ihnen gern zugerufen - wenn sie auch keinen Wert auf diese seine Meinung gelegt hätten.

Und was Bugger Harvey anging: Der befand sich ja schon seit Neuguinea auf der Kippe. Manchmal legte er sich mit allen an, und manchmal rollte er sich bloß zusammen und betrank sich bis zur Bewußtlosigkeit, und diese Ambivalenz, dieses Doppelleben, das war es wohl, dachte Major Miner, warum sich der Bugger so gut mit den Murris verstand und sie mit ihm.

Und dennoch hatte Bugger Harvey den Major eines Tages aufgeschreckt und ihn, wenn vielleicht auch unabsichtlich, noch stärker auf den Weg des Tao gedrängt; gänzlich unerwartet war er genau in dem Moment hinter ihm aufgetaucht, als ein Eisensteinhang in den Breakaways in die Luft flog wie ein Schwarm aufsteigender Kakadus. Eine schöne Arbeit war das gewesen. Vor der Bläue des Himmels zogen große Felsbrocken langsame Bögen wie zart herabschwebende Federn, und dort, auf der so freigelegten Felswand, erblickte Major Miner eine Schlot-Opalader wie einen leuchtend blaugrünen Blitz, der durch zischende Explosionen zu Boden fuhr. Chuangtsu und Joe Blow waren zugegen wie stets. Hast du prima gemacht, lobten sie ihn. Wahrlich, ein großer Hauer haut nicht. Die beste Arbeit geschieht mühelos.

Das Tao bewirkt alles durch ein Nichts, sagten sie.

»Murks«, knurrte Bugger Harvey hinter ihm. »Völlig unnötiger Aufwand. Absolut schwachsinnig.«

»Mein Gott, laß daß, du bescheuerter Oller!« Der Major griff sich an die Brust. »Hast mich zu Tode erschreckt.«

»Wundert mich nicht«, erwiderte Bugger verächtlich. »Bei so ner verpfuschten Sprengung kriegste ja nicht mal den Weltuntergang mit.«

Major Miner war beleidigt. »Geh doch hin und gucks dir an, die Ader hat keinen Kratzer abgekriegt.«

»Also, so was«, sagte Bugger Harvey betrübt und betrachtete die Felswand, als tue ihm die dort angerichtete Verheerung im Innersten weh, »nenn ich Verstümmelung.«

»Wie bitte?«

»Einer sehr schönen Mesa.«

»Du bist ja wieder mal völlig übergeschnappt.«

»Wenn dieser Schlotopal für dich gedacht war«, sagte Bugger, »dann wärste schon irgendwie angekommen. Könntest noch einiges lernen von den Murris, blöder Haudrauf.«

»Na, dir haben sie jedenfalls vornehme Umgangsformen beigebracht, Bugger.«

»Stimmt«, erwiderte Bugger. »Richtig. Haben mir beigebracht, daß uns das, was wir nicht mit nem angespitzten Stecken erreichen können, auch nicht gehört, und ich sag dir, damit ham sie verdammt recht. Weißt du, was 1873 hier los war?«

»Ist das jetzt ne Predigt oder was?« fragte der Major.

»Ich sag dir bloß eins, die Erde ist unsere Mutter, wie die Murris so schön sagen, und man zerstört sie nicht ungestraft«, erwiderte Bugger

Harvey. »Und brauchst sie auch nicht aufreißen, du blöder Depp, sie ist nämlich großzügig. Paß auf, ich zeigs dir.«

Er trat auf die Wand zu, von der sich noch immer große Felsplatten lösten und herabdrifteten wie Ruß. Wenn es Major Miners bewunderndem Blick auch vorkam, als schwebten die Platten gewichtslos wie Asche, er wußte es besser und hütete sich, in diesen schwarzen Regen hineinzumarschieren.

»Das ist doch Selbstmord, du verrückter alter Suffkopp!«brüllte er.

Aber Bugger Harvey hatte plötzlich einen Haken geschlagen und strebte einem bestimmten Punkt abseits der herabstürzenden Felsen zu, wo sich eine Reihe wilder einheimischer

Orangenbäume den Hang hinaufzog. Major Miner folgte ihm. Er sah, wie der Bugger zu steigen begann und dann verschwand. Entnervt und wüste Flüche murmelnd begann auch der Major bergan zu steigen. Zu seiner Erleichterung entdeckte er den Bugger flach ausgestreckt unter einem riesigen runden Felsbrocken, der unterhalb einer Geröllpyramide lag. Ein Orangenbaum schob sich zwischen den Felsen hervor, und der Bugger saugte an einem seiner harten, holzigen, kleinen Früchte.

»Da unten ist Wasser«, sagte er. »Wo Buschorangen wachsen, gibts auch eine Bruchlinie, und wo eine Bruchlinie ist, da ist Wasser, und wo Wasser ist, gibts einen Wasserlauf, und wos einen Wasserlauf gibt, gibts wasserhaltiges Siliziumdioxid, und wo es das alles gibt, da gibts auch Opal, richtig?«

»Richtig«, erwiderte Major Minor genervt. »Deswegen hab ich schließlich gesprochen, du alter Hanswurst.«

»Völlig überflüssig.« Der Bugger zwängte sich in den engen Spalt zwischen den beiden Felsbrocken.

»Ich nenn dich, wies mir paßt.«

»Die Sprengung, mein ich.«

»Gleich lösen sie sich, du Schwachkopf«, brüllte der Major. »Du produzierst mir hier noch nen Erdrutsch. Und dann zermatscht es uns beide, du blöder, irrer, bescheuerter Scheiß...«

»Hier ist genug Platz für zwei«, rief der Bugger. Vielfältig und voll wie aus einer Echokammer drang seine Stimme ins Freie. »Komm, gucks dir an.«

Major Miner hatte es den Atem und die Stimme verschlagen. Mißtrauisch kroch er durch die Öffnung.

»Na, was sagst du zu diesem Schlotopal?« fragte der Bugger.

»Heiliger Strohsack.«

»Die Murris wissen viel mehr als wir«, sagte Bugger Harvey. »Sind einfach schon länger da.«

Das fand auch Oyster.

Am Anfang hockte er sich zu ihnen in die Flußbetten. Wir tauschen unsere Geheimnisse aus, erzählte er Major Miner. Wir sind alle Gottes Kinder. Und am Ende der Zeit werden auch die Ahnen wieder dasein, so wie sie am Anfang...

Am Anfang zogen viele Murris in die Höhlen und Stollen von Oysters Reef. Sie weihten sich dem Herrn, sangen Kirchenlieder, lauschten Oysters Bibelvorträgen, führten ihn zu den Adern. Und dann trudelten allmählich seine Anhänger ein, all die Kids aus Brisbane, Sydney und Melbourne, aus New York, Timbuktu und wer weiß woher. Und man hatte den Eindruck einer großen glücklichen Familie, so wie sie alle, schwarz und weiß, weiß und schwarz, da draußen zusammenlebten.

»Mir gefällt das nicht«, erzählte Bernie Major Miner im Pub. »Wenn ich du war, würd ich mir ein bißchen Sprengstoff bereithalten, für alle Fälle, wenn du weißt, was ich meine. Irgendwann ist es wohl soweit, und dann heißt es, sie oder wir.«

»Jetzt spinn bloß nicht«, erwiderte Major Minor. »Sind doch bloß Kids.«

Gefällt uns nicht, erzählten sich die Leute im Laden und in der Kneipe. Letztendlich wirds heißen: sie oder wir.

»Wen stören die denn, verdammt noch mal?« fragte Major Miner den Wirt. »Abgesehen davon verdient ihr doch ziemlich gut dabei.«

Bernie runzelte die Stirn. »Wir könnten noch viel mehr verdienen, wenn wir das Schürfen selber übernehmen würden.«

»Und so habt ihr ne Menge unbezahlte Arbeitskräfte«, wandte Major Miner ein.

»Sicher«, brummte Bernie. »Und ne Menge Ärger.«

Der Major fand es bemerkenswert, daß ein bunt zusammengewürfelter Haufen von dreißig Murris und etwa sechzig Rucksackkids soviel Angst hervorrufen konnte. Seines

Wissens besaß kein einziger in den beiden Gruppen eine Waffe, wenn man von den Bumerangs und Oysters Gewehr einmal absah. Und plötzlich stellte er fest, daß er Bugger Harvey zitierte. »Vielleicht können wir von den Murris noch einiges lernen«, sagte er zu Bernie. »Schließlich sind sie schon ein bißchen länger im Lande.«

»Das ist ja wohl mal ne klare Aussage«, versetzte Bernie.

»Zahlenmäßig sind sie uns eindeutig überlegen«, warf Mas Bill ein. »Ist doch wohl logisch, Major M., daß man da was machen muß.«

Was Major Miner anging, er blieb draußen in den Breakaways bei seinem Boulderopal. Und mußte eines Tages feststellen, daß mehrere Kisten Sprengstoff fehlten. Die alten Stimmen kehrten zurück. Die Welt ist ein Gefängnis, umschallte es ihn. Ganz egal, wie tief du dich auch im Busch vergräbst, sagte Joe Blow, das Lager wirst du nicht los. Freiheit ist was Geistiges.

»Wie konnte es nur so weit kommen?« fragt mich der Major im Dunkeln. »Ein paar durchgeknallte Kids, ein Murri-Lager und ganz gewöhnliche Leute in einem Outback-Städtchen. Wie ist uns das bloß zum Fall Singapurs geraten?«

»Vergiß den alten Fuckatoo nicht. Und die Opale. Und die Dürre. Die haben auch was damit zu tun.«

Der gestohlene Sprengstoff verfolgt ihn. In seinen Träumen spürt er die Stangen in allen seinen Körperöffnungen: Mund, Nase, Ohren, Arsch. Ein gewalttätiger Mensch, flüstert Chuangtsu, wird einen gewaltsamen Tod erleiden.

Major Miner vergräbt den Kopf in den Händen. Er hätte das Zeug loswerden müssen, hätte auf Bugger Harvey hören sollen, und plötzlich, ganz überraschend ist der Bugger wieder da, wird groß, überlebensgroß in der Erinnerung, kommt mit seinem in Zeitungspapier und einen Lappen gewickelten letzten Abendmahl. Hier kommt, entgegen aller Wahrscheinlichkeit, der Bugger, kommt mit Geschenken: einer Flasche Whisky und

einem runden, halbgaren Fladenbrot, heiß aus der schwarzen Pfanne.

»Eigentlich war ich eher überrascht als mißtrauisch, Jess. Kannst du dir ja vorstellen... dieser verrückte alte Kerl.

›Hab mir selber ´n Weihnachtsgeschenk gemacht, Major‹, sagt er zu mir. Und kriegt sich fast nicht mehr ein. ›Dir sag ichs, weil du ´n grundanständiger Kerl bist‹, sagt er. ›Dieser ganze Tommy-Dreck von Soldaten- und Offiziersehre, den sie uns damals eingetrichtert ham, der steckt immer noch in dir. Außerdem... na ja, du weißt schon...‹ Damit wollte er sagen, daß sie uns beide in den Lagern fertiggemacht haben, was man zwar nicht ausspricht, aber auch nie vergißt. ›Lieber sterben als ´n Kumpel verpfeifen, du weißt schon‹, sagt er. ›Bin zwar wahrscheinlich selber ´n Weißer, obwohl ich mir immer unsicherer werde, aber du bist jedenfalls der letzte Weiße außer mir, zu dem ich noch Vertrauen hab. Hab mir die Murri-Sicht angewöhnt. Weißen kannst du nicht übern Weg traun. Aber egal, anscheinend bin ich ganz scharf drauf, es einem anderen Weißen zu erzählen, falls ich letztendlich vielleicht doch einer bin, gratuliere, Major, daß ich auf dich verfallen bin.‹

Natürlich hat er mir nichts erzählen müssen. Hab selber Bescheid gewußt. Und auch, warum ers nur mir erzählen konnte. Nach dem Krieg... nach dem Lager... nach solchen Erlebnissen... kann man nur noch mit ehemaligen Lagerinsassen reden...«

Major Miner hatte es eine Weile probiert, nach dem Krieg. Hatte sich bemüht, in der Armee zu bleiben, in der Welt, zu heiraten, Kinder zu haben und zu leben wie alle anderen, aber die Ehe war schon zu Ende, noch ehe sie richtig begann. Die Kinder, die er auf verschiedenen Stützpunkten gezeugt hatte, kannten ihn nicht und wollten ihn auch nicht kennenlernen, anscheinend hat er sie alle schlecht behandelt, und dann noch schlechter, war meist betrunken, gewalttätig...

»Am Anfang hätt ich am liebsten alles in die Luft gejagt«, erzählt er mir. »Und das ist kein Witz. Am liebsten hätt ich alles ins Jenseits befördert, ein für allemal.«

Deswegen war er in den Busch geflüchtet. Er mußte irgendwohin, wo sonst keiner war. Und er hatte sich einen Jeep gekauft, ein paar Flaschen Whisky und sechs Kisten Sprengstoff. Er fuhr ins Niemandsland. Fuhr ziellos ins Blaue, geriet nach Lightning Ridge und soff sich die Hucke voll. Im Pub fragte ihn einer: »Bist du Hauer?«

»Nee«, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen. »Seh vielleicht danach aus, aber eigentlich bin ich ein Stecher, wenn du weißt, was ich meine«, und er grinste.

Das kam an in der Bar, das hatte gegessen. In ganz Lightning Ridge und bis zum White Cliffs Field hielten sie sich die Bäuche vor Lachen. Sie lachten über ihren verschütteten Bieren und luden ihn zur nächsten Runde ein. »Ich war mal Major in der Army«, verriet er ihnen, worauf sich - war es zu fassen? - herausstellte, daß noch andere Kriegsveteranen in der Bar saßen, Treibgut aus Changi, Kriegswracks aus Tobru und Neuguinea, und sofort schlossen sie ihn ins Herz und schleppten ihn in ihre Minen. Er bot sich als Sprengmeister an. Von einem Tag auf den anderen war er trocken und machte Opal zu seiner Ersatzdroge. Er legte sich ein neues Leben und einen neuen Namen zu. War wie besessen. Er zog weiter, schürfte auf sämtlichen Feldern in New South Wales und Südaustralien, doch zuletzt lockte ihn der queensländische Boulderopal, weil er so unzugänglich war, so verdammt schwer abzubauen, weil er eine so ungeheure Geschicklichkeit beim Sprengen, die Weisheit Chuangtsus und die Geduld von Prinz Wens Koch gleichzeitig verlangte. Kurzum das Tao.

Außerdem war er auf keiner Landkarte verzeichnet.

Und auf den Opalfeldern gesellt sich dann gleich zu gleich, und Bugger Harvey und Major Miner kochen ein Süsschen

zusammen und teilen sich ein Fladenbrot.

»Damals...« beginnt er erneut.

Er sieht es buchstäblich vor sich: den alten Jeep, der in einer Wolke seiner eigenen Hitzeausdünstungen herankeucht, den Whisky, das heiße Brot. Zärtlich schüttelt er den Kopf. Er hat eine Schwäche für Bugger Harvey. Der Bugger geht ihm ab. »Noch bevor er aus dem Jeep geklettert ist, noch ehe ich das Brot gerochen hab, hab ich schon die Opale gehört, wie Gammastrahlen, die in einer Satellitenschüssel rumquieken. Verdammt noch mal, er hats mir doch schließlich beigebracht. Wie Engelsstimmen haben sie geklungen. Hab gleich einen Steifen gekriegt. Er aber auch, gezittert hat er vor lauter Aufregung. Wie ein Alkoholiker im Delirium tremens.

›Tag Major‹, sagt er.

›Tag, Bugger.‹

›Fahr jetzt runter nach Innamincka‹, sagt er. ›Ist aber nur ´n Ablenkungsmanöver. Nach drei Stunden nehm ich die Stichstraße nach Thargomindah, und fahr weiter nach Bourke, und dann geb ich wohl ne kleine Party fürn paar alte Kumpels...‹

›Die Murris‹, sage ich.

›Genau‹, sagt er. ›Hab was Unglaubliches gefunden, muß ich ihnen zeigen. Und dann gehts weiter nach Lightning Ridge.‹

›Furchtbare Piste‹, sage ich. ›Die nach Innamincka und auch die nach Thargomindah.‹

›Ja‹, sagt er. ›Aber ich muß irgendwie nach Lightning Ridge, und über Quilpie fahr ich bestimmt nicht.‹

›Was stört dich denn an Quilpie?‹

›Die Spitzel‹, sagt er. ›Die Schnüffler. Bernies Späher und Lauscher. Alle von ihm gekauft. Trau keinem von denen übern Weg. Seriöse Händler findest du nur in Lightning Ridge, außerdem verstehen die was von schwarzen Opalen.‹

Und diese Opale haben ein Gloria gesungen. Aber ich bin

ganz ruhig geblieben. Hab nur gesagt: ›Schwarze Opale gibts bei uns aber nicht, Bugger?‹

›Meinst *du*‹, sagt er.

›Glaubst du wirklich, daß sich der Aufwand lohnt, Bugger?‹

›Darauf kannst du deinen süßen Arsch verwetten‹, meint er.
›Und Bernie oder Eromanga oder Quilpie kriegen die nicht zu Gesicht, kommt nicht in die Tüte. Ich red nicht von Boulderopal, Major. Nicht mal vom guten Schlotopal hier.‹

›Und von was dann, Bugger?‹

›Von ´ner reinen Crystal-Ader, so lang wie Cooper's Creek‹, sagt er. ›Von Steinen, wie du sie sonst nur in Lightning Ridge findest, von der schwarzen Schönheit, vom Reinsten und Feinsten. Drei Stück hab ich dabei, drei feurige schwarze Schönheiten.‹

Oh, ich hab sie gehört, Jess. In dem kleinen Säckchen, das er sich in die Socke gestopft hatte, haben sie ihr Halleluja gesungen. Hab förmlich gesehen, wie sie ihm ein Loch ins Bein brannten.«

Er seufzt bedauernd. »Hab sie nie gesehen«, sagt er. »Aber es hat mich nicht überrascht, daß auch noch ein anderer die Signale vernommen hat. Hat mich nicht überrascht, daß Oyster plötzlich auftauchte, und dann all diese Kids mit den leuchtenden Augen.«

Major Miner hat eine Theorie: daß nämlich die Ader, sobald Bugger den Eingang gefunden und ein paar Proben an die Luft gebracht hatte, laut und vernehmlich zu senden begann. Das Verwunderliche daran war eher, daß die halbe Welt es nicht hörte und nur die Groupies, nur die exzentrische Armee der Oyster-Kids, es mitbekamen.

»Ich erinnere mich noch«, sagt er, »wie Oyster uns vierzehn Tage später auf Bernies Veranda diese Steine gezeigt hat. Hab

fast einen Herzkasper gekriegt. Das ist es also, hab ich gedacht. Derselbe Engelschor, den ich bei Bugger gehört hab. Oyster hat das Signal aufgeschnappt und einen zweiten Zugang zu Buggers Ader entdeckt.«

Und trotz allem, allem, was passiert ist, kann Major Miner es immer noch kaum fassen, daß ein Mensch, der so sensibel auf Opale reagiert... kann er nicht begreifen, daß Oyster so *völlig*... wenigstens am Anfang, denkt er, vor dieser Verdüsterung, vor all diesen Dingen, am Anfang, muß doch sicher etwas Inspiriertes, Reines, ein Idealismus dagewesen sein, der dann später so furchtbar in die Irre führte.

Ein Bild steigt aus der Erinnerung auf.

Es ist unmittelbar vor der Dämmerung, noch in der Zeit vor dem Abzug der Murris, hinter dem Mulgagestrüpp und dem Labyrinth der Bora-Ringe hängt die große pulsierende rote Scheibe der Sonne. Er steht am Rande von Oysters Reef und sieht den großen Kreis um das Lagerfeuer. Oyster ist anwesend und auch einige Dutzend jener abgedrifteten Kids mit den naiven Gesichtern, die ständig hier eintrudeln, und die Murris, ein Didgeridoo spielt, sie singen und wiegen sich, Kirchenlieder und Didgeridoos, wie seltsam, denkt Major Miner, empfindet aber unwillkürlich so etwas wie Ergriffenheit. Etwas Warmes, Glühendes erfüllt seine Brust.

»Kommen Sie doch, setzen Sie sich zu uns«, ruft Oyster, als er ihn entdeckt.

Und schon taucht er, so kommt es ihm vor, in Unschuld und Wärme ein. Oyster erzählt Geschichten von Tully Wollaston und Percy Marks. Die Major Miner selbstverständlich bekannt sind, wie jedem Schürfer auf jedem australischen Opalfeld, und Oyster kennt sie auch, was Major Miner in seiner Ansicht bestätigt, daß Oyster auf allen Feldern gearbeitet hat, daß er ein echter Opal-Freak ist, dem auch die alten Überlieferungen vertraut sind. Major Miner weiß nicht, ob diese Geschichten der

Wahrheit entsprechen, aber jedes Feld, auf dem er gearbeitet hat, beruft sich auf sie. Denn Tully Wollaston und Percy Marks sind die Schutzpatrone der australischen Opalsucher. Allein der Glaube, erzählte Oyster, habe diesen Männern Halt gegeben. Schon um die Jahrhundertwende, noch ehe es einen Markt dafür gab, hatten sie die Schönheit der Steine erkannt. Tully Wollaston zog durch die Wüste und kaufte direkt an den Gruben, und Percy Marks stellte Schmuck aus schwarzen Opalen her, für den heutige Händler ein Vermögen hinblättern würden.

Zunächst aber gab es keine Abnehmer dafür.

Der einzige in Europa bekannte Opal war der blasse milchige ungarische, und keiner wußte, was er von dem finsternen, fremden, barbarischen Feuer halten sollte. Tully Wollaston und Percy Marks mußten ihr Feuer verschenken. Mit jedem Stein verschenkten sie Stücke von Sonne, Mond und Sternen, Glanz und Pracht. Märchen aus schwarzem Opal verehrten sie Königin Alexandra, dem Herzog von Gloucester, Sousa, dem amerikanischen Bandleader auf Australien-Tournee und Dame Nellie Melba. Die Träume der Berühmten verwandelten sie in Feuer, die Kunde vom Buschfeuer verbreitete sich, und allmählich gelüstete es die Prominenz nach den australischen Traumgebilden...

Und Tully Wollaston...

Tully Wollaston hatte immer an seine Sache geglaubt, schon damals, als er seine traumhaft schönen Opale 1890 zum ersten Mal in London anbot. Er mußte ungeschliffene Steine nach Europa bringen... denn in Sydney oder Melbourne gab es niemanden, der sie so schleifen oder polieren konnte, wie es seinen Vorstellungen, Wünschen, Träumen entsprach. Er brauchte Schleifer, die seiner inneren Vision gerecht wurden. Mußte reisen und suchen, bis er sie gefunden hatte. Und er landete bei De Beers. Dann mußte er die De-Beers-Leute, die Diamantenleute, beschwatzen, mußte sie engagieren, damit sie

ihm seine Steine schliffen und polierten...

Tully Wollaston ließ also die Steine schleifen, und Percy Marks verwandelte sie in reine Magie, 1908 stellten sie sie auf der Franko-Britischen Internationalen Messe in London aus, und die Verführung gelang, Europa erlag dem Zauber, ließ sich in Bann schlagen.

Worauf das Weltunternehmen De Beers in Panik geriet...

Behauptet man zumindest auf den australischen Opalfeldern.

Erzählen die Opal-Veteranen.

Diese Geschichte windet sich wirbelnd durch Schächte und Stollen und über die Übertagefelder von Coober Pedy bis nach Outer Maroo: wie sehr die De-Beers-Leute den schwarzen Opal und das Sinken des Diamantpreises doch fürchteten; wie sie damals, zu Beginn des neuen Jahrhunderts, ein Vermögen ausgaben, um den australischen Edelstein zu diskreditieren, die Legende vom Unglück bringenden Opal ausgruben und sie mit jener stillen Diskretion vermarkteten, die man nur für viele Millionen Dollar kaufen kann.

»Vor der Jahrhundertwende findet man keinen Anhaltspunkt für die Existenz dieser Unglückslegende«, erzählt mir Major Miner. Sie kam erst in dem Augenblick auf, als Tully Wollaston seine Steine aus Lightning Ridge bei De Beers schleifen ließ. Und plötzlich war sie in aller Munde. Sie entwickelte sich quasi erst rückwirkend. Man zerrte das Unglück vergangener Jahrhunderte ans Licht, obwohl damals kein Mensch diese Unglücks-Connection erkannt hatte.

Oyster aber erzählte seinen verwunderten Kids, daß dies nun keine Rolle mehr spiele, denn Wahrheit und Schönheit hätten am Ende den Sieg davongetragen, wie sie es stets und zwangsläufig täten. Und nun würden sie ein neues Eden erschaffen und die Zeiten überdauern wie der Opal; denn der Nationalschatz Australiens habe einige Millenien warten müssen, diskret, bescheiden, habe nichts getan, nur seine

Reinheit bewahrt, und jetzt sei die Stunde seines Triumphs gekommen.

Und das stimmte ja auch. Schweizer, Japaner und Amerikaner waren ganz erpicht darauf, heimlich still und leise einzufiegen und direkt auf den Opalfeldern einzukaufen: und Oysters Kids und die Murris lachten und sangen, und Major Miner stimmte ein in ihren Gesang.

Irgend jemand, das wußte er noch, hatte ihn gebeten, ein Foto zu knipsen. Ein amerikanisches Mädchen mit langem blondem Haar, schüchtern und übermütig wie ein Bergkänguruh. Es hatte eine Polaroid-Kamera und fragte ihn, ob er sie vielleicht...? Was wohl aus dem Foto geworden ist? Unter wie vielen Schichten in Mas abgesperrtem Hinterzimmer es wohl begraben liegt?

»Sie waren glücklich in dieser Nacht«, sagt Major Miner. »Ich glaub, die hatten wirklich eine Art von Paradies da draußen, bevor alles so schiefgelaufen ist.«

Das will er zumindest glauben; aber dann hat Oyster sich verändert, und das Wetter im Paradies schlug um; und dennoch kann er Oyster nicht allein dafür verantwortlich machen, ihn nicht als einzigen Verursacher all des Unheils verurteilen. Major Miner weiß es besser. Weiß Schlimmeres. Er weiß, daß irgend jemand ein Dutzend Sprengstoffkisten aus seinem Schuppen gestohlen hat, seinen gesamten Vorrat. In seinen Träumen blicken Joe Blow und Chuangtsu ihn traurig an. Ein gewalttätiger Mensch, sagt Chuangtsu, wird ein gewaltsames Ende finden. Seine Hände sind blutig. Er sieht junge, unschuldige Körper durch die Luft fliegen. Chuangtsu drückt ihm eine feuchte Stange Plastiksprengstoff in die Hand. Alles hat seinen Preis, sagt er.

»Jess«, flüstert Major Miner gequält. »Es ist alles meine Schuld, all das Furchtbare, Entsetzliche.«

»Quatsch«, murmele ich. »Keiner hat deinen Sprengstoff gebraucht. Am Reef hatten die doch vorher schon genug

gehört, um das ganze Land in die Luft zu jagen, und in Andrew Godwins Bunker genauso, und bei Dukke Prophet und in Bernies Schuppen und wer weiß, wo sonst noch.«

»Aber *mein* Sprengstoff ist plötzlich verschwunden.«

Er hätte das Zeug loswerden sollen, hätte damit lieber seinem eigenen hoffnungslos versauten Leben ein Ende setzen sollen, hätte auf Bugger Harvey hören sollen... und auf einmal stutzt er: Warum ist der eigentlich nie wieder aufgetaucht?

»Schon merkwürdig«, sagt er, »wirklich merkwürdig, wenn einer seinen Claim, und eine solche Ader noch dazu, einfach so im Stich läßt.«

Der Bugger wird seine schwarzen Opale bei Herman dem Hai losgeschlagen haben (*Komm rein und laß dich schröpfen!*), dem Händler mit den tiefen Taschen in Lightning Ridge, dessen Käufer im Tiefflug hereinbrausen und direkt vor dem Grubeneingang landen. Muß ein Vermögen gemacht haben mit seinem Säckchen. Und dann ist er wohl nach Sydney abgedampft, na ja, ich wünsch ihm viel Glück.

Trotzdem. Einen solchen Claim zu räumen.

Sieht einem Opal-Junkie nicht ähnlich.

Paßt nicht zu Bugger Harvey, ganz und gar nicht.

»Es ist schon wirklich seltsam, Jess«, sagt er, »daß er nie mehr zurückgekommen ist. Paßt einfach nicht zu ihm. Die Sache mit Oyster hat mich wohl zu sehr abgelenkt, so daß ich damals keinen Gedanken mehr dran verschwendet hab.« Aber jetzt denkt er darüber nach. »Irgendwann wird er schon wiederkommen. Und wie wir den gerissenen alten Bugger kennen, müßte er eigentlich schon wieder dasein.«

Major Miner kann sich vorstellen, daß er sich irgendwo an den äußeren Breakaway-Rändern von Godwins Grundstück eingebuddelt hat, sich von Eidechsenfleisch ernährt und mit Gidgee-Blättern bedröhnt. Sich ausmalen, wie Bugger die

Innamincka-Piste hinabzuckelt, um sie auf eine falsche Fährte zu locken, dann plötzlich nach Osten abbiegt, Richtung Lightning Ridge - ganz in Chuangtsu-Manier. Major Miner muß lächeln. Einen Bugger Harvey, der sich an allen Hindernissen vorbeischleicht, den kann er sich bestens vorstellen.

»Eines Tages, Jess, schießt er plötzlich aus einer der Dielenritzen auf Bernies Veranda.«

Aber irgendwie muß ich gerade an Bugger Harveys letztes Fladenbrotmahl und an seine drei Steine denken. Und auch Oysters drei Steine vierzehn Tage später und sein erster Abend in der Stadt fallen mir wieder ein. Als er hinkend in mein Zimmer geschlichen kam, im Mondlicht am Fenster stand und mich betrachtete. Ich saß auf dem Bett und starrte zurück. Hättest auch anklopfen können, funkelte ich ihm zu, und Oyster lächelte. Er knöpfte sein weites Hemd auf und zog es aus. Seine Haut war goldbraun. Die Brust leicht behaart. Er löste die Kordel seiner Hose und ließ sie fallen.

Ich sah ihm dabei zu, ganz ruhig.

Oyster durchquerte den Raum und stellte sich so dicht vor mich hin, daß sich das seidige Haar seiner Scham direkt vor meinen Lippen befand und mir sein hefiger Geruch in die Nase stieg. »Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit«, murmelte er. Er strich mir übers Haar. »Denn sie sollen satt werden.« Er legte mir die Rechte auf den Hinterkopf und preßte mein Gesicht an seinen Leib. »Komm zu mir«, murmelte er, »auf daß ich komme. Komm, laß uns zusammen kommen. Laß uns frohlocken im Angesicht des Herrn.«

Ich stellte mich tot. Wehrte mich nicht, gab aber auch nicht nach. Ich dachte zwar kurz daran, ihn zu beißen, aber frühere Erfahrungen hielten mich zurück.

Sekunden vergingen.

Oyster ließ mich los und trat wieder ans Fenster. Er stellte

sich ins Mondlicht, spreizte sich unter dem Kreuz des Südens.

»Ich zwingen keinen«, sagte er ruhig, als er sich wieder anzog. »Aber du wirst mich noch begehren. Irgendwann wirst du dich nach mir verzehren.« Seine milchigen Augen glänzten im Mondschein. Er lächelte, und ich sah seine Zähne. Diesen Mund voller Zähne, die schimmerten wie weiße Fänge. »Das garantiere ich dir«, sagte er. Seine Stimme hatte einen gefährlichen Glanz, eine Glätte wie das perlmuttrige Innere einer Muschelschale. »Ich werde sein wie ein Hunger«, versprach er mir, »wie ein Durst, den niemand dir stillen kann. Dein ganzes Leben lang wirst du an mich denken.«

Aber denken muß ich an seinen Fuß.

Seinem Fuß fehlte nichts.

An seinem Fuß klebte das Blut eines anderen.

»Bugger Harvey war zur gleichen Zeit auf der Innamincka-Piste unterwegs«, sage ich zu Major Miner, »wie Oyster. Ich nehme an, er ist damals aus Coober Pedy gekommen.«

Major Miner starrt mich an.

»Dieselben drei hohen Opaltöne«, erinnere ich ihn. »Kann doch sein, daß er Buggers Jeep in den Breakaways versteckt hat und von dort aus zu Fuß nach Outer Maroo gewandert ist. Er hat ziemlich gut über uns Bescheid gewußt.«

»Heiliger Strohsack«, murmelt Major Miner.

»Sein Bein«, sage ich. »Sein Fuß. An dem Abend damals hab ich seinen Fuß gesehen. Und es hat ihm nichts gefehlt. Das Blut, das war nicht sein eigenes.«

Major Miners Schlaf ist voller Raketen und Sternschnuppen. Er ersäuft in seinem eigenen Sprengstoff, Oysters Reef regnet auf ihn herab, Schreie, opalisierte Beine und Arme, das fallende Singapur, der vom Himmel fallende Bugger durchnässt ihn bis auf die Haut. Das Blut der anderen klebt an ihm.

»Jess!« ruft er unruhig. »Halt mich fest.«

Und das tue ich.

3

Der siebente Engel

Verrückte Dinge ereignen sich in der Wüstenluft, vor allem im Winter, wenn die täglichen Temperaturextreme so... extrem sind. Heftige Strömungen entstehen durch den Zusammenprall der sengendheißen Tage, der Fünzig-Grad-Tage, mit Nächten, die kalt wie die Sterne sind, und beim ersten Tageslicht überzieht eine Frostrinde das Mitchell-Gras. Auf der Asche der Lagerfeuer glitzern weiße Späne, Scherer erwachen mit Frostbeulen, Viehhüter mit winzigen Eiszapfen in Haar und Wimpern. Kühe stehen verwirrt vor einem Wasserloch, das milchigtrüb unter einer dünnen Eisschicht liegt.

Verrückte Dinge vollziehen sich in der Höhe, in den oberen Schichten der Luft.

In Outer Maroo kann sich plötzlich der Himmel verdüstern; nicht weil Regenwolken aufziehen, obgleich es durchaus einmal vorkommt, daß trügerische Wolkenbilder dahinjagen und uns auf ihre trockene schelmische Art veräppeln, uns von Wasser erzählen, das im Channel Country oder droben am Golf oder sonstwo fällt, Hunderte von Kilometern von uns entfernt. Nein, eine andere Finsternis, ein Zwielight, eine Art Endzeitdunkel senkt sich dann für Stunden oder Tage auf uns herab. Es zeugt von der außergewöhnlichen Instabilität in den oberen Luftschichten: dort, nur wenige Kilometer über uns, mögen Schnee-, Staub-, Hagelstürme oder Sturmgewitter toben. Mag der Regen in Richtung Sonne gepeitscht werden, gar nach oben fallen. Rote, staubgesättigte Windstöße können dann einen ganzen Schuppen abdecken.

Gefährliche und Ungewisse Zeiten sind das.

Der Himmel über Outer Maroo verfinsterte sich.

Wir müssen was unternehmen, meinten viele. Zahlenmäßig

sind sie uns überlegen, murmelten sie stirnrunzelnd, und das Gemurmel lief bis zum Reef.

Immer mit der Ruhe, meinten andere. Einer geschenkten Auster guckt man nicht ins Maul.

Aus den Breakaways bliesen heftige heiße Winde, Spinifexbüschel und gezackte Gidgeewurzelspeere flogen durch die Stadt. In Beresfords Laden ging eine Fensterscheibe zu Bruch, durch die sich ein schwarzer, entsetzlich verrenkter Gidgeezweig bohrte. Auf Bernies Veranda fand man tote Vögel. Die Luft war rot wie geronnenes Blut.

Der Old Fuckatoo ist wieder am Brüten, sagten wir.

Kühe starben, Schafe verwesten, die Wasserlöcher schrumpften und stanken, aus den Brunnen stieg ein schwefliger Dunst.

Das Wetter war unberechenbar geworden.

Tag und Nacht sahen wir nun Blitze in der Höhe, die wie riesige Seraphsschwinge über uns hinwegsausten. Dumpfe, grollende Donnerschläge erschütterten die Luft.

Im ersten Winter nach Oysters Ankunft senkte sich ein dreitägiges Zwielflicht über uns wie ein dicker rötlicher Mantel, und aus der Düsternis, aus dem heißen peitschenden Wind trat Oyster auf uns zu.

Ganz allein und in seinen weiten, weißen Gewändern trat er zur nachmittäglichen Gebetsstunde aus dem roten Staub. Er stand unter den Gidgeebäumen und hob die Arme. Vom Laden, vom Pub und vom Betsaal starrten alle wie gebannt zu ihm hinüber. Es war entsetzlich heiß und beängstigend finster, aber der alte Fuckatoo war nicht mehr ganz so drückend, schien uns mit seinen Flügeln Luft zuzufächeln, so daß man einen frischen Hauch und das trügerische Versprechen eines Wechsels zu verspüren meinte. Solche Tage sind brutal: Keiner will es laut aussprechen, daß die zartere Bewölkung Hoffnung bedeuten könnte, denn dies würde mit Sicherheit alle Aussichten

vernichten.

Alle warteten.

Unter den knorrigen schwarzen Stämmen der Gidgeebäume wartete Oyster, die Arme zum Himmel erhoben.

Major Miner stand auf Bernies Veranda. Ich selbst verfolgte das Ganze von meinem Platz hinter dem Tresen. Nach und nach traten die Leute aus dem Laden, aus dem Pub. Sogar die Kirchgänger, die dem Bethaus zustrebten, hielten inne und gafften, gingen nicht hinein. Blieben auf der Straße stehen. Rückten langsam auf Oyster zu.

Oyster wartete mit erhobenen Armen, die Augen zum Himmel gerichtet.

Er ist verrückt geworden, flüsterten einige, und andere: Er ist in Trance. Die Murris haben ihm gesagt, daß Regen im Anzug ist, meinte einer, denn alle wissen, daß die Alten auf mysteriöse Weise über solche Dinge unterrichtet sind.

Irgendwann, als sich fast ganz Outer Maroo auf der Straße versammelt hatte, senkte Oyster - so als habe seine Zuhörerschaft erst einen gewissen akzeptablen Umfang erreichen müssen - den Blick und sah sich um. »Folget mir nach«, sagte er. Er wandte sich nach der Treppe des Betsaals, und wir alle drängten uns hinterdrein. Major Miner war noch nie im Bethaus gewesen, was auch für Bernie und mich galt. Sogar bei Beerdigungen blieben wir Ungläubigen im Freien stehen. Für viele in Outer Maroo war es das erste Mal, und der schlichte, und in seiner Art sehr schöne puritanische Raum entwickelte eine ganz eigentümliche Gewalt, seinen ganz eigenen Zauber.

Oyster wandte sich an Charles Given, der die Stirn runzelte und ein wenig verstört, ein wenig bekümmert wirkte. Oyster blickte dabei zu Boden, wie mir auffiel, nicht auf Charles Given, und sprach leise und eindringlich auf ihn ein. Charles Given streckte die Hand aus, legte sie auf Oysters Arm, worauf Oyster

den Kopf hob und die beiden sich Auge in Auge gegenüberstanden - fünf Sekunden lang, acht, zehn, es schien ewig zu dauern. Die Leute begannen zu scharren, denn die meisten konnten nicht sehen, was vorging, und es herrschte ein beträchtliches Gedränge. Es gab nur noch Stehplätze; die Hitze, der Staub, das dämmrige Dunkel und die Körperausdünstungen waren zum Ersticken. Charles Given hielt Oysters Blick zwar stand, sah ihn unverwandt an, schien ihm jedoch ein Zugeständnis zu machen. Er neigte zu rasch zu Mitgefühl, glaube ich, was nicht immer angebracht ist.

»In Ordnung«, hörte ich ihn sagen und sah tatsächlich, wie er Oysters Arm drückte - eine quasi brüderliche Geste, die man wohl grob so übersetzen konnte: Mein Freund, diese quälenden Zustände gehen vorüber; auch diese dunklen Nächte der Seele enden einmal, und es wird wieder Morgen.

Oyster stieg auf die Kanzel, hob die Arme, breitete sie zur Seite, als wolle er uns alle umarmen, und die weiten weißen Ärmel seines Hemdes hingen herab wie Flügel. Das nervöse Gescharre verstummte. Er wartete ein paar Sekunden, ließ die Stille wachsen.

»Die letzten Tage sind nahe«, sagte er. »Die letzten Tage sind nah, ja, stehen uns unmittelbar bevor, denn Finsternis soll das Antlitz der Erde bedecken, und ein mächtiger Wind wird sich erheben, das Tier der Apokalypse wird umgehen im Land, und der siebente Engel wird sprechen. Die letzten Tage sind nahe, und bald schon wird keine Zeit mehr sein, die Erde aber wird uns Zuflucht und Reichtum gewähren. Wird uns Schutz gewähren in den letzten Tagen, allerdings nur jenen, die reinen Herzens sind und den Geist der Zwietracht meiden.«

Wieder entstand Bewegung, kaum wahrnehmbar zwar, wie die kleinen kabbeligen Wellen vor einem Sturm, und ein leises Murmeln war zu hören, denn wir wußten, daß die Erwähnung der Zwietracht auf uns gemünzt war, und das behagte uns nicht.

»Der Geist der Zwietracht«, sagte Oyster, »entzweit, der Geist des Glaubens aber wird uns einen.« Er faßte in die Taschen seiner Tunika und stieß die Arme auf etwas seltsame Art in unsere Richtung, so daß er uns verummte Hände entgegenzustrecken schien. »Wer mit mir ist, spricht der Herr, soll die Schätze des Himmelreiches erben.« Er riß die Hände aus den Taschen, streckte uns seine Fäuste entgegen und öffnete sie.

Seine Hände waren voller Opale.

Major Miner hielt den Atem an. Wieder klang ihm der hohe Gesang in den Ohren.

»Folget mir nach«, sprach Oyster, »und ich will den Reichtum meines Reefs mit euch teilen, euch sicher durchs Ende der Zeiten geleiten.

Wer aber nicht mit mir ist, der ist wider mich und soll abgehauen werden.«

Kann man sich das vorstellen?

Das Volk lacht Verrückte nicht aus, sondern bringt ihnen einen gewissen Respekt entgegen. Es verstummt. Hybris, echte Hybris hat etwas an sich, das echte Ehrfurcht in ihm weckt. Sie ist ein wahres Mysterium; ihre Geschichte ist lang und voller Schrecken; sie besitzt einen Stammbaum, den man nicht leichtfertig abtun kann, eine Geschichte, aus der uns Namen entgegenschallen wie die Schläge einer Totenglocke: Attila, Robespierre, Hitler, Stalin, Ich Amin, Saddam Hussein, Jim Jones...

Und noch etwas charakterisiert die Hybris: Die von ihr Befallenen sind gleichzeitig Clowns, Marktschreier, Verkleidungskünstler, Wahnsinnige, Magier, Monster; vor allem aber Clowns. Sie sind lächerlich; sie beunruhigen. Sie schwenken ihre Stöckchen; sie heben einen Vorhang; sie besitzen die Kraft zu entzweiten. Dann gibt es die einen, die ernüchtert, stumm und mit gebührendem Respekt vor dieser finsternen Macht zurücktreten und zusehen, wie die Karren über

die Bühne rollen; und die anderen, die den Vorhang durchschreiten, auf die Bühne springen und sich ins Geschehen stürzen.

Auf der Bühne, auf der anderen Seite des Vorhangs, sind die Naturgesetze außer Kraft gesetzt. Die herkömmliche Logik gilt nicht mehr. Die Menschen sehen mit den Augen des Verrückten. Denn echter Wahnsinn besitzt diese Gabe, diese Potenz, seine eigene Welt zu erzeugen. Schafft seinen eigenen Raum. In den andere eintreten können.

»Wir sind die Letzten, der letzte Rest von Gottes freiem Volk in der Wüste«, sprach Oyster. »Wir sind seine Erwählten. Ihr seid auserwählt. Seid die Hüter der Schätze des Herrn der Heerscharen.«

Und er stieg von der Kanzel herunter, schritt durch die Reihen und verteilte seine Opale. Und viele, wohl die meisten, streckten mit wer weiß was für gemischten Gefühlen die Hände aus wie zum Empfang eines Sakraments, mit leuchtenden Augen, geöffneten Lippen, heftig atmend. Manche vergruben sie trotzig und verächtlich in den Taschen, die meisten aber streckten sie ihm entgegen, ja, das war wieder eine brillante Inszenierung Oysters, dieses Kenners reiner Herzen, denn nun begann ein allgemeines Gescharre. Besorgte Unruhe erfaßte jene, die beschlossen hatten teilzuhaben, aber fürchteten, leer auszugehen. Man schielte zum Nachbarn, verglich Größe, Schliff und Farbenspiel. Kleine Schlangen der Gier, der Konkurrenz, der Unzufriedenheit begannen zu zischeln. Eifersüchtig drängte alles nach der Berührung seines wäßrigen Blicks, seiner Edelsteinhände.

Endlich kehrte Oyster auf die Kanzel zurück, hob die Arme und schloß die Augen.

»Nicht in meinem Namen spreche ich zu euch«, sagte er. »Ich bin nur Werkzeug, nur Sprachrohr. Der aber durch mich spricht, hat eine Botschaft für euch. Wer Ohren hat, der höre.«

Major Miner weiß noch, wie er sich verwirrt die Augen rieb, wie er sich umsah. Einen beängstigenden Moment lang meinte er, den Schlamm Singapurs, rasierte Köpfe, hohle Augen und den Kommandanten des Gefangenenslagers vor sich zu erblicken. Er schauderte. Ihm war, als taumele er durch einen Traum.

»Denn ich will berufen meinen getreuen Knecht, Dukke von Kerk«, fuhr Oyster fort, »einen aufrechten Mann im Angesicht des Herrn, will ihn berufen zu meiner rechten Hand, zu meinem Propheten, ja, er soll sein mein Prophet inmitten meines Volkes, auf daß es mir treu sei bis zum Tode und mich in allen seinen Taten verherrliche. Und ich will ihm vorangehn auf allen seinen Wegen; und mein Prophet soll meine Schätze, soll jene Adern erschließen, die auf und unter seinem Besitz liegen...

Meinen Knecht Andrew Godwin aber ersuche ich, sich um jene Schätze und Adern zu kümmern, die sich auf und unter seinem Land befinden, ferner, mein Volk zu lenken und ihm Schutz zu gewähren... denn er soll sein mein Krieger und meine rechte Hand...

Aber ich warne euch, Neid wird sich erheben ringsum. Neid und die Mächte der Finsternis, teuflische Mächte, die Mächte der Regierung und der Steuerbeamten, der Gottlosen; mit den Zähnen werden sie knirschen und versuchen, euch zu entreißen, was euch und mir von Rechts wegen zusteht...

Ja, ihr müßt euch wappnen... müßt euch schützen vor jenen da draußen... Denn nun kommen die Tage, da diese Stadt euch Schutz und Schirm sein wird. Ihr müßt euch absondern von der Welt, denn die Welt ist böse. Ja, jene unter euch, die ihre Kinder in Quilpie, Toowoomba oder Brisbane zur Schule schicken, sollen sie heimholen wie verlorene Schafe zur Herde, wo die Lehrer der Gottlosen sie nicht verderben können. Und so ich euch führe, sollt ihr eure eigene Schule, eure eigene Lehre haben, und ihr sollt einen Lehrer bestellen, der dort gemäß den Geboten des Herrn unterrichtet. Die Welt wird zwar wider euch

sein, jene aber, die aushalten bis zum Ende, sollen gerettet werden, denn der große und schreckliche Tag des Herrn ist nahe, die letzte Schlacht zwischen Gut und Böse, eine Schlacht, in der Du, mein Volk, wider jene, wider die Mächte der Finsternis, antreten wirst. Denn dies ist die Schlacht, die im Buch der Offenbarung geweissagt wird, die große Entscheidungsschlacht, Armageddon, die große...«

»Halt!«

Eine schockierte und beängstigende Stille trat ein, und ganze zwei Sekunden lang wagte keiner einen Mucks. Jeder hörte nur noch, wie ihm das Herz gegen den Brustkorb hämmerte.

»Das ist ja Demagogie«, rief Pastor Given erzürnt. »Gott ist kein Entertainer.« Er stand auf, musterte prüfend die Versammlung und trat zur Kanzel. »Entschuldigen Sie«, wandte er sich höflich an Oyster. »Der Geist des Herrn«, sagte er und sprach nun mit ruhigerer Stimme und ob seines Wutausbruchs ein wenig verlegen zur Gemeinde, »ist freundlich.«

Er stand hinter der Kanzel, schlug die Bibel auf und las gefaßt oder bemühte sich zumindest darum, es fiel ihm schwer - aus dem Alten Testament, aus dem Buch der Könige:

»Und siehe, der Herr ging vorüber und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach vor dem Herrn her; der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer erklang eine stille, sanfte Stimme...«

Doch er wurde durch Zwischenrufe und Geschrei unterbrochen, man verstand kaum sein eigenes Wort, so daß Charles Given die Bibel zuschlug, den Kopf erhob und nun so leise sprach, daß die Gemeinde verstummte und sich, um seine Worte zu verstehen, nach vorn beugen mußte wie Mitchell-Gras im Wind.

»Gott ist kein Entertainer«, begann Charles Given. »Gott spricht mit leiser und sanfter Stimme. Seine Stimme ist ein Flüstern. Niemand, keine Menschenseele kann hören, was Gott zu euch sagt.« Und wieder wurde mit Füßen gescharrt und gemurmelt.»Vergeßt nicht die Warnung des Evangelisten Matthäus...« fuhr der Pastor fort, doch das Scharren hatte sich inzwischen in ein Geschiebe verwandelt.

»Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder tun«, und jetzt erhob sich Mr. Prophet,»... *daß verführt werden in den Irrtum auch die Auserwählten*«, rief Charles Given, doch jetzt, jetzt -»*Darum, wenn sie zu euch sagen werden*« - entstand ein gewaltiger Aufruhr - *»Siehe, er ist in der Wüste...so glaubt es nicht,* denn der Geist des Herrn ist freundlich. Er kennt weder Pomp noch Prunk, weder die Begierde nach Macht noch nach persönlichem Reichtum. Er kennt keine...«

»Er spreizt sich nicht«, brüllte Mr. Dukke van Kerk, schritt nach vorn und stieß Pastor Given den Finger vor die Brust. »Und der eitle Stolz weltlicher Gelehrsamkeit und Bücherwissens ist ihm fremd.«

»Amen«, rief Oyster, den Blick auf die Deckenbalken gerichtet. »Mein Prophet hat gesprochen. Höre, mein Volk, höre meinen Propheten!«

»Mein Volk«, sprach Pastor Given. »Der Geist des Herrn ist die Liebe. Der Geist des Herrn verführt nicht, indem er euch mit Reichtümern lockt. Vergeßt nicht, ich bitte euch, daß die Bibel euch warnt vor falschen Propheten und ihren Versprechungen...«

Setz dich, brüllten die Leute, und Hände streckten sich nach ihm aus, man hörte das Gescharre von Füßen, Gebrumm und Rufe: *Oyster, Oyster*, und: *Opale*, und: *Wir wollen es hören, wir wollen es wissen, Oyster soll sprechen...*

»Und der sechste Engel«, brüllte Oyster und las aus dem

Buch, das vor ihm auf der Kanzel lag, »*der sechste Engel goß aus seine Schale auf den großen Wasserstrom Euphrat, und das Wasser vertrocknete, auf daß bereitet würde der Weg den Königen vom Aufgang der Sonne...* Hier spricht Gott von der Dürre«, sagte Oyster. »Und nach der Dürre werden Plagen und Erdbeben und ein Hagel kommen... Böse Geister werden erscheinen, um zu streiten wider den Gesalbten des Herrn, und die Mächte des Herrn und die Mächte des Bösen werden streiten wider einander... Höret die Worte des Herrn aus der Offenbarung des Johannes:

Und er hat sie versammelt an einem Ort, der da heißt auf hebräisch Armageddon. Und der siebente Engel goß aus seine Schale in die Luft; und es ging aus eine Stimme vom Himmel, die sprach: es ist geschehen. Und es wurden Stimmen und Donner und Blitze; und ward ein großes Erdbeben...«

Oyster hielt seinen rechten Arm in die Höhe wie einst Moses über die Wasser.

Vom Reef her ertönte das ferne Grollen der Sprengungen. Der Betsaal der Gotteswortler erbebte.

»Höret«, rief Oyster, »auf die Stimme des siebenten Engels.«

Und der große Wind brauste von Norden, und die Fenster klapperten und wurden von rotem Staub verdunkelt.

»Und ein großer Hagel, wie ein Zentner, fiel vom Himmel auf die Menschen«, las Oyster, »und die Menschen lästerten Gott über die Plage des Hagels, denn seine Plage ist sehr groß.«

»Höret!« rief Oyster.

Und wir alle lauschten nervös und erstaunt, während Hagelkörner groß wie Tennisbälle auf das Blechdach herabprasselten. Kinder weinten, und ihre Mütter nahmen sie in die Arme. Es klang, als wolle die Welt zerbersten. Major Miner spürte die Panik, die sich wie ein Derwisch in ihm drehte, er hörte Bomben fallen. Und das Getöse wollte kein Ende nehmen. Ein Fenster zerbrach. Glasscherben flogen durch die Luft.

Überall gab es Schnittwunden, Schreie, Blut.

Und dann trat eine gräßliche Stille ein.

»Der siebente Engel hat gesprochen«, sagte Oyster nun und machte der Gemeinde mit beiden Händen ein Zeichen, ihm zu folgen, und es fanden sich Menschen, die diesen von Oyster und dem Hagel bereiteten Raum betraten. Dukke Prophet sprang auf die Kanzel, und Feuer entströmte seinem Mund, aufstachelnde Worte, und dann geschah alles so rasch, so schnell, daß man kaum merkte, was eigentlich vor sich ging... die voranstürzenden Menschen, das Geschrei, die Plünderung des Studierzimmers des Pastors, das Feuer, das brennende Buch, die jähe Gewalt, die Schlägereien...

Mob bleibt Mob bleibt Mob, dachte Major Miner damals.

»Ich könnte heute noch kotzen«, erzählt er mir, »wenn ich an diesen wahnsinnigen Tag denke... Könnte kotzen, weil ich nichts unternommen hab, um ihn zu verhindern... diesen Irrsinn... ich begreife es immer noch nicht. Kann es mir nicht verzeihen. Irgendwie hab ich wohl nicht kapiert, was da vor sich ging, aber trotzdem verzeih ichs mir nicht.«

»Du hast doch was unternommen«, protestiere ich. »Du hast ins Feuer gegriffen, wie ein Idiot Bücher rausgezerrt. Sie haben dich bewußtlos geschlagen.«

Er starrt mich an. »Ist das wahr?« Irgend etwas regt sich in ihm, wie ein sehr fernes Echo, wie der Schatten eines Schattens, der Zipfel eines Traums.

»Ja«, sage ich.

»Gott sei Dank.«

Er ist so dankbar, so überwältigt, daß er sich abwendet und mit schnellen, hastigen Schritten davongeht, hinter einer Bodenfalte der Breakaways verschwindet. Er verschanzt sich in einer seiner Spalten, ich kenne das. Kommuniziert mit seinem Boulderopal. Etwa eine Stunde lang bleibt er verschwunden,

dann kehrt er zurück.

»Jedes Mal, wenn ich über Oyster nachdenken will«, sagt er, »fühl ich mich noch schlechter, noch verworrener.«

Oyster aber steht auf der Kanzel, jetzt und immerdar, und preist seine Privatobsessionen an. Ah, aber einige dieser Obsessionen... Ist schon eine finstre Sache, denkt Major Miner, wenn man den Wahnvorstellungen gewisser Leute die Zügel schießen läßt.

4

Nicht abgeschickte Briefe

Nach St. Paul, Minnesota, USA:

Liebe Luce,

weißt du noch, als wir vor der Bibliothek im Gras lagen und uns geschworen haben, daß, egal wohin es uns nach dem College auch verschlägt, egal in welches Land, egal, ob wir noch zusammen sind oder nicht, wir uns jedes Jahr beieinander melden würden? Mindestens einmal im Jahr, haben wir gesagt. Wir wollten die Briefe an die Adresse unserer Eltern schicken, falls wir uns je aus den Augen verlören. Damals haben wir das nicht geglaubt, ich wenigstens nicht, und du wohl auch nicht.

Wir wollten beide reisen, aber erst nach dem Studium und gemeinsam. Tja, ich weiß, ich hab das alles versaut. Vielleicht freuts dich zu hören, daß sie mich bald wieder verlassen hat, wir sind nie aus London rausgekommen. Sie hat sich abgesetzt mit irgendner Kneipenbekanntschaft. Aber vermutlich ist dir das eh egal. Wahrscheinlich bist du inzwischen verheiratet und so weiter. Das Dumme ist, Luce, daß ich in letzter Zeit ständig an dich denken muß und irgendwie hoffe, daß du mir doch noch eine Chance gibst und nachkommst. Du hast immer gesagt, daß du gern in einer Gemeinschaft leben würdest, einer Kommune auf dem Land, wo man alles selber macht. Tja, ich hab sie gefunden, die perfekte Kommune. Und ich hoffe, es klingt nicht altmodisch, aber zu Gott hab ich auch gefunden.

Wir leben in der Wüste, wie früher die Schamanen, in Stollen, Höhlen und Zelten. Wir schürfen Opale und sind völlig unabhängig. Es ist unglaublich schön hier draußen, und wir sind wie eine Familie, alle vereint im mystischen Leib Christi. Und

so was wie Rassismus gibt es hier auch nicht. Also, all die Dinge, an die wir auf dem College geglaubt haben, haben wir hier verwirklicht. Wir leben zusammen, Schwarze und Weiße, die australischen Aborigines und wir (sie nennen sich Murris), wir arbeiten sehr hart und meditieren, und jeden Abend kommen wir zusammen, singen, diskutieren und hören uns Oysters Vorträge an. Oyster ist unser Führer. Nun, du wirst dir so ungefähr vorstellen können.

Ich schicke den Brief an die Adresse deiner Mutter. Falls du Lust hast und kommen willst, flieg nach Brisbane, dann nimmst du einen Zug oder Bus nach Quilpie und trampst weiter zu Oysters Reef. Ich denk an dich, Luce. Bitte schreib mir.

Ganz liebe Grüße,

Simon Peter (früher Rob)

Nach Melbourne:

Lieber Jimbo,

Tja, vielleicht hattest du ja doch recht, aber du warst so scheißarrogant damals in Brisbane, daß ich dir das Vergnügen einfach nicht gönnt hab, wollt mir nichts reinwürgen lassen: Hab ich dir doch gleich gesagt. Du kannst dir also vorstellen, wie verzweifelt ich bin, wenn ich dir trotzdem schreibe, Junge. Manchmal kannst du ein richtiges Arschloch sein, aber was diesen Gideon angeht, da hast du recht gehabt, der ist völlig verklemmt und selbstgerechter als Gott persönlich, aber glaub mir, verglichen mit dem großen Tier, das hier draußen den Grafen Rotz spielt, ist er harmlos. Ja, ja, ich erinnere mich noch an die Witze, die du in Brisbane gerissen hast: Wer ne Auster in den Mund nimmt, hat was zu würgen. Wahnsinnig lustig, obwohl du recht behalten hast. Am Anfang wars ja eigentlich ziemlich gut, wirklich, und jede Menge unheimlich scharfe Bräute, aber die lassen uns hier leben wie die Scheißmönche,

mit Ausnahme von Oyster, der ist ein richtiger Rammler, will sie alle für sich haben, aber wie auch immer, ne Zeitlang wars gar nicht übel, die schwere Arbeit hat mir gefallen, und ich hab viel über Opale gelernt. Ja, wenn ich das hinter mir hab, sollten wir zwei nach Coober Pedy fahren. Das Blöde ist nur, daß wir keinen müden Cent für uns behalten dürfen, alles geht an Oyster, Gideon und die Kommune und all den Scheiß, wir schufteten wie die Sklaven, anders kann mans nicht nennen, und die Beterei wird mir auch langsam zuviel. Im Grunde ist das alles ein bißchen komisch hier draußen, und es ist verdammt viel schwieriger, wieder wegzukommen, als ich am Anfang dachte. Worum ich dich also bitten möchte (ja, ja, ich rutsch vor dir aufm Bauch, ich kriech dir in den Hintern), könntest du mir ein bißchen Knete schicken, ne Postanweisung über ein paar Hundert. Schick keinen Scheck, es gibt keine Bank. Schick es mir c/o Beresford's, Outer Maroo, westlich von Quilpie. Und erzähl Dad nichts davon, sonst zerquetsch ich dir die Eier, wenn ich wieder da bin. Sobald ich in Melbourne bin, werd ich erst mal ne Woche pennen, hier dürfen wir nur drei Stunden, wir müssen uns seine Predigten anhören bis in die frühen Morgenstunden, ich kritzle das in einem Wahnsinnstempo, hoffe, du kannst es lesen, Schreiben ist nicht erlaubt (kannst dir also vorstellen, wies hier zugeht), und dann zischen wir ab nach Coober Pedy, Kumpel, und werden beide reich.

Dein bescheuerter Bruder, Matt

(hier zulande als Habakuk bekannt, ohne Scheiß. Und erspar mir deine Witze.)

Nach Sydney:

Liebe Mum, lieber Dad,

Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn

daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Das könnt ihr wahrscheinlich nicht verstehen. Aber hier behalten wir nichts für uns, wir geben uns völlig hin und finden uns dabei. Ich erlebe hier einen Frieden, der größer ist als alle Vernunft, und bekümmert und voller Mitleid denke ich an euch, die ihr so vergiftet seid von Ehrgeiz und Hetze, vom Raffen und Konsumieren, das alle eure Kräfte verschleißt. Ich bete für euch. Ein strahlendes weißes Licht erfüllt mich, und wenn ich meditiere, wenn Oyster unsere Strahlung in die Welt hinausschickt, umhülle ich auch euch damit. Die Welt rast mit Riesenschritten dem Chaos entgegen, aus dem Gott sie einst erschaffen hat, aber ich will euch zu mir ins Licht ziehen, mit dessen Hilfe wir die Zeit überwinden und in die unwandelbare Gegenwart des Ewigen gelangen. Ich bete darum, daß ihr trotz eures Lebenswandels kraft der Liebe Gottes gerettet werdet. Ich hülle euch in weißes Licht.

Alles Liebe, Eure Tochter in Christi, Balsam von Gilead (früher Ginnie)

Nach Boston:

Liebe Sarah,

Ich bin angekommen, bin daheim. Ja, das ist ein ganz, ganz tiefes Gefühl. Ich glaube jetzt, daß alles Vorsehung ist, daß jede auch noch so zufällig erscheinende Begegnung vorherbestimmt ist. Ich weiß, daß Dad tot ist. Es ist okay. Ich hab von ihm geträumt. Er stand am Steg drunten am See, und ich bin runtergegangen, und in meinem Traum hat er mir die ganze Zeit entgegengeschaut, bis ich unten war, und dann hat er sich weggedreht, ist ins Wasser gesprungen und nicht mehr aufgetaucht.

Es ist okay.

Hier draußen gibts soviel Himmel und nachts so viele Sterne,

und die Felsen sind so uralt, und ich hab das Gefühl, daß nie was zu Ende geht. Alles ist da. Alles in unserer Nähe. Sagt Oyster jedenfalls. Alles gehört uns. Gestern nacht war ein Dingo vor meinem Zelt. Sie sind sehr schön, ganz anders irgendwie, und kein bißchen gefährlich. Wir haben uns nur angeguckt, der Dingo und ich, und plötzlich hab ich bemerkt, daß er Dads Augen hatte. Da hab ich einen unglaublichen Frieden gespürt.

Auch du bist bei mir, Sarah, ich spüre es.

Nie zuvor hab ich solche Ruhe und solches Glück empfunden. Ich will dir ein Geheimnis verraten: Ich bin verliebt. Alle Frauen sind in Oyster verliebt, und er ist auch zu allen freundlich, liebt alle, aber ich bin sein Liebling. Das ist eine große Ehre und macht mich wahnsinnig glücklich. Ich halte es geheim, weil er es so will, damit die anderen nicht eifersüchtig werden.

Übrigens hab ich jetzt auch einen neuen Namen. Oyster gibt jedem von uns einen speziellen Namen. Wir vollziehen ein Ritual und werden auf unseren neuen Namen getauft. Weil wir Wiedergeborene sind. Ich heiße jetzt Rose von Sharon, was ich sehr schön finde.

Ich schreib dir, sooft ich kann, obwohl wir nicht viel Zeit haben und eigentlich keine Briefe schreiben sollen, aber ich hab das Gefühl, daß ich dir diesen Brief schulde, Sarah, und wenn Oyster unsere Geschichte kennen würde, würde er es sicher erlauben. Wir arbeiten wahnsinnig hart, wir meditieren und studieren Oysters Lehre, und wir sind alle sehr glücklich miteinander. Wenn ich meditiere, bist du mir ganz nah, Sarah. Es hat alles so kommen müssen.

Alles Liebe, Rose von Sharon (früher Amy)

Liebe Sarah,

Wenn wir meditieren, sehen wir ein weißes, unvorstellbar helles Licht. Es kommt aus dem Innern einer Austernschale. Oyster spricht dann sehr leise zu uns, belehrt uns, und das Licht wächst

und wächst und verschlingt alles. Ich kann es dir nicht beschreiben, es ist unglaublich schön, aber eines sollst du wissen, Sarah: In Gedanken strecke ich die Hand nach dir aus und umhülle dich mit diesem Licht.

Alles Liebe, Rose von Sharon

Liebe Sarah,

Manchmal ist es schwer, sich an die Hitze zu gewöhnen. Viele Mädchen kippen mitten am Tag plötzlich um, und eine ist schon am Hitzschlag gestorben. Es war schrecklich. Deswegen hat Oyster die Regeln geändert. Wir müssen uns an den Regeln des Universums orientieren, sagt er. Sogar die Tiere gehorchen sehr strengen Gesetzen, und die Männchen anderen als die Weibchen.

Deswegen kochen wir Mädchen jetzt und nähen Kleider. Die Burschen gehen auf die Jagd wie die Aborigines, und wir lernen Kochen nach Ureinwohnerart. Wir dürfen auch nicht mehr so häufig mit den Pickups in die Stadt fahren, aber dazu haben wir sowieso keine Lust, weil uns die Leute dort nicht mögen. Wenn wir dann doch mal gehen, müssen wir aus Sicherheitsgründen zu dritt gehen. Ich bin absolut überzeugt von unserer Lebensweise, aber ich fühl mich sehr müde und auch nicht besonders wohl. Vielleicht mach ich mal Ferien und besuch dich, aber danach geh ich wieder zurück.

Alles Liebe, Rose von Sharon

Liebe Sarah,

Der Winter ist schlimmer als der Sommer, weil es nachts so gräßlich kalt ist, unter Null Grad, tagsüber aber genauso heiß wie im Sommer. Wir hatten ziemlich komisches Wetter. Sandstürme und ein paar Hagelschauer, völlig außer der Reihe.

Ich hatte keine Ahnung, daß Hagelkörner so riesig sein können.

Oyster sagt, die Stadtbewohner sind gegen uns, und ständig verschärft er die Regeln. Sogar am Reef, sagt er, gibt es Unreinheit, und er hat recht, denn obwohl wir rein bleiben sollen, sind mehrere Mädchen schwanger. Inzwischen gibt es auch schon einige Babies und Kleinkinder, um die sich eine speziell ausgewählte Gruppe kümmert. Oyster ist ganz verrückt nach den Kindern. Wir, das heißt, die Mädchen, müssen jetzt alle Kopftücher tragen, um zu zeigen, daß wir schamhaft sind und reine Gedanken haben.

In letzter Zeit fühl ich mich nicht so besonders. Ich schreib wieder, sobald ich kann. Zur Zeit haben wir kaum Gelegenheit, in die Stadt zu fahren und Briefe aufzugeben.

Liebe Grüße, Rose von Sharon

Liebe Sarah,

Ich hol dich raus aus dem weißen Licht, weil ich mit dir reden muß. Ich bin völlig durcheinander. Inzwischen sollen wir uns bei der Arbeit nicht mehr unterhalten, und im Grunde auch sonst nicht mehr. Wir meditieren die ganze Zeit, weil wir eine kontemplative Gemeinschaft sind, sagt Oyster. So reinigen wir die Welt. Aber ich hab mit Julian am Lagerfeuer gearbeitet, wir haben in der heißen Kohle Wurzeln geröstet, so wies uns die Murris beigebracht haben, und plötzlich fängt Jillian an zu weinen und kann überhaupt nicht mehr aufhören. Ich hab sie gefragt, was sie hat, und sie hat mir erzählt, daß sie nicht weiß, was sie mit ihrem Baby angestellt haben. Und daß es Oysters Baby ist, hat sie auch gesagt. Ich weiß nicht, ob ichs ihr glauben soll. Viele der Frauen, sagt Oyster, haben sexuelle Phantasien über ihn, und auch einige der Männer wären nicht enthaltsam. Manchmal denk ich mir, daß sogar in der vollkommensten Kommune was schief laufen kann. Ich überleg mir, eine Zeitlang wegzugehen, um mal gründlich nachzudenken.

Liebe Grüße, Rose von Sharon

Liebe Sarah,

einige der Stollen, die inzwischen ausgebeutet sind, haben wir zu Zimmern erweitert. Das machen die Männer mit kleinen Bohrmaschinen, aber in letzter Zeit krieg ich entsetzliche Kopfschmerzen von dem Lärm. Na ja, jedenfalls hausen wir jetzt zum Großteil unter der Erde statt in Zelten oder Hütten. Was wirklich eine große Verbesserung ist. Denn tagsüber ist es viel kühler, und nachts bleibt es genauso. Die Temperatur ist hier unten konstant, was im nächsten Winter sicher angenehm sein wird, obwohl ich nicht glaube, daß ich noch so lange hier bin. Wir haben eine Sondergruppe, die die Säuglinge und Kleinkinder betreut, und trotzdem sind einige Babies gestorben. Überhaupt kommen mir die Kinder schrecklich still vor, gar nicht so, wie ich kleine Kinder kenne. Und sie weinen fast nie. Es macht mir Sorgen, Oyster aber meint, das wäre so, weil sie in eine Aura des Friedens hineingeboren wurden. Ständig sind irgendwelche Mädchen schwanger, kommen Kinder auf die Welt, aber die Mütter müssen ihre Babies bei der Sondergruppe abgeben. Eine von ihnen war so fertig, daß sie versucht hat, sich umzubringen, beim Lagertreffen aber (das jeden Abend stattfindet) hat sie bekräftigt, daß sie den Willen Gottes annimmt, hat ihre Sünde, ihren Trotz bereut und gesagt, daß sie voller Freude und Licht ist, nur hat sie dann am nächsten Tag bei der Wäsche endlos geflennt. Da ist so vieles, was ich nicht begreife, und ich fühl mich auch nicht besonders, aber ich glaube wirklich an Oyster. Liebe ihn tatsächlich. Wenn ich meditiere, bin ich völlig ruhig, und ich versuche, dieses weiße Licht den ganzen Tag in mir zu bewahren.

Alles Liebe, Rose von Sharon

Liebe Sarah,

jetzt hab ich lange nicht mehr geschrieben, und über vieles, was hier passiert, hab ich dir nichts erzählt, weil ich einfach nicht konnte. Habs nicht mal geschafft, drüber nachzudenken. Weil ich mir selber die Schuld gegeben habe. Mir und meinen unreinen Gedanken. Aber irgend etwas hat sich verändert, und ich weiß jetzt, es liegt nicht nur an mir, daß was schiefgelaufen ist. Jemand ist gekommen und hats geschafft, wieder abzuhaue, und das hat den Ausschlag gegeben. Plötzlich ist mir wieder eingefallen, daß es ja auch außerhalb des Reefs noch eine Realität gibt. Vor ewigen Zeiten hab ich doch mal einen Gideon erwähnt (in Wirklichkeit heißt er Angelo) - der Junge, der mir als erster vom Reef erzählt hat! Na ja, er hats auch gemerkt, und es ist unglaublich, wenn man plötzlich jemanden hat, mit dem man sich austauschen kann, obwohl wir fast nie Gelegenheit dazu haben. Ich will weg von hier. Wir werden uns bald wiedersehen, Sarah, und ich versprech dir, daß ich nie wieder abhaue.

Alles Liebe, Amy (früher Rose von Sharon)

Liebe Sarah,

Momentan fast unmöglich, vom Reef wegzukommen, nicht mal zu dritt läßt er uns in die Stadt, bin aber fest entschlossen. *Muß* dir diesen Brief schicken, damit du weißt, was los ist, falls was dazwischenkommt. Entschuldige die furchtbare Schrift, aber ich hab kaum Zeit oder Gelegenheit, es ist fast unmöglich, gefährlich. Alles so anders jetzt, jetzt wo Angelo und ich reden können, wirklich reden, obwohl ziemlich schwierig, weil Reden nicht mehr erlaubt ist, nur Arb., Beten, u. immer zu dritt.

Wir zwei kapieren nicht mehr, weshalb wir so lange gebraucht haben, so leben konnten, warum wir es uns haben gefallen... Hoffentlich kannst du das lesen. Hab nicht viel Zeit. War wohl ne Art geistiger Umnachtung, wie eine Krankheit, schwer zu erklären. Waren nicht mehr wir selber. Zu müde zum

Denken, zu schwer geschuftet, und dann praktisch die ganze Nacht Predigt, Singen und viel zu viel Meditation, hat uns wohl das Hirn zerfressen, als wär man auf Drogen oder jahrelang ruhiggestellt.

Oyster inzwischen ziemlich durchgeknallt, wird immer schlimmer. Gefährlich. Angelo hat mir erzählt, daß er für nächste Woche was Großes plant. Große Zeremonie, alle unter der Erde, Kerzen, Mitternacht. *Letzte Reinigung und Befreiung*, klingt gar nicht gut. Die Vestalinnen warten, sagt Oyster, denn *der Bräutigam kommt*. Angelo kennt seine Stimmungen, und die gefällt ihm überhaupt nicht. Er will uns über die große Wasserscheide führen, sagt Oyster, ins Gelobte Land. Dorthin, wo keine Zeit mehr gibt. Wie die Babies, meint Angelo, und die anderen, die Auserwählten, von denen immer wieder einer verschwindet, obwohl wir die meiste Zeit viel zu erschöpft sind, um überhaupt zu merken, wer fehlt und wer nicht. Angelo hat nach den toten und vermißten Kindern gefragt. Opfergabe an Gott, hat Oyster geantwortet. Eingegangen ins große Entzücken, in die letzte Reinigung, Erlösung, im Handumdrehen verwandelt, heimgekehrt zu Gott.

Gefällt mir gar nicht. Muß Brief abschicken. Angelo und ich haben uns entschlossen abzuhausen, zu flüchten. Ich komm nach Hause, ich versprechs dir.

Bete für mich, Sarah. Ich hab solche Angst.

Alles Liebe, Amy

5

In die Grube gefallen

Ein Stück weit führte der Bau wie ein Tunnel geradeaus, las Miss Rover, doch dann fiel der Gang plötzlich ab, so unvermittelt, daß an ein Innehalten nicht mehr zu denken war und Alice auch schon einen abgrundtiefen Schacht hinunterfiel.

Mercy, die durch Alpträume und vergangene Zeiten stürzte, vorbei an Seitengängen, dröhnenden Bohranlagen, Winden, dem zischenden Kreidestaub, der unter ihr eingesaugt und über der Erde als Abräumhaufen wieder ausgespuckt wurde, versuchte sich zu vergewissern, in welchem Kapitel und Vers sie sich eigentlich befand, welcher Prophezeiung, welcher Mine: Oysters Reef oder Aladdin's Rush oder Potch Point oder Major Miners Great Extended, oder in einem jener Löcher, die man gebohrt und gleich wieder aufgegeben hatte. Vom Hauptschacht aus ließ sich das kaum beurteilen.

Es fiel ihr schwer, durch die weißen Staubwolken hindurch anderes als Bedrohung auszumachen. *Miss Rover, verlaß mich nicht*, flehte sie, und im Fallen überschlugen sich die Worte mit jeder schwindligen Zeitlupendrehung ihres Körpers. Kullerten um sie herum wie Edelsteine, die einen Brunnenschacht hinabrasseln. Sie schnappte nach ihnen, packte sie, und Miss Rovers Name schmiegte sich warm wie ein funkensprühender Feueropal in ihre Hand. Und sobald sie daran rieb, trennte sich ihr furchtloser Schutzgeist von ihrem Körper. »Wo bin ich?« rief sie. »Ich kann nichts sehen...« Ihre Lungen füllten sich mit Gesteinsstaub, und ein Hustenanfall schüttelte sie. Miss Rover, rief sie hustend, und Miss Rover tauchte trugbildartig, staubbedeckt aus einem Seitentunnel auf.

»Ich hab Sie gesucht«, sagte Mercy erleichtert. Sie hustete

immer noch. »Der Staub«, keuchte sie. »Der bringt mich noch um. Aber jetzt ist es egal. Ich bin so froh, daß ich Sie gefunden habe. Ich hab gehört, daß Sie versetzt worden sind.«

»Ja«, erwiderte Miss Rover, »in eine höhere Sphäre. Man hat mich befördert.«

Mit einem Lineal schlug sie auf den Tafellappen, und weiße Wölkchen stiegen auf wie Ballons. »Der Steinstaub ist wirklich gräßlich«, räumte sie ein, »aber wer weiß, vielleicht ist es auch nur die schlechte Kreide.« Dennoch notierte sie sich auf einer frischen Seite *Steinstaub* und *Abräumhaufen*. Sie führte Buch über die Lücken im Lehrplan. »Vielleicht hast du recht«, sagte sie. »Vielleicht ist es die Staublunge, die die Leute umbringt. Hier im Busch scheinen ja massenhaft Leute zu sterben. Aber auf lange Sicht betrachtet, Mercy, und auf den Lauf der Geschichte bezogen, zählt diese kleine Weltuntergangsshow gar nicht weiter, auch wenn es uns, die wir darin verstrickt sind, natürlich so vorkommt. In *der* Hinsicht sind wir alle lächerlich arrogant. Wir alle erleben uns als Mittel- und Angelpunkt der Weltgeschichte, aber Outer Maroo hat schon mal seinen Jüngsten Tag erlebt, und wer denkt heute noch daran?«

»Ich«, sagte Mercy. »Das war 1873. Hab ich bei Ihnen gelernt.«

»Sehr gut«, erwiderte Miss Rover. Sie fuhr mit dem Lappen über die Tafel und wischte die Daten ab. »So manche Völker und Orte haben ihre Armageddons erlebt, und leider ist mit weiteren zu rechnen.« Sie blies eine Kreidewolke zum Fenster hinaus. »Was dem einen das Ende der Welt ist und die Katastrophe schlechthin, ist für den andern nur eine Anmerkung, Mercy. Denk etwa an das Armageddon, das im Jahre 1788 begann. Wir fangen eben erst an, es zu verstehen.«

Sie setzte sich hinter ihr Pult und stützte den Kopf in die Hände. »Mich quält nur eins«, sagte sie, »nämlich, daß ich so wenig erreicht habe. Ich will ganz offen zu dir sein, Mercy.

Sogar auf meinem neuen Posten läßt mir das keine Ruhe.«

Sie mischte einen Packen Zeugnisse, und die Blätter hoben und senkten sich wie weiße Vögel. »Nichts hab ich erreicht«, sagte sie. Sie war immer noch ganz fassungslos darüber, wie schlecht eine queensländische Ausbildung für Queensland vorbereitete. Fassungslos angesichts all der unerledigten Arbeit. Sie konnte nicht loslassen. »Ich bin immer noch in Outer Maroo«, sagte sie.

Irgend etwas an ihrem Ton erschreckte Mercy, die das Gefühl hatte, sich vor Träumen und vor allem vor unerwünschten Enthüllungen schützen zu müssen. »Ich weiß, daß Sie mir Briefe geschrieben haben«, sagte sie zu Miss Rover. »Und daß ich sie nicht kriege, weil Ma es verhindert. Es ist so kalt hier.«

»Das ist der Wind vom Reef«, sagte Miss Rover. »Aus Inner Maroo. Das ist der Chill-Faktor. Ignorier ihn einfach. Ich werd mal weiterlesen, solange ich noch hier bin.«

Immer noch liest Miss Rover *Alice im Wunderland*. Dreizehn Schüler zwischen sechs und achtzehn Jahren besuchen die Ein-Lehrerinnen-Schule. Mercy sitzt in der hintersten Reihe. »Kindergeschichten«, erklärt Miss Rover, »sind selten *nur* Kindergeschichten. Was für die hier ganz besonders gilt«, sagt sie, »denn hier wird die normale Logik ständig auf den Kopf gestellt.«

»Woher wollen Sie denn wissen, was *normal* ist?« fragt Brian.

»Richtig«, sagt Miss Rover. »Daß Menschen kommen und verschwinden, beispielsweise, das ist in Outer Maroo normal.«

»Die verschwinden doch nicht«, erwidert Brian. »Sie ziehen sich zurück, das ist was völlig anderes. Sie suchen Läuterung.«

»Und der Tod«, sagt Miss Rover. »Der Tod ist hier auch was Normales.«

»Im Busch ist der Tod immer normal«, sagt Brian.

Mercy muß ihm zustimmen. Es ist wahr. Die Dürre, die toten Rinder, die toten Schafe. Und auch die Menschen. In Rinder- und Schafregionen sind die Krebsraten hoch. Desinfektionslösungen, Insektizide, das Besprühen der Felder und des Futters, das läßt sich nun mal nicht ändern. Und in Outer Maroo gilt ein Ehrenkodex, der Miss Rover geradezu empört: Ein krebskranker Mann belastet seine Familie nicht mit seinem langsamen Dahinsiechen. Er schafft sich diskret beiseite, irgendwo in den äußeren Ausläufern seines Besitzes, wo ihn dann einer seiner Viehhüter mit der Gewehrmündung im Mund auffindet.

Mercy hat zugehört, als Pete es Miss Rover auseinandersetzte. »Das ist halt der Unterschied zwischen nem Mann und nem Großstadtschnösel, Schätzchen«, hat er gesagt. »Was das Futterspritzen anbelangt oder die Känguruhjagd oder das Schürfen auf den sogenannten heiligen Stätten, ja, da ist es mörderisch, das Land. Und wenn du nicht ein bißchen züchtigst, wirst du verdammt unverschämt.«

»Verstehe«, sagt Miss Rover.

»Nein, das verstehst du nicht«, sagt Pete. »Du *nicht*. Am Ende ist nämlich immer das Land der Sieger. Und wir *wissen* das. Verdammt. Hinter den Breakaways liegt ne ganze Stadt voller Skelette und verrotteter Grundmauern. Diese Stadt hat schon nen Untergang hinter sich. Und das mein ich wortwörtlich. Völlige Auslöschung. Von Inner Maroo ist nichts, aber auch gar nichts geblieben.« Pete schnalzt mit den Fingern, küßt die Fingerspitzen und bläst das Küßchen davon. »Und das kann auch uns blühen, Susannah. Wir können der Dürre zum Opfer fallen, bis auf den letzten Mann. Also, die Kadaver... die wirst du doch wohl gesehen haben. Und dieser Leichengestank, der in der Luft hängt. Jede Überschwemmung kann uns davonspülen. Dieses Land ist ein zähes, altes Miststück. Wir haben Respekt vor ihm, deswegen kennen wir kein Pardon. Das ist ne echte Leidenschaft«, sagt er.

»Ach ja?« Miss Rover zieht die Augenbrauen hoch. »Leidenschaft?« sagt sie.

Pete ist verärgert. »Du begreifst nichts von unserer Liebe.«

»Nein«, sagt sie zustimmend und schüttelt seinen Arm ab, und sie sitzen wohl auf Bernies Veranda, und Mercy hockt auf den Stufen. »Klingt mir eher nach Vergewaltigung«, sagt Miss Rover.

»Jetzt sei nicht gleich so empfindlich«, versucht Pete sie zu besänftigen. Er nimmt ihre Hand und streicht ihr langsam über die Finger. »Ich sag dir was. Sobald du einige Dürren und ein paar Überschwemmungen und ein, zwei Buschfeuer hinter dir hast, schenken wir dir ne vergoldete Apfelsinenkiste, auf der du dann deine Volksreden schwingen darfst, und wir stellen keine blöden Fragen mehr und hören dir zu wie Sonntagsschüler.«

Aber Miss Rover ist nun mal die geborene Unruhestifterin. »Daß du aber auch in jedes Fettnäpfchen treten muß«, seufzt Pete, »wirklich hoffnungslos.« Und da erscheint Andrew Godwin, wählt ausgerechnet diesen Moment, um aus seinem Jeep und Bernies Treppe hinauf zu springen. Er entleert einen kleinen Sack voller Emuköpfe auf die Dielenbretter. »Na, was sagt ihr jetzt?« fragt er stolz. »Das wird den Mistviechern ne Lehre sein - meinen Kühen bei der Dürre den letzten Grashalm wegzufressen.«

Miss Rover, die sich nun wie eine Volksrednerin erhebt und sowohl den Liegestuhl wie Pete beiseite stößt, fragt eisig: »Sind Emus denn nicht geschützt?«

Andrew Godwin blinzelt.

Er muß erst mal innehalten, sich die Frage noch mal vergegenwärtigen.

Dann lacht er. »Nur durch ihr Federkleid, Schätzchen«, sagt er, und dann zu Pete:

»Mein Gott, die ist vielleicht ne Marke!« Und die Heiterkeit

ist so allgemein, so ansteckend, daß alle geneigt sind, Susannah zu verzeihen und sie auf einen Drink einzuladen. Die ist vielleicht ne Marke! Was die sich heutzutage nicht alles einbilden, diese Brisbaner Tussis! Glaub, ich werd nicht mehr.

»Wenn Sie mich bitte entschuldigen«, sagt Miss Rover zitternd und streicht ihren Rock glatt. »Ich muß noch Stunden vorbereiten, und dreizehn Kinder warten auf mich. Komm, Mercy, gehen wir.«

Und Hand in Hand schreiten sie mit hoherhobenen Köpfen die Straße hinauf.

»Wie zwei Jabis«, erzählt Pete ihnen später.

Mercy sieht ihm zu, wie er Miss Rover beobachtet. Für ihn, das weiß sie, ist Miss Rover so anmutig, flüchtig und ungebunden wie die langbeinigen Vögel an den Wasserlöchern. Und gefährlich obendrein. Die Männer beobachten sie, beobachten, wie ihr der Baumwollrock um die Beine schwingt. Mercy weiß, daß Miss Rover wütend ist. Und Pete weiß es auch.

»Mach keinen Zoff, Susannah«, bittet er sie leise. Er läßt die Hand über ihren Arm gleiten. »Das Leben ist hart hier draußen. Mußt dich eben drauf einstellen.«

»Glaub mir, Pete«, sagt sie. »Ich hab schon genug Zugeständnisse gemacht.«

Sie führt Buch über all die gemachten Zugeständnisse. Sie stellt ein Schulbuch zusammen, eine unorthodoxe und unwillkommene Textsammlung, »weil wir ein paar vernünftige Einträge zu Outer Maroo brauchen.« Mercy studiert ihre schwungvolle Schrift, die Dicke der Abstriche, die Eleganz der Unterlängen. Die Geheimnisse verbergen sich in der Schrift, sagt Miss Rover. »*Abräumhaufen*«, liest Mercy.

Abräumhaufen heißen die kleinen Hügel aus grobem weißen Kreidestaub neben den Schachteingängen, die mit Hilfe der an den Bohranlagen befestigten Winden dort aufgehäuft werden. Oft enthalten sie Bruchstücke wertvollen Opals wie auch große

Mengen »Potch«. Manche Reisende (meist junge Rucksacktouristen) sowie einheimische Stammesangehörige (Vertriebene, die sich am Rande der Bergbauregionen angesiedelt haben, wie etwa die Wangkumara in der Nähe Outer Maroos) haben durch »Noodling« mitunter schon ganze Vermögen aufgelesen.

Noodling

Als »Noodling« bezeichnet man das Durchstöbern des Kreidestaubs nach Edelopalen, wobei jedoch meistens nur Potch gefunden wird.

Potch

Etwa 95 Prozent aller Opalvorkommen bestehen aus Potch oder gemeinem Opal, das heißt, Opal ohne jegliches Farbenspiel. Obgleich Potch mitunter sehr schön sein kann, besitzt er nur geringen oder überhaupt keinen kommerziellen Wert. Er kann milchig oder perlmuttrig, schwarz, durchsichtig oder honigfarben sein. Man verwendet ihn zur Herstellung von »Doubletten« - das heißt, als Trägermaterial für dünne Schichten kostbaren, farbigen Opals, die ansonsten nicht verschliffen werden könnten. Obgleich Doubletten nur einen Bruchteil des Wertes von Vollopalen besitzen, ist der Unterschied für das ungeübte Auge nicht erkennbar. Der Ursprung des Wortes Potch liegt im Dunkeln, aber vermutlich handelt es sich um eine Verballhornung von potshard (Tonscherbe). Für die Kinder Outer Maroos ist das Potch-Noodling ein Riesenspaß, obwohl es sehr schädlich für die Lungen ist und schwere Hustenanfälle hervorruft.

»Das weiß doch sowieso schon jeder«, mault Mercy.

»In Outer Maroo vielleicht«, versetzt Miss Rover. »Aber

dieses Lesebuch werde ich in meiner nächsten Schule verwenden.«

Immer noch stürzt Mercy hustend in die Tiefe. Immer wieder entdeckt sie Miss Rover und verliert sie erneut. Es kommt ihr vor, als drehe sie beim Fallen langsame Kreise wie die Astronauten im Weltall, ein Phänomen, das sie vom Fernsehen her kennt. Sie fällt ins Klassenzimmer hinein und wieder hinaus. Und während sie stürzt, sieht sie in mehreren Seitengängen Pete und Miss Rover stehen. Blaue Funken springen zwischen ihnen hin und her, ob aber Funken des Zorns oder der Leidenschaft, das ist schwer zu sagen. Ob Miss Rover es wohl unterscheiden kann?

Der Husten will kein Ende nehmen.

Sie ist mit Brian beim Noodling in der Nähe von Oysters Reef, und auch Brian hustet, bis Sterne aus Blutfäden auf dem kreideweißen Abraum zu sehen sind. Feiner weißer Staub bedeckt die Noodler wie ein Leichentuch. Wenn sie sich mit ihren wassergefüllten Marmeladengläsern - zum Säubern der Steine, damit sie nicht verschrappen - mit gebeugten Knien und gesenkten Köpfen voranbewegen, wirken sie wie Tänzer bei einem Geister-Corroboree.

Mercy sieht Gespenster. Sie sieht Brian, der sich vor lauter Intensität selbst verzehrt. Sieht Amy mit all ihren nicht abgeschickten Briefen in Flammen stehen. Reihe nach Reihe schreiten sie ins Feuer wie die Schafe. Und da ist Oyster, verkohlt, glühend in seinem Märtyrertum, so wie er es sich immer gewünscht hat - ein Abgang in großem Stil, in guter Gesellschaft, umgeben von den Opferkerzen seiner Macht.

Rauch und ein paar Reisigbündel, mehr braucht es nicht, lacht er, und sein Lachen verwandelt sich in sprühende Funken, die die fallende Mercy versengen.

Miss Rover, Miss Rover, kommen Sie doch, flüstert sie gequält.

Sie ruft Miss Rovers Namen an, als würde sie einen Rosenkranz beten, als glitten ihr Rosenkranzperlen, Opale, Perlen durch die Finger.

Ich bin wieder in Oysters Mine, denkt sie verzweifelt.

»Wie klug du doch bist, meine kleine Perle«, gurr Oyster.
»Hereinspaziert in die gute Stube, meine ganz private Grube«,
und seine Stimme hallt durch den Schacht wie ein wahnsinnig
gewordenes Echo, meine
GrubegrubeGRUBEGRUBegrubegrub.

»Willkommen, Alice, bei meinem kleinen Inferno«, sagt er.
»Willkommen, willkommen, willkommen.«

Willkommenkommenkommen, rufen die Echos.

»Ich bin aber nicht Alice«, protestiert Mercy.

»Hier unten«, sagt Oyster, »heißt du so, wie ich dich nenne.«

Dieser Schacht war nun entweder wirklich überaus tief, liest Miss Rover, oder aber sie fiel ihn sehr langsam hinunter, denn sie konnte sich während des Sturzes in aller Ruhe umsehen und überlegen, was mit ihr jetzt wohl geschehen sollte...

»Ich bin nicht Mercy«, stöhnt Alice verzweifelt. »Zumindest glaub ich es nicht. Nicht mehr. Oder? Oder doch?«

»Das mußt du entscheiden«, versetzt Miss Rover. »Das liegt ganz bei dir. Wie immer du auch heißen magst, das Denken kann dir keiner abnehmen. Mach dir nichts vor. Du selbst mußt entscheiden, womit du leben und wofür du sterben willst.«

»Ich will für gar nichts sterben«, heult Mercy.

»Keiner will sterben«, versetzt Miss Rover. »Aber zuweilen müssen wir Entscheidungen treffen. Es gibt Grenzen, die wir nicht überschreiten, und diese Grenzen setzen wir uns selbst. Keiner zwingt uns dazu.«

»Ich weiß aber nicht, wo meine Grenze ist«, sagt Mercy. »Ich weiß nicht mal, ob ich nach oben oder nach unten falle.«

Hinab, hinab, hinab, liest Miss Rover. Wollte das denn nie ein

Ende nehmen?»Wie viele Meilen ich wohl schon gefallen bin?« sagte sie laut. »Weit kann es nicht mehr sein bis zum Erdmittelpunkt. Das wären dann, ja, sechstausend Kilometer wären das, ungefähr wenigstens...«

»Das ist ja Unsinn«, sagt Mercy. Sie ist verzweifelt. »Opalschächte sind nicht sehr tief. Wahrscheinlich falle ich nur besonders langsam.«

»In Alpträumen«, sagt Miss Rover, »fällt der Schläfer langsam, weil sich sein Unbewußtes für jede beliebige Richtung, jedes beliebige Tempo entscheiden kann.«

Mercy ist erleichtert. »Das ist tatsächlich ein Alptraum«, sagt sie. »Ich habs gewußt. Hab gewußt, daß ich aufwachen würde und Sie immer noch da wären, und Brian auch, Oyster allerdings nicht, der wär überhaupt nie dagewesen, ja, es ist nur ein Alptraum.«

»Outer Maroo ist ein Alptraum«, erwidert Miss Rover, »und zwar ein ganz, ganz übler. Nicht jeder schafft es, aus ihm zu erwachen. Was die Tiefenstatistik angeht«, sagt sie, »hast du recht. Opalschächte sind, wenn man sie mit anderen geologischen Knicken und Falten vergleicht, tatsächlich nur winzige Nadelstiche in der Epidermis der Erdkruste, allerdings tief genug, um nach Eingeborenenrecht als Vergewaltigung der Erde zu gelten. Wie die Alten so schön sagen: Du kannst deine Mutter nicht ungestraft verstümmeln.«

»Ich glaub, ich falle nicht mehr«, sagt Mercy.

Trotz der schlechten Beleuchtung kann sie durch mehrere Seitentunnel in andere Minen blicken. In einem der Stollen fängt sie mit Donny Becker Eidechsen. In einem anderen erkennt sie Oysters Ankunft in der Stadt.

»Eins sollte man sich schon mal fragen«, sagt Miss Rover, »wie hat es eigentlich angefangen: mit den Opalen oder mit Oyster?«

Ehe Oyster das Geheimnis der Welterlösung zuteil wurde,

notiert sie in ihr Tagebuch, soll er - wie man munkelt schon ein völlig anderes Leben in Coober Pedy hinter sich gehabt haben und noch mal ein ganz anderes auf den Perlenloggern in Broome. Es ist sicherlich gescheiter, sich nicht allzu intensiv nach der Beschaffenheit dieser »anderen Leben« zu erkundigen. Jedenfalls spitzte er, sobald er das Kaliber der hiesigen Lesesteine gesehen hatte, Bernie, Andrew Godwin und Mr. Dukke Prophet entsprechend darauf an. Diese Säulen der Gesellschaft - ihre Namen seien gesegnet und im Buche meines nicht ausgebbaren Gehalts verzeichnet! - überquerten die Grenze nach Südastralien, erwarben eine Bohranlage und Seilzüge und transportierten beides über den Birdsville Track nach Outer Maroo.

Was kann Männer wie Bernie, Andrew Godwin und Dukke Prophet zusammengeführt haben? *schreibt Miss Rover*, wenn nicht der Opal und die wiederkehrende Phantasie vom Ende der Welt?

Höret die Prophezeiung einer Lehrerin, die ihrer abenteuerlichen Phantasie die Zügel schießen läßt! Hier haben wir - falls es Derartiges geben sollte - ein in der Hölle besiegeltes Bündnis.

Hier haben wir eine *ménage à quatre*, wie geschaffen für eine gewaltsame Scheidung.

Mercy fällt inzwischen wirklich nicht mehr, aber ihr ist schwindlig. Alles dreht sich vor ihren Augen. Willst du mit uns tanzen? fragt Miss Rover.

Willst du? Willst du nicht? Willst du? Willst du nicht? Willst du nicht mit uns tanzen? singen die zwölf anderen Kinder.

Sie strecken ihr die Hände entgegen und ziehen sie kreisend und lachend in ihren Kreis. Sie bilden eine Schlange, die sich durchs ganze Klassenzimmer windet, tanzen durch die Stollen und die Leitern hinauf und hinab. Sie hüpfen, reißen die Beine hoch und singen *Das Walroß und der Zimmermann*.

Das Walroß und der Zimmermann marschierten Seit an Seit:

Sie heulten, als sies endlich sahn, das karge, wüste Land!

»Läg hier nur irgendwo Opal«, sagt Walroß, »ach, das wär phänomenal!«

Das Walroß und der Zimmermann, die gingen noch ein Stück,
dann hockten sie sich hin zur Rast und machten sich bequem:

Die kleinen Oysters standen stumm und brav in Reih und Glied.

»Die Zeit ist nah«, meint Walroß dann, »gar vieles wär zu sagen: Von 6-6-6 und Siegelwachs, Opal und himmlischen Tagen.«

»Ich finde das nicht besonders lustig«, sagt Brian.

»Das ist Gotteslästerung«, brüllt Mr. Prophet, »das Feuer des Herrn wird auf euch herabfallen und die Spötter vertilgen«, und Mercy sieht das Ende des Lieds herannahen, wo das Walroß heult und futtert, der Zimmermann Krokodilstränen vergießt, und all die kleinen passiven Austern eine nach der anderen verschwinden.

Es kann natürlich sein, daß ich durch die Erde einfach hindurchfalle! liest Miss Rover. *Das kann ja lustig werden, wenn ich bei den Menschen herauskomme, die mit dem Kopf nach unten laufen!* Die »Antipathien« sagt man, glaube ich - aber ich werde mich erkundigen müssen, in welchem Land ich bin, darum komme ich nicht herum. Bitte, liebe Dame, können Sie mir sagen, ob hier Neuseeland oder Australien ist?

»Du weißt natürlich, Mercy«, sagt Miss Rover, »daß ein Buch uns stets Dinge über den Autor enthüllt, von denen er selbst nichts ahnt. Einstellungen. Auffassungen. Blinde Flecken seiner Kultur. Hier unten in den Antipathien sind wir da natürlich im

Vorteil. Wir wissen, wie *wir* in *ihrer* Sicht aussehen, weil sie uns ständig aufs Butterbrot schmieren, weil sie uns zwingen, ihnen zuzuhören. Aber wir kennen auch sie, und zwar aus unserer Perspektive, und die ist ihnen fremd, was uns einen taktischen Vorteil verschafft.«

»Meinen Sie wegen der Republik«, fragt Mercy. »Im Jahr 2000, wie der Premierminister immer sagt? Oder meinen Sie das Ende der Welt, von dem Oyster immer redet?«

»Ich meine«, sagt Miss Rover, »daß immer, wenn es einen Boß und einen Underdog gibt, der Underdog mehr weiß.«

»Inwiefern?« fragt Mercy.

»Nimm etwa die Murris«, versetzt Miss Rover, »die Murris wissen, was die Opalgräber und die Rinderfarmer denken, nicht wahr? Was umgekehrt nicht gilt. Alle bilden sich ein, daß die Murris für immer verschwunden sind, sich nach Bourke und Innamincka abgesetzt haben, aber ich glaub nicht, daß dieses Kapitel schon abgeschlossen ist.

Oder nimm Ethel«, fährt sie fort. »Ethel weiß doch, was Mrs. Godwin denkt, oder? Aber Mrs. Godwin hat keine Ahnung von Ethel.

Und um noch ein Beispiel zu nennen...« Miss Rover lacht leise in sich hinein und blättert in dem Buch, in dem sie gerade liest. Die vor ihr liegende Seite scheint sie nicht zu sehen. Mercy weiß inzwischen, daß Gelächter vieles bedeuten kann, und als Miss Rover nun lacht, schwingt ein wilder Unterton mit, ein kehliger Ton, wie ihn ein von Hunden in die Enge getriebenes Känguruh hervorstößt. Bis zum Ende bleibt das Känguruh auf den Hinterbeinen stehen, schlägt geringschätzig und voller Verachtung mit den Vorderpfoten nach den Hunden, während die es zerreißen; und sterbend stößt es dann jenes unheimliche kehlige »Lachen« aus.

»Ein anderes Beispiel«, sagt Miss Rover, »was weiß der Schulausschuß von Outer Maroo über mich?« Sie kippt ihren

Stuhl nach hinten, wendet den Blick zur Decke und scheint sich innerlich ungeheuer zu amüsieren, aber diesmal ist ihr Gelächter völlig lautlos.

»Wir müssen uns fragen, Mercy, warum gewisse Leute Outer Maroo problemlos finden, obwohl es auf keiner Karte verzeichnet ist. Und diese Leute kommen nie aus Richtung Brisbane oder Quilpie, sondern immer von Norden oder Nordwesten, ist dir das schon mal aufgefallen? Ich spreche von den kleinen tieffliegenden Flugzeugen... vielleicht hast du sie schon gehört? Fliegen rein und wieder raus, und keiner verliert je ein Wort darüber. Aber wenn ich sie mal erwähne, scheint niemand was Näheres über sie zu wissen.«

»Sie kommen von Darwin, vom Golf«, erwidert Mercy.

»Ja, müssen sie wohl. Aber woher weißt du das?«

»Das wissen alle«, versetzt Mercy.

»Verstehe«, sagt Miss Rover.

»Sie kaufen Opale.«

»Ich würd ja gern mal wissen, wo die dann letztendlich landen.«

»Singapur«, sagt Mercy. »In Singapur werden sie weiterverkauft, sagt Ma Beresford, die besten Steine. Das Zeug, das sie nach Brisbane bringen, sagt sie, ist nicht viel wert. Weil man den Touris alles andrehen kann, die kaufen sogar Potch.«

»Oyster ist Potch«, sagt Miss Rover. »Allerdings sehr gefährlicher Potch.«

Die Zusammensetzung des Opals, schreibt sie in ihr Heft. Der Wassergehalt des Opals kann bis zu einem Fünftel seiner Gesamtmasse betragen, wobei die wertvollsten Steine allerdings nur etwa zehn Prozent Wasser enthalten.

Die winzigen Siliziumkügelchen sind dicht gepackt und in regelmäßigen Reihen angeordnet. Je gleichmäßiger die Größe

der Partikel und je regelmäßiger ihre Ausrichtung, um so brillanter erscheint die Farbe, um so ausgeprägter das buntscheckige Rautenmuster und die Blitzeffekte des Steins, obwohl es eigentlich die winzigen Zwischenräume zwischen den Siliziumpartikeln sind, die die Diffraction des Lichts bewirken.

Demgegenüber besitzen die Siliziumkügelchen in Potch oder gemeinem Opal kein Muster, kein System. Sie klumpen zusammen wie ein nasser Kleiderhaufen am Washtag. Es gibt keine leeren Zwischenräume. In Edelopaken zerlegt die Leere, ein zwischen den geschichteten Silizium-»Zellen« befindliches, geordnetes, dreidimensionales Muster - sozusagen ein strenges System der Abwesenheit -, das einfallende Licht in sämtliche Spektralfarben... und beweist hiermit, daß aus »nichts« etwas entstehen kann, daß ein Lichtstrahl, der ins Nichts fällt, zwar aufgespalten wird, aber nicht verlorengeht.

Mercy fällt immer tiefer ins Nichts, und Brian hat sich unter den Reinen verloren.

»Diese Heimlichtuerei am Reef...« sagt Miss Rover. »Ich hab ein ganz mieses Gefühl dabei, Mercy. Und daß die Kids immer zu dritt in die Stadt kommen. Und manche da rausziehen und man sie dann nie wieder sieht.«

»Brian kommt auch nicht mehr«, sagt Mercy, und sie fällt und dreht sich dabei, und Brian ist schon zwei Monate fort und läßt nichts hören, Mercys Mutter heult nur noch, denn das sieht Brian nicht ähnlich, sieht ihm so gar nicht ähnlich. Andererseits ist Brian ja schon eine ganze Weile nicht mehr der Alte, denkt Mercy. Seit Oysters Kanzelrede, seitdem der siebente Engel gesprochen hat.

»Wir brauchen frische Luft«, sagt Miss Rover und schnauft ganz merkwürdig. »Wir müssen raus hier, Mercy. Wir müssen weg.«

»Gehen Sie wieder nach Brisbane?« fragt Mercy besorgt.

»Falls Sie hier wegkommen?«

»Also das ist eine interessante Frage«, sagt Miss Rover und preßt sich zur Unterstützung der Atmung die Hände auf die Brust. »Eine sehr interessante Frage. Ob ich wohl noch mal nach Brisbane komme? Ich frag mich, was der Schulausschuß von Outer Maroo da langfristig geplant hat. Ich muß ihnen ja ziemliche Sorgen bereiten. Mit einer wie mir hatten sie wohl kaum gerechnet.«

Mercy stürzt immer noch.

Stürzt in die Vergangenheit - ein Tag in Beresfords Laden... Oyster ist da. Schiebt sich zwischen Haushaltwaren und Bohnenkonserven hindurch. Sie weiß, daß er es ist, obwohl sie ihr Gesicht an die Schachteln auf dem obersten Regal gepreßt hat. Sie steht auf der Leiter, versucht, etwas zu erreichen, streckt die Hand danach aus. Die Aufschriften der Schuhkartons verschwimmen vor ihren Augen. Und jetzt steht jemand am Fuß der Leiter. Oyster, sie weiß es. Sie preßt die Beine zusammen, schiebt sich den dünnen Baumwollrock dazwischen, klemmt sich den bauschigen Stoff zwischen die Knie. Sie weiß, daß er es ist. Vielleicht hat sie, auf der Leiter stehend, ihn schon aus dem Augenwinkel auf der Straße erkannt, ohne auf ihn zu achten. Vielleicht lag es aber auch am Geräusch beim Öffnen der Tür, an der Art, wie er sie aufgestoßen hat, oder an seinen Schritt im Laden. Vielleicht hat sie sein eigentümlicher Geruch erstarren lassen. Wie auch immer, sie weiß, daß er es ist. Und weiß jetzt auch, wie sich eine Schildkröte fühlt, wenn sie den Kopf in den Panzer zurückzieht. Sie spürt eine Luftschicht tatsächlich erzeugt sie sie mittels ihres Denkens und ihrer Nervenenden -, sie spürt eine Luftschicht auf ihrer Haut, die sich zu einem Panzer verhärtet.

»Komm runter«, sagt Oyster mit weicher Stimme. »Ich beiß nicht.«

Sie will nicht hinunter, will aber auch nicht mit den

Rockbäuschen zwischen den Knien über ihm stehenbleiben. Sie ist unschlüssig. Rührt sich nicht von der Stelle.

»Ich soll dir was ausrichten von Brian«, sagt Oyster.

Mercy spürt einen leichten Schlag, der sich wie ein elektrischer Strom durch ihren Körper fortpflanzt. Langsam steigt sie hinab. Als sie eine bestimmte Höhe erreicht hat, spürt sie, wie Oysters Hände sich um ihre Fußgelenke schließen. Ihre Waden gleiten durch Oysters Finger, dann ihre Schenkel. Seine Daumen schieben sich unter den Gummi ihrer Unterhose.

Ihr Körper wird hart wie eine Austernschale.

»Das magst du doch, kleine Perle, oder?« flüstert er, die Lippen in ihrem Haar.

Sie hat sich vollständig in die knöcherne Substanz ihres Willens gehüllt, wie eine Schildkröte. »Was hat er gesagt?« fragt sie.

»Ich soll dich mitbringen zum Reef«, antwortet Oyster. »Er will es dir selber sagen.«

»Okay.«

»Mein Wagen steht draußen«, sagt Oyster.

»Okay.«

Am Reef kann sie Brian nicht entdecken. Sie sieht verrostete Blechhütten, die sich an Gidgeebäume lehnen. Kakadus steigen auf wie zarte Wolken, doch ihr Kreischen ist kaum zu hören, der Lärmpegel der Bohrmaschinen und Winden, Sortiermaschinen und Generatoren ist einfach zu hoch. Rauch, Staub, Dämpfe erfüllen die Luft. Bleiche, kalkige Abräumhaufen heben sich glänzend wie Puderhügel von der roten Erde ab. Menschen kommen und gehen, immer im Gänsemarsch. Mercy ist benommen von der Hitze, vom Staub, vom Lärm und den monotonen Bewegungsmustern, die Bewegung selbst flimmert wie eine Fata Morgana, kommt ihr vor wie eine große, mit Fühlern und Zahnrädern versehene, an den Rändern ein wenig

verschwommene Maschine, an der die kreisenden, hintereinander marschierenden Menschen mit ihren staubgefüllten Eimern den Zahnkranz bilden. Wenn sie nahe genug an ihr vorbeidefilieren, sieht sie ihre weißen, rotgeränderten Augenhöhlen. Ein staubiges Leichentuch umhüllt sie, diese Geister, Gespenster, diese lebenden Leichname. Ihre Füße in den Sandalen sind rot wie Rost. Zuweilen kippt einer um, faltet sich zusammen wie ein Seidenschal. Dann nähert sich sofort eine junge Frau aus einer eigens dafür abgestellten kleinen Gruppe - und alle tragen sie Kopftücher, diese jungen Frauen; alle sehen sie aus wie Nonnen; alle sind sie schwanger, diese Frauen aus der Wasserträgerinnentruppe; wie eine Verkündigung tragen sie ihre geschwollenen Bäuche vor sich her -, und die junge Frau bringt eine Flasche mit einem Gummisauger, eine Art Säuglingsflasche, und preßt sie dem Ohnmächtig-Gewordenen zwischen die Lippen. Auch um eine Schar von Kleinkindern scheint sich das Wasserteam zu kümmern. Sehr still sitzen sie im Staub und spielen mit bunten Steinen. Aus teilnahmslosen Augen starren sie Mercy an.

Wie in einem Traum, denkt Mercy. Oder wie auf dem Mond, oder wie in der Hölle.

»Ich kann Brian nicht sehen«, sagt sie.

»Brian gehört zur Elite«, erzählt ihr Oyster. »Meine Vertrauten, meine Auserwählten arbeiten unter der Erde, wo es kühl ist. Komm mit.«

Sie sieht die Schächte, die in die Felsen gedübelten Eisenleitern. Auf den Sprossen erzeugen ihre Schuhe einen metallischen Klang, der mit jedem Schritt tiefer und klagender wird. Die senkrechten Leiterstangen summen in ihren Fingern wie Stimmgabeln. Hinab, hinab - und mit jedem Tritt nach unten sinkt die Temperatur. Am Fuß der Leiter verzweigen sich Stollen, führen in die Kühle. Einige der Tunnels hat man zu höhlenartigen Räumen erweitert, in denen Unmengen von Schlafsäcken liegen. Irgendwo über ihr, in der Hitze, dröhnt ein

Generator, Mercy spürt seinen Herzschlag. Auch ihr eigenes Herz hört sie hämmern, doch es ist aus dem Takt geraten, schlägt ungleichmäßig und verzweifelt wie die gebrochenen Flügel eines Kakadus.

Sie sieht Licht. Laternen baumeln von einem dicken, gewundenen, schwarzen Kabel von der Decke, schwingen hin und her, und das Licht bewegt sich in großen goldenen Scheiben. Die Wände sind weiß wie Schlagsahne, sind von einem honigfarbenen Nebel überflutet. Hier und da erkennt man Lüftungslöcher - lange Zylinder voller Nichts mit einer blauen Himmelsscheibe am Ende.

Ameisenkolonie, denkt Mercy, weil sich junge Leute, ein ständiger Strom junger Leute, wie dunkle Kerne umgeben von Wolken aus Eisenstaub und goldenem Licht, mit elektrischen Handbohrern durch die Stollen schieben. Ruckartig, vibrierend bearbeiten sie die Wände, kerben lange Schrammen in das Felsengewölbe. Jedem Arbeiter folgt ein zweiter mit einem Holzhammer. Und diesem ein dritter mit einem Eimer.

Es ist unmöglich, zu sprechen, doch Oyster schreitet weiter und berührt immer wieder jemanden im Vorbeigehen. Sie lassen die Bohrarbeiter hinter sich, betreten einen großen Raum, in dem Frauen mit Kopftüchern über aufgebockten Tischplatten Kartoffeln schälen. Andere beugen sich über dampfende Kessel, die auf riesigen Elektroherden stehen. Diese Herde müssen sie vor dem Hinabtransport durch die Schächte zerlegt und unten wieder zusammengebaut haben. Die Gesichter der Frauen glänzen vor Schweiß. Keine von ihnen sagt ein Wort. Sie mustern Mercy kurz, vorsichtig und senken den Blick.

Oyster geht weiter, bis vom Küchenlärm und dem Bohrergerdöhne nur noch ein schwaches Branden zu hören ist. Es ist, als hätten sie ein neues Land betreten: den Stollen der Stille. Hier klingen ihre Stimmen auf einmal unnatürlich klar und voll.

»Nun«, flüstert Oyster ganz nahe an ihrem Ohr, und jedes Wort ist wie ein Silberglöckchen. »Da wären wir, mein Vögelchen. Jetzt bist du im Nest, im goldenen Käfig.« Und seine Stimme hallt von den gewölbten Wänden wie ein Glockenspiel, wie der warme volle Klang eines Glöcknerchors.

»Wo ist Brian?« fragt Mercy.

»Weißt du, du mußt jetzt umdenken«, erwidert ihr Oyster. »Hier gibt es keinen Brian. Hier streifen wir unser altes Ich von uns ab wie eine Schlange ihre Haut. Wir sterben in Christus. Wir steigen hinab in den Schoß der Erde, um wiedergeboren zu werden. Und wir stehen auf zu einem neuen Leben, nehmen neue Namen an.«

»Wie heißt Brian jetzt?« fragt sie.

»Wenn du dich reinigst«, sagt Oyster, »wird er es dir selbst erzählen, aber ich gebe dir einen Hinweis. Sein Name bedeutet Gott mit uns. Er will erst dann mit dir reden, wenn du dich gereinigt hast. Wenn du getauft bist. Bist du bereit?«

»Okay«, sagt sie, denn um Brian wiederzusehen, ist sie zu allem bereit.

»Gideon bringt dich zu mir, wenn ich soweit bin«, sagt Oyster. »Warte hier.«

In der Wand des Stollens befindet sich eine kleine Ausbuchtung, die dem Inneren eines Flaschenkürbis oder einer Mönchszelle ähnelt. Auf dem Boden liegen ein Teppich und ein Kissen.

»Du mußt dich hier niederknien und beten«, sagt Oyster. »Und beweg dich nicht. Wenn du nicht knien bleibst und betest, wirst du bestraft. Sobald ich bereit bin, holt Gideon dich ab.«

Mercy kniet sich auf das Kissen. Im Tunnel vor der Zelle hängt eine Laterne, die Schatten und Lichtzungen über Boden und Wände wirft. Das Licht verflucht und verwebt sie mit der Zelle, umhüllt alles mit dicken Schattenspiralen. Es ist sehr

friedlich, sehr still, sehr schön. Sie schließt die Augen und senkt den Kopf. Sie betet. Für Brian, für Miss Rover, für ihre Eltern. Ihre Gedanken wandern zu Jess. Sie denkt an Donny Becker, an die Eidechsen, an die Gebetsstunde, als er ihr die Hand aufs Bein legte, und an seinen erst wenige Tage zurückliegenden Besuch in Ma Beresfords Laden.

»Tag, Mercy«, sagte er und sah sich um. Dann senkte er die Stimme. »Was von Brian gehört?«

»Nein«, sagte sie traurig. »Kein Wort.«

Wieder blickte er sich sich verstohlen um. »Bist du allein?« flüsterte er.

»Ja.«

»Gut«, sagte er. Trotzdem fuhr er fort zu flüstern. »Ich arbeite jetzt als Fahrer da draußen, hast du das gewußt? Draußen am Reef, mein ich. Ich bring die Steine rein zu Bernie.«

»Nein, keine Ahnung. Hast du Brian gesehen?« fragte sie gespannt.

»Nein. Aber ich... ich hab was gehört. Hab Neuigkeiten. Einer von den Typen hats mir erzählt. Die, die die Pickups beladen.«

»Und was? Was für Neuigkeiten?«

»Sie haben ihn nicht Brian genannt, es war irgendein anderer Name, hab ihn vergessen. Die haben doch alle so biblische Namen. Aber ich hab gewußt, daß sie ihn meinen.«

»Und was haben sie gesagt?«

»Na ja«, stotterte er verlegen und wurde rot. »Ich hab gehört, er... äh...«- er begann mit einem der Gummibänder in dem Kästchen neben der Registrierkasse zu spielen und es sich um den Finger zu wickeln -»Ich hab gehört, er ist einer von Oysters Lieblingen.«

»Ich weiß«, sagte Mercy. »Das wissen wir. Schon vom ersten Tag an. Deswegen ist er ja weggegangen. Mum sagt...«

»Nein, ich meine... so mein ichs nicht. Ich meine...«

»Was?« fragte sie ungeduldig. »Was denn?«

»Ich meine... Oyster... Oyster, weißt du... er mag Mädchen und Jungen.«

»Ich weiß«, sagte Mercy. »Ich weiß schon.«

»Nein, du weißt es eben nicht«, sagte Donny. »Du weißt nicht, was ich meine. So mein ichs nicht.«

Mercy war verwirrt. »Und was meinst du dann?«

Donny sah sie verzweifelt an, und wandte den Blick ab. »Ich kanns dir nicht sagen«, sagte er. »Aber ich hab halt gedacht, ich muß dir sagen, was der Junge erzählt hat, weiter nichts. Er hat gesagt: Oysters Liebling zu sein heißt, daß ers nicht mehr lange macht.«

Eine Röte breitete sich über Donnys Hals, über seine Wangen. Mercy starrte ihn an, ihre Lippen waren leicht geöffnet. Donnys Nervosität übertrug sich auf sie. Und ihr war, als stecke er sie damit an. »Was willst du denn damit sagen? Soll das heißen, daß er wieder nach Hause kommt?«

»Nein«, sagte Donny. »Nein, ich... ich glaub nicht, daß Oyster jemand wegläßt. Du solltest wohl für ihn beten, Mercy.«

»Aber das tun wir doch«, sagte sie. Sie spürte den Kloß im Hals, den würgenden Kloß der Angst. »Machen wir doch. Jeden Abend beten wir für ihn.«

»Ja«, sagte er. »Ja, ja... aber ich meine... du mußt wirklich beten...« Plötzlich beugte er sich über die Theke und küßte sie direkt auf den Mund. »Ich weiß auch nicht, was du tun sollst. Ich habs dir einfach sagen müssen, das ist alles.« Er war außer Atem. Mercy spürte ihre brennenden Lippen. Sie starrten einander an.

Dann ergriff er die Flucht.

Mercy kniet auf ihrem Kissen in Oysters Mine und betet für Donny Becker und Brian.

Ihre Knie beginnen zu schmerzen. Oyster ist schon eine

Ewigkeit weg. Wahrscheinlich bildet sie sich das nur ein, aber die Laterne im Tunnel kommt ihr jetzt trüber vor und die Schatten erscheinen ihr länger. Sie betet für Brian, der einer von Oysters Lieblingen ist und den sie, sofern sie alle Anweisungen befolgt, bald wiedersehen wird.

Bald sehe ich Brian, flüstert sie, und ihre Stimme hallt kräftig und klackernd von den Wänden wider, wie Opale in einem Säckchen, wenn eine spielende Hand sie knirschend aneinanderreibt, ein zischendes Crescendo, das, erst nur ein leises Säuseln, rasch zu einer krachenden Brandung anschwillt. Versuchsweise flüstert sie: bald sehe ich Brian, bald seh ich, seh ich ihn bald? Brian, jetzt seh ich ihn bald, werd ich ihn sehn? Und die Balds balden zurück, die Brians kehren wieder wie Bumerangs, sie sieht sie hin- und herwogen wie das rauschende Meer einer immer dumpfer werdenden Benommenheit.

Es wird ihr schwindlig. Sie streckt die Hand aus, sucht Halt.

Schauen wir mal, sagt sie zu sich selbst und beginnt zu kichern.

Im Tunnel geht das Licht aus. Es ist stockfinster, pechschwarz.

Das Licht im Tunnel ist ausgegangen, sagt sie zu sich. Es ist stockfinster, pechschwarz.

... und *finster* klingen und krächzen die Echos, sie rufen und locken, und sagen *stockstockstock* und *horch*, wie die schrägen Winkel singen, wie die Schs schlangengleich an der Wand entlangstreichen, und die Ks kickkickkicksen und hüpfen und wie Känguruhs von den Wänden zurückspringen.

Pechschwarz, denkt sie. Pech. Hoch und tief. Sie summt zwei Töne und lauscht auf ihren Zusammenstoß. Pech, das ist auch die zähe schwarze Schmiere, die man zum Flickern der Rostlöcher in den Regenwassertanks benutzt, obwohl inzwischen schon zu viele Dürrejahre ins Land gegangen sind und keiner mehr weiß, ob die Tanks nun Löcher haben oder

nicht. Genau so stellt sie sich den Boden eines vollen Tanks vor, Schlamm, Jauche, oder vielleicht auch den Meeresboden: das schiere Gewicht der Finsternis, die auf einen drückt, das schiere Gewicht des Schreckens. Überallhin dringt sie, die Dunkelheit, wie Wasser.

Mercy spürt, wie die Panik in ihr hochsteigt. Wie Dampf steigt sie auf. Wie der Dampf im Dampfkochtopf ihrer Mutter, die Explosion ist unvermeidlich.

»Hallooo!« ruft sie, und ihr Herz schlägt dumpf. Sie tastet nach einem Ausgang. »Hallooo!« ruft sie in den Stollen, und das Echo klingt wie das Prasseln von Hagelkörnern in einem Brunnenschacht. Bruchstücke von Wörtern hüpfen, springen, vervielfältigen sich und sinken langsam in die erstickende Stille zurück.

Wie Ungeziefer kriecht ihr die Dunkelheit über die Haut.

Sie atmet stoßweise, gepreßt. Miss Rover, Miss Rover, flüstert sie, und das Flüstern ist über ihr und unter ihr und um sie herum, erfüllt den ganzen Tunnel mit ihrem pfeifenden Atem. Sie zwingt sich, langsam durchzuatmen.

Sagt sich: Jetzt werd ich mich durch den Stollen zurücktasten zur Küche.

Und dann...

Dann spürt sie eine Hand im Nacken.

Mercy schreit auf.

»Der Schrei verrät die sündige Seele«, flüstert ihr Oyster ins Ohr. »Ich werde dich leider züchtigen müssen. Hab dir doch gesagt, daß du dich nicht bewegen sollst. Daß du warten sollst, bis Gideon dich abholt.«

Einmal hat Mercy gesehen, wie ein Känguruh mitten im Sprung getroffen wurde. So fühlt sie sich. Sie trudelt hinab in die Tiefe, schwebt im bodenlosen Abgrund der Apokalypse. Sie hat nichts mehr zu verlieren. Irgend etwas rast durch den

schwarzen Trichter ihres freien Falls: ein Bild von Miss Rover am Tag ihrer Versetzung; ein Bild von der drohenden Gefahr auf Bernies Veranda und der Klang von Miss Rovers klarer, ruhiger Stimme.

Mercy reißt sich los. »Ich kann dich nicht leiden«, sagt sie zu Oyster, und sie ist völlig ruhig. »Deine Art paßt mir nicht. Und mir gefällt auch nicht, wie du die Bibel zitierst. Kotzübel wird mir davon.«

Sie spürt ihn im Dunkeln, er ist wie ein wildes Tier. Die Stollenwand und die langen Rillen und Wülste der Bohrgeräte drücken sich in ihren Rücken. Die Schwärze ist undurchdringlich wie Melasse.

Sie hört ein leises, huschendes Geräusch, eine Ratte vielleicht oder eine Schlange.

Ein Schauer läuft ihr über die Haut, und sie registriert, wie die Gänsepusteln über die Landschaft ihres Körper torkeln, hügelauflauf und bergab und hinein in die Schächte.

Sie hört seinen Atem. Spürt den zarten Hauch auf ihrer Wange.

»Brian hat mich gebeten, dich auf die Probe zu stellen«, sagt Oyster.

»Das glaub ich dir nicht.«

»Kannst jederzeit gehen«, meint er freundlich, und Mercy denkt, daß er so noch viel bedrohlicher klingt. »Wenn du deinen Bruder nicht sehen willst. Liegt ganz bei dir.«

Sie stellt sich Oysters Blick im Dunkeln vor. Stellt sich vor, daß sich, auch wenn sie Licht hätten und sich Auge in Auge gegenüberstünden, nichts in diesem milchigen Blau spiegeln würde.

»Ich will ihn jetzt sehen«, sagt Mercy. »Und zwar sofort.«

Oyster legt ihr die Hand auf den Arm, läßt sie ihr auf die Schulter und in den Nacken gleiten. Im Dunkeln schiebt er sie

vor sich her, immer tiefer in die Tunnel, in den Schoß der Erde hinein. Vielleicht kann er im Dunkeln sehen, denkt Mercy. Wie eine Fledermaus. Wie der Teufel. Wie ein Ungeborener, ein unmenschliches Ungeheuer.

Etwas Weiches streift ihr Gesicht: ein Vorhang, schwer, Seidenbrokat, vermutet sie.

Oyster schiebt ihn beiseite und stößt sie nach vorn. »Warte«, sagt er. Sie hört ihn herumgehen. Hört das leise Zischeln von Stoff und dann, wie ein Streichholz angerissen wird.

Da ist eine Kerze, eine Sturmlaterne.

Im Licht der Laterne kann sie erkennen, daß Oyster auf einer Art Thron aus scharlachfarbenen Kissen sitzt. Er hat sich in eine scharlachrote Robe gehüllt.

»Komm her«, befiehlt er.

Mercy rührt sich nicht von der Stelle.

»Wenn du deinen Bruder sehen willst«, sagt Oyster, »mußt du dich hinknien und auf den Knien zu mir herrutschen.«

Mercy kniet sich hin. Der Felsboden tut weh, schneidet ihr ins Fleisch.

Als sie die Kissen erreicht hat, schlägt Oyster die Schöße seiner Robe auseinander, und sie erblickt sein nacktes weißes Fleisch. Wie eine Kanzel ragt sein Geschlecht empor.

»Küsse das Szepter der Macht«, sagt er, und dann drückt er ihren Kopf hinab, stößt ihr das Szepter in den Mund, mit beiden Händen packt er sie an den Haaren und stößt und zerrt, stößt und zerrt, sie keucht, schluchzt, würgt, doch Oyster lacht und ruckt und brüllt, »der Baum der Erkenntnis«, hört sie ihn brüllen, »wenn ihr aber esset vom Baum der Erkenntnis«, und er stößt und zerrt, und sie kriegt keine Luft, »so werdet ihr sein wie Gott«, hört sie ihn keuchen, »und werdet allwissend sein, und all eure Begierden sollen gestillt werden«, und alles ist purpurn, schwarz und rot und riecht nach Fisch, nach gefrorenem Fisch,

der in Mas Lagerraum auftaut, riecht nach Austern, nach verschimmeltem Brot, das in Fäulnis, in hefige Gärung übergegangen ist, und Mercy klingt es in den Ohren, gleich platzt ihr das Trommelfell, und »dein Bruder«, hört sie ihn stöhnen, »frag alles, was du wissen willst, und wenn du ißt von seinen Früchten... wenn du aber ißt von seinen Früchten... und wenn du ißt vom Baum der Erkenntnis... und wenn der Same... und er wird reifen in deinem Leib, der kleine Oysterling, und du wirst Frucht tragen, du wirst eine Perle gebären und sein wie eine Göttin, und alles, was es dich je zu wissen verlangt hat, soll dir enthüllt werden, und die Zeit wird erfüllt sein«, und jetzt ist es soweit, und immer wieder rollt es über sie hinweg, bis in alle Ewigkeit, und ein Bohrer stößt und rammt sich in sie hinein, und sie sieht etwas, einen Sonnenblitzopal, einen Meteor, einen pulsierenden Stern, eine Explosion, und ihr wird schwarz vor Augen.

Schwarz.

Stille.

Ein Licht, das sich bewegt, vielleicht eine Kerze.

Eine Stimme.

»Es tut mir leid«, sagt die Stimme. »Trink das.«Ein leichter Akzent, eine fremde Färbung; ein australischer Akzent, aber irgend etwas anderes schwingt noch mit. Der Besitzer der Stimme reicht ihr eine Blechtasse, und als sie sie an die Lippen setzt, rinnt ihr etwas Warmes, Süßes in die Kehle, das die Luft in Wellen verwandelt. Von denen sie sich tragen läßt. »Das hilft«, sagt die Stimme.

Sie kann ein Gesicht erkennen, das nicht Oysters Gesicht ist.

»Ich bin Gideon«, sagt er. »Ich *muß* dich jetzt raufbringen zu unserem Treffen.«

»Woher kommst du?« fragt sie.

»Zum Treffen am Lagerfeuer«, sagt er. »Das haben wir jeden

Abend, jeder muß dran teilnehmen. Es findet droben statt, im Freien. Kannst du gehn?»

Seine Frage verblüfft Mercy. Natürlich kann sie gehen. Sie steht auf, und sie hat das verrückte Gefühl, als kippe die Luft nach allen Seiten gleichzeitig weg. Zwischen den Beinen spürt sie einen gräßlichen Schmerz. Als habe man ihr einen Felsbrocken dort festgebunden, dessen Gewicht an ihr zerrt. Verwirrt greift sie hinunter und spürt etwas Warmes und Feuchtes. Im Kerzenlicht blinzelt sie nach ihren Fingern. Sie sind voller Blut.

Sie streckt ihm ihre Hand entgegen - ob als Frage, Opfergabe oder irritierendes Beweisstück, sie weiß es selbst nicht.

Gideon beißt sich auf die Lippen. »Ja«, sagt er. »Ich weiß. Es... Ich weiß, daß es... Es tut mir leid. Aber du warst doch schon mal auf einer Rinderfarm, oder? Auf Jimjimba oder Dirran-Dirran? Hast *Brumbies* gesehen?« Er stürzt sich auf die Worte wie ein Wildpferd in einen Galopp. »Hast doch gesehen, wie sie gebrochen werden? Und das ist doch gut für sie, oder?« Seine Satzmelodie geht manchmal überraschend nach oben, wie die Schwänze der Brumbies in den Breakaways. »Es muß eben sein. Das heißt, ich meine, wir kapiereis nicht immer, aber seine Wege sind nicht unsere Wege. Mußt ihm eben vertrauen. Mußt es akzeptieren.«

Sie starrt ihn an. Langsam wie eine Schlafwandlerin hebt sie die Hand, hält sie an seine Wange, streichelt sie. Sie starrt auf die Blutstreifen auf seinem Gesicht.

Gideon schluckt und wischt sich nervös mit dem Handrücken über die Backe. Er trägt ein weites weißes Hemd, und der grellrote Fleck auf dem Ärmel bringt ihn aus der Fassung. »*Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist*«, sagt er, als stelle er sich einem Kreuzverhör. »Denn so steht geschrieben: *ein geängstet und zerschlagen Herz wirst du, Gott, nicht verachten.*«

Mercy ist nun völlig ruhig, das alles ist nur ein Traum. Sie weiß es, denn die Dunkelheit ringsum fühlt sich an wie warmes Wasser, in dem sie schwimmt, treibt, gleitet, matt mit den Füßen paddelt. Solche Dinge geschehen nur in Träumen. »Wo kommst du her?« fragt sie Gideon.

Er runzelt die Stirn. »Weshalb fragst du das?«

»Dein Akzent.«

Er wirkt genervt. »Mein Vater ist Grieche. Zu Hause haben wir griechisch gesprochen. Aber ich bin in Melbourne geboren.« Er scheint zu merken, daß er irgendeinen Fehler gemacht hat. »Aber das spielt jetzt alles keine Rolle mehr«, meint er gereizt. »Damit bin ich fertig. Ich bin wiedergeboren worden, und mein neues Land heißt Oyster. Denn so steht geschrieben: *Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu, und wir sind allzumal einer in Oysters Reef.*«

»Brief des Apostels Paulus an die Galater, 3. Kapitel, 28. Vers«, sagt Mercy. Ihre Worte schweben vor ihr her. Sie selbst gleitet am Rand eines schlafähnlichen Zustands dahin. »Ich kenn alle Bücher der Bibel auswendig, und du?« Sie beginnt: »Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri, Deuteronomium, Jos...« Die Luftwellen steigen und schwellen wieder ab, reißen sie auf ihren Kämmen empor, lassen sie in ihre Täler gleiten, ihr ist schwindlig, sie sieht kein Land mehr. »Josua, Richter, Ruth«, sagt sie, und dann wird sie vom ersten und zweiten Buch Samuel gerammt wie von zwei wrackten Schiffen, sie geht unter, sie ertrinkt, kauert sich zusammen wie eine Muschel in ihrer Schale, um sich treiben zu lassen, und beobachtet mit schläfrigem Interesse, wie all das Blut an ihren Beinen hinabläuft.

»Ich trag dich«, sagt Gideon. »Wir müssen jetzt los. Wir kommen zu spät. Oh, Scheiße«, stößt er erschrocken hervor. »Scheiße!«, weil es eine solche Sauerei ist, weil sein weißes

Hemd und die weiße Hose voller Blut sind, und Mercy vermutet, daß er ein ordentlicher Mensch ist, dem saubere, gepflegte Kleidung viel bedeutet. Merkwürdig, denkt sie, wenn man so, mit baumelndem Kopf, eine Leiter hinaufgeschleppt wird. So muß sich ein Kartoffelsack fühlen. Sie denkt an die wilden Pferde, die gebrochen werden, weil es gut für sie ist, weil es eben sein muß. Ob die Brumbies das auch so sehen? Ein Mädchen steht über ihr, streckt ihr den Arm entgegen, ergreift ihre Hand, und Mercy sagt zu ihm: »Manche Brumbies lassen sich aber nicht brechen, sie brechen immer wieder aus«, und das Mädchen starrt sie aus weit aufgerissenen Augen an.

Und jetzt sind sie ringsum von Leuten umgeben, alle sitzen mit gekreuzten Beinen im roten Staub, und Oyster steht da droben, auf einer Kiste oder was auch immer, die Mondscheibe hinterm Kopf, wie auf den Heiligenbildern in Miss Rovers Buch, und er predigt ohne Ende, liest ihnen aus der Bibel vor, erklärt die Texte, und alle rufen amen, amen, reißen zuweilen die Arme in die Höhe, fuchteln wild, und dann singen sie, wiegen sich hin und her, und einige lachen, und manche wälzen sich am Boden, genau wie in der Betstunde der Gotteswortler, nur daß es im Freien unterm Mond stattfindet, und es will einfach kein Ende nehmen, obwohl Mercy sieht, daß alle todmüde sind, völlig erschöpft, ihre Gesichter sind angespannt und leuchten, als hätte man in ihren Schädeln Glühbirnen angeknipst, und alle wollen sie nur schlafen, schlafen und noch mal schlafen, genau wie Mercy, und wieder kriecht die bedrohliche Schwärze heran, wieder trägt Gideon sie die Leiter hinunter, die Versammlung scheint beendet, und wieder muß sie vom Baum der Erkenntnis essen, wieder wird ihr schwarz vor Augen, und wieder erscheint Gideons Gesicht, er schleppt sie erneut die Leiter hinauf, jetzt dämmt es, es ist früher Morgen, und Gideon sagt etwas. »Dein Bruder ist nicht mehr da«, sagt er, »eigentlich darf ich dir das gar nicht sagen«, und dann bildet sie sich ein, Donny Becker zu sehen, und sie wird unter die

Vorderbank seines Lasters geschubst, zusammen mit einer Decke, und »Los jetzt, los, los!« drängt Gideon, und dann fahren sie holpernd davon, und sie kriegt kaum Luft vor lauter Staub, und wieder wird ihr schwarz vor Augen.

Langsam klettert sie die Leiter hinauf, klettert aus der Schwärze heraus, und in der sich wellenden Luft erkennt sie das verschwommene Gesicht ihrer Mutter, das Gesicht ihres Vaters.

»Brian ist nicht mehr dort«, erzählt sie ihnen. »Er ist nicht mehr am Reef.«

»Gott sei Dank«, sagt ihre Mutter. Und lacht oder schluchzt, Mercy kann es nicht unterscheiden. »Wo immer er jetzt auch sein mag«, sagt sie, »jetzt geht es ihm gut. Gott wird ihn beschützen.«

Manchmal ist es schwer, denkt Mercy, gute und schlechte Nachrichten auseinanderzuhalten, schwierig, sich zurechtzufinden angesichts einer Mutter, die Tränen weint oder lacht, einer Miss Rover, die laut vorliest: Womit wir nun bei der Frage angekommen wären, Alice, sagt Miss Rover, die du der Edamer Katze stellen muß.

»Ich bin nicht Alice«, protestiert Mercy. »Alice Godwin ist Alice, aber ich doch nicht.«

»Denn so sprach Mercy zur Edamer Katze«, liest Miss Rover.
»*Würdest du mir bitte sagen, wie ich von hier aus weitergehen soll?*«

»*Das hängt zum großen Teil davon ab, wohin du möchtest*«, sagte die Katze.

»*Ach, wohin ist mir eigentlich gleich*«, sagte Mercy.

»*Dann ist es auch egal, wie du weitergehst*«, sagte die Katze.«

»Aber das stimmt ja nicht«, sagt Mercy. »Es ist nicht egal! Das ist ja Unsinn, das ist verrückt.«

»*Ach, dagegen läßt sich nichts machen*«, sagte die Katze,
»*hier sind alle verrückt. Ich bin verrückt. Du bist verrückt.*«

›Woher weißt du denn, daß ich verrückt bin?‹ fragte Mercy.

›Mußt du ja sein‹, sagte die Katze, ›sonst wärest du doch gar nicht hier.‹

W›ie lautet euer Urteil?‹ fragte der König...

›Nein, nein‹, sagte Mr. Prophet, ›zuerst die Strafe, dann das Urteil!‹

›Schluß mit dem Gefasel‹, sagte Mercy laut. ›Zuerst die Strafe, wo gibts denn so was?‹

›Du hältst den Mund‹, sagte Mr. Prophet, krebsrot vor Zorn.

›Ich denke nicht daran‹, sagte Mercy.

›Kopf ab mit ihr‹, schrie Mr. Prophet aus Leibeskräften«, und Mercy schlug die Augen auf und erblickte die Wurzeln des Gidgeebaums, die rote Erde und die Kaninchenlöcher. Sie hielt die Hand über die Augen und drehte sich um, und da, ein Stückchen über ihr, schwebte das Grinsen der Edamer Katze. Um das Gebiß herum begann ein Gesicht zu erscheinen, und sie sah, daß es Mr. Prophets Gesicht war.

›Daddy sagt, du kannst mit zu uns kommen«, sagt Beverly.

Aber all das Gedränge, all die anderen um sie herum, sie erkennt Ethel, Major Miner, und dann kommt Jess, Jess hebt sie in die Höhe, Jess hält sie in ihren Armen.

6

Sunday, Bloody Sunday

Die schlimmsten Sachen, Dinge, die nicht einmal in seinen Alpträumen vorkommen, erinnert sich Major Miner, sind in den letzten Tagen vor der Befreiung passiert. Ein ganz besonderer Wahnsinn, der subtiler war als alles Vorhergehende, schien die Wärter gepackt zu haben. Manchmal taten sie einem fast leid, denn auch als Gefangener wußte man, daß sich das Blatt gewendet hatte; wußte es in der Tat vor allem durch diese Willkürexzesse, mit denen die Wärter das Schwinden ihrer Vormachtstellung und das sichere Wissen um ihren bevorstehenden Untergang zu kaschieren versuchten. Die Gefangenen merkten, daß sich der Wind drehte, spürten, wie ihnen mit jedem Atemzug in mächtigen Schüben die alten Kräfte zuwuchsen, wie ihr Geist sie auf zitternden Schwingen in eine Zukunft - eine *Zukunft!* - emporhob. Und so bedauerten sie ihre Wärter beinahe, die nun Nacht für Nacht mit ihrer Zukunftslosigkeit, dieser frigidten Geliebten, ins Bett steigen mußten; ja, empfanden fast ein distanziertes Mitleid mit diesen Verbrechern, die, ihrer Wut ausgeliefert, völlig außer Rand und Band in einer Woge rachsüchtiger Raserei dahintaumelten. Für die Gefangenen war ihre Blutrünstigkeit Beweis - absoluter Beweis - für die bevorstehende Wende, so daß ihnen diese letzten willkürlichen Greuel auf seltsame, perverse Weise Auftrieb gaben... das heißt, denen, die noch lebten, die die letzte Prüfung überstanden und noch mal Glück gehabt hatten.

All das geht Major Miner durch den Kopf, als er am Sonntagmorgen zu den Givens hinausfährt. Er weiß, daß er mit Charles Given reden kann, wie er es auch bei Jess gewußt hat. Er wird ihm erklären, daß Nick und Sarah in seinem Schuppen zwar vorerst in Sicherheit sind, sein sechster Sinn ihm aber sagt,

daß das nicht lange so bleiben wird. Sie müssen so schnell wie möglich verschwinden, obwohl er ihnen das Reef noch nicht gezeigt hat. Er schreckt davor zurück. Zögert es immer wieder hinaus. Wir haben nur einen Trumpf, nur eine Hoffnung, wird er sagen. Ganz überraschend ist ihnen Andrew Godwins Troopie in die Hände gefallen, samt den gefüllten Reservetanks, und er, Major Miner, hat ihn in den Breakaways versteckt. Jess und ich sind der Ansicht, wird er zu Givens sagen, daß Sie beide und Mercy mit ihnen fahren sollten. Und daß es noch heute nacht geschehen muß.

Er blinzelt in eine Staubwolke, die mit hoher Geschwindigkeit näherkommt. Im Innern des roten Nebels erkennt er drei Geländewagen, Godwins Geländewagen. Er erhascht einen Blick auf Godwins vorbeibrausende Viehhüter und Bergarbeiter, sieht, daß die Jeeps fast aus den Nähten krachen, daß die Männer Waffen tragen, die um einiges größer und bedrohlicher wirken als Känguruhflinten. Sie begrüßen Major Miner mit lautem Hallo und schwingen ihre Gewehre. Sie sind betrunken. Sind in einem richtigen Aggressionsrausch.

Major Miner gibt Gas, und ihm sinkt das Herz.

Er sieht das Glühen am Horizont, eine große, zarte, korallenrote Blüte steht am Himmel. Sie ist geschwungen wie die Rundung eines lichtdurchzitterten Feueropals. Er kennt dieses Schimmern. Sein Herz beginnt zu zucken wie die Riffs im Jazz. Er wartet auf das entsetzliche Geräusch. Wartet auf den raschen dumpfen Schmerz in den Ohren und das komische wattige Gefühl, das darauf folgt. Seine Hände zittern, er legt den Kopf aufs Lenkrad, merkt, daß er schluchzt, sieht nichts mehr, fährt aber immer noch auf den Schein zu.

Und jetzt sieht er die Samenkapsel der karminroten Blüte.

Er trifft genau in dem Augenblick ein, als das Given-Haus langsam - wie ein zu Boden fallender Seidenschal - in sich zusammenzusinken beginnt. Er fährt direkt vor die prasselnde

Veranda, aber die Hitzewelle ist zu stark, er hat Angst, daß sich sein Tank entzündet. Er stößt wieder zurück, springt aus dem Jeep, wirft sich die Wagenplane über den Kopf und dringt vor bis zu den noch stehenden Glastüren. Hinter ihm kracht ein Pfosten zu Boden. Das Verandavordach neigt sich wie verrückt, und das glühende Blech versengt ihm den Arm. Die Dielenbretter geben nach, er kämpft sich durch Rauch, Flammen und verkohltes Holz. Er schleppt sich wieder hinaus.

Schluchzend wirft er sich auf den Boden, trommelt mit den Fäusten auf die Erde. »Nein!« brüllt er der Sonne entgegen. »Nein! Nein! Nein!« fetzt ist die Bestie wirklich entfesselt, das *weiß* er, und weiteres Grauen wird folgen, so ist es immer. Sie werden die gleiche Hysterie erleben, die sich schon einmal aus dem Nichts zusammenbraute, damals, als Susannah Rover... Das Ungeheuer wird sich vollschlingen, bis es übersättigt zusammenbricht. Seine Intuition ist so mächtig, daß er alles vor sich sieht: die Zerstörung, den bevorstehenden Tag, die Waffenarsenale, die ihre Schlagkraft demonstrieren müssen, das Feuer, die wildgewordenen Schweine, die Vernichtung sämtlicher Beweise. Er würgt, schleppt sich zu seinem Wagen und fährt hinein nach Outer Maroo. Er rast wie ein Wahnsinniger. Spürt, wie ihm der Old Fuckatoo die Klauen in den Hals schlägt.

Jetzt ist es soweit, denkt er. Vor dem Betsaal hat sich eine Menschenmenge versammelt. Er sieht Jess, sieht Dorothy Godwin, Ethel, Dukke Prophet, und er sieht Mercy, die am Boden liegt...

Jetzt ist es soweit, denkt er.

Er sieht, wie Jess Mercy hochhebt, und seine Glieder werden seltsam schlaff, ihm ist, als gehe er im Traum, als gehe er durch Lakritze oder unter Wasser, aber irgend etwas funktioniert offenbar noch, und zwar ganz automatisch, denn plötzlich steht

er wieder in Bernies Küche, und Jess ist da, und Ethel auch, und Jess sagt zu ihm: »Bring mir mal Eis und ein bißchen Scotch. Sie ist schon wieder ohnmächtig geworden.«

Langsam, verwirrt schaut er sich um, doch Ethel eilt ihm zu Hilfe. »Hier«, sagt sie und drückt ihm die Eiswürfelschale in die Hand. »Machen Sie sich nützlich, Major M., und reißen Sie sich mal zusammen.«

Stumm und folgsam nimmt er den Eisbehälter entgegen und reicht ihn Jess. »Ich hab dir was zu erzählen«, sagt er leise, insistierend.

»Sie hat Fieber«, sagt Jess. »Sie ist halb verdurstet. Im Schrank neben dem Kühlschranks steht Lucozade.«

»Ich hol sie«, sagt Ethel. »Ich werd sie einräuchern. Werd sie mit Gidgee-Blättern einräuchern. Das bringt sie wieder auf die Beine.«

»Jess«, beginnt Major Miner wieder. »Ich muß dir was sagen.«

»Ja«, versetzt sie ungeduldig.

»Vor Mercy geht das nicht.«

»Sie ist bewußtlos. Sie hört dich nicht.«

»Trotzdem«, sagt er.

»Geh nur, Jess«, sagt Ethel. »Ich mach das schon.« Sie nimmt die Wasserschüssel und den Lappen und breitet Kühle über Mercys glühende Haut.

»Nun«, sagt Jess brüsk und ohne ihn anzusehen. Sie lehnt am Türrahmen und starrt auf den Himmel. »Was denn?«

Doch als er es ihr erzählt, wird sie blaß und preßt die Faust vor den Mund, um nicht zu schreien. »Hast du...?«

»Ich habs versucht. Habs versucht. Zu spät.«

Sie spürt, wie das Dunkel auf sie zustürzt, spürt, wie der unersättliche Raubvogel Old Fuckatoo auf sie herabstößt. Sie

bedeckt ihre Augen.

»Ich weiß«, sagt er. »Ich weiß. Es war entsetzlich.«

»Mercy darf es nicht erfahren, wenigstens jetzt noch nicht. Wenn sie weiß, geht sie nicht weg. Wir müssen - wir müssen sehen, daß wir sie alle drei von hier fortschaffen. Und die anderen?«

»Sind in meiner Hütte, aber wir müssen uns beeilen. Andrew Godwin donnert durch die Gegend und spielt Krieg.«

»Ich hab's gehört.« Jess zieht eine Grimasse. »Fremde Truppen rücken vor, lautet die Parole, die sie über Funk durchgeben. Sie meinen, Charles hätte mit Brisbane telefoniert. Irgend jemand hat den Polizeifunk in Quilpie abgehört, und jetzt bilden sie sich ein, die Truppen wären schon unterwegs.«

»Das ist der absolute Irrsinn, Jess.«

»Ja, Armageddon«, meint sie spöttisch, aber es klingt bitter. »Und Andrew Godwins Troopie...?«

»Steht gut versteckt in den Breakaways, den hol ich dann. Aber erst mal bring ich Nick und Sarah dorthin, wo keiner mehr hin will.«

Sie starrt ihn an. »Ja. Zum Reef. Darauf haben sie ein Recht. Ich komm mit Mercy nach, sobald ich kann.«

»Bring auch Ethel mit. Hier ist sie nicht sicher.«

»Ich weiß. Mach ich.«

»Jess«, ruft Mercy, und schon ist Jess an ihrer Seite, hält sie in den Armen, flößt ihr Lucozade ein.

»Da«, sagt sie, »wenn du das getrunken hast, bist du bald wieder aufm Damm. Und das ist auch nötig, weil du Nick und Sarah nach Brisbane fahren mußt. Wir brauchen jemand, der den Troopie über offenes Gelände chauffieren kann.«

»Das Foto«, sagt Mercy. »Ich muß das Foto holen.«

»Welches Foto?«

»Das Amy mir gegeben hat. Ich habs aufgehoben, habs im Laden versteckt, ich muß es holen. Gideon hats Amy gegeben, damit sies seinem Dad schickt. Nick, nicht wahr? Er ist doch Gideons Vater?«

»Ja.«

»Wir müssen es holen.«

»Das kriegen wir schon«, beschwichtigt sie Jess. »Mach dir mal keine Sorgen. Wir holen es, ehe wir fahren.«

Auch Major Miner bricht nun auf.

Das Reef, denkt er, als er in Richtung Breakaways fährt. Er wußte, daß alles am Reef enden würde, am Reef, in Inner Maroo, bei den Bora-Ringen, am Anfang.

Und dann sieht er, daß sich die korallenfarbene Blüte über dem Given-Haus verzweigt hat. Soviel Zunder, denkt er. Und kein Wasser, nichts zu machen. Hoffentlich kommt kein Wind auf. Hoffentlich haben die hungrigen Schafe die Koppeln rings um das Grundstück entsprechend abgegrast. Hoffentlich steht da kein Futter mehr, das dem Feuer Nahrung gibt.

7

Armageddon

Als Major Miner den verwüsteten Ort wiedererblickt, die großen verkohlten Windenskelette, die versengten Bäume, das schwarze Felsenbecken sieht, kommt es ihm vor, als sei seit Kriegsende kaum Zeit vergangen. Er preßt die Stirn auf das Lenkrad. Nie wird er sich daran gewöhnen.

»O mein Gott«, flüstert Sarah mit matter Stimme. »O mein Gott.«

Nick glotzt, stößt dann die Wagentür auf und springt hinaus. Mit schnellen, heftigen Schritten nähert er sich dem Rand der Teergrube. Dort hält er inne, allerdings nur für einen Moment, und beginnt dann, sie im Uhrzeigersinn und in der gleichen ruckartigen Gangart zu umrunden, wie eine Marionette, wie ferngesteuert. Er beginnt zu laufen, immer am Rande des verkohlten Kraters entlang, als stießen ihn das Grauen, der Schmerz, die Wut - wie ein Gewehr im Rücken voran.

»O Gott«, sagt Sarah. »War das -?«

»Das Reef. Es tut mir leid.«

Sarah würgt. »Wie -?« will sie sagen.

Aber Major Miner kann ihr das nicht beantworten. Seine gestohlenen Sprengstoffstangen ragen gespenstisch vor ihm auf, wie die Mäste der Winden, wie Galgen, wie Richter, wie die schwarzen Heerscharen flammender Leiber. Der nun auf der anderen Seite der großen Ascheschüssel laufende Nick sieht aus wie ein rasendes Strichmännchen. Ein Wüstenwind erhebt sich in den Breakaways, Aschegespenster steigen auf. Wie Derwische wirbeln sie auf Zehenspitzen im Kreis. Eines von ihnen dreht sich in Richtung des Wagens und rotiert schwebend

vor der Windschutzscheibe.

Sarah wird blaß und preßt sich die Hand vor den Mund.

Das Gespenst klappt vornüber, löst sich auf, verschwindet.

Nick ist jetzt zwischen der Drei und der Sechs auf dem gräßlichen Zifferblatt des Reefs; er passiert die Sechs und läuft weiter, läuft eine zweite Runde. Es ist ein Hindernislauf: verkohlte Metall- und Maschinenteile rollen ihm in den Weg, bäumen sich vor ihm auf. Zuweilen kann er ausweichen, manchmal muß er springen. Einmal stolpert er und reißt die Hand nach vorn, um den Sturz abzufangen. Seine Hand ist pechschwarz. Die Hitze des Felsens verblüfft ihn, was sie, nachdem ihm die brutalen Strahlen der Mittagssonne schon geraume Zeit wie Axthiebe auf Kopf und Schultern knallen, nicht sollte. Vor seinen Augen rotieren orangefarbene Scheiben. Er läuft weiter.

Immer noch hängt Major Miner, den Kopf in den Armen vergraben, überm Lenkrad. Sarah berührt ihn. »Alle?« fragt sie mit leiser Stimme. »Sind sie alle...?«

»Ja.«

»Besteht denn gar keine Chance...? Besteht denn keinerlei Hoffnung, daß nicht doch einige...?«

»Glaub ich nicht.« Fahrig deutet er auf die Wüste. »Wo sollten sie denn hingegangen sein?« Er seufzt bedrückt. »Eigentlich muß ich Ihnen jetzt auch erzählen, daß immer mehr Leute bei uns behaupten... glauben... ja, überzeugt sind... daß überhaupt keiner umgekommen ist. Wofür es nicht einen einzigen guten Grund gibt, leider.« Weder für die Behauptung, denkt er, noch für die Überzeugung.

»Und... die Leichen? Gibt es denn keine Leichen?«

»Oh«, seufzt er. »Die Leichen. Da werden alle möglichen Geschichten erzählt. Daß die Leichen...« Er sträubt sich gegen die Erinnerung an jene gräßliche Nacht, als der junge Donny

Becker stockbesoffen zur Great Extended gerast kam und endlos vor sich hin delirierte.

Sie haben auf dem Bauch gelegen, mit ausgestreckten Armen, gefalteten Händen... als hätte Oyster ihnen befohlen, sich nicht von der Stelle zu rühren oder so... ich hab nur noch gekotzt...

Mr. Prophet hat mich... als wäre er sauer auf diese Leichen...als wäre er entrüstet... man hätte meinen können, wir wären beim Heuaufladen...

Ich und Tim Doolan mußten sie rauftragen, die, die in der Nähe der Leiter gelegen haben... dann haben wir sie alle in dieses riesige Loch in den Breakaways gekippt...ich hab nur noch gekotzt...

»In den tieferen Stollen...« sagt der Major. »Wer weiß? Es... man spürt doch, hier spukts. Hier traut sich keiner mehr her.«

»Also keine Leichen...? Und folglich auch keine Beweise?« fragt sie, und ihre Stimme bebt, will sich an irgendeinem Strohalm festklammern.

Er schafft es einfach nicht, ihr Donny Beckers Geschichte zu erzählen, oder von dem Brausen, dem großen apokalyptischen Feuerball, den Raketen und Sternschnuppen, all den Zeichen Armageddons - wie Mr. Prophet später von der Kanzel herabdonnerte -, jenes in der Offenbarung des Johannes beschriebenen Kampfes, der großen Entscheidungsschlacht im Krieg zwischen Licht und Finsternis. Er bringt es nicht über sich, jenes so gefürchtete Grillaroma zu erwähnen, den Duft eines gewaltigen Barbecues für barbarische Götter, den schrecklich saftigen Geruch röstenden Fleisches, der tagelang in der Luft lag...

»Wann?« fragt Sarah. »Wann ist es passiert?«

»Um Mitternacht. Da haben sie sich immer zum Beten...«

»Nein«, unterbricht sie ihn aufgebracht. »Ich meine, wie lange, wie lange ist es her?«

»Äh... ein Jahr. Bißchen länger vielleicht. Dreizehn Monate?« Ihre Hoffnung ist kraftlos geworden wie eine flackernde Kerze. Lange hat sie sie am Leben erhalten. Jetzt erlischt sie. »Wenn also welche entkommen wären... dann wären sie jetzt... dann wären sie inzwischen...«

»Ja«, sagt er. »Oder in der Wüste umgekommen.« Nick hat jetzt wieder die Sechs erreicht und läuft weiter. Inzwischen taumelt er schon. Wie ein Betrunkener. Bald werden ihn Hitzschlag und Austrocknung zu Boden zwingen, aber Major Miner sieht keinen Anlaß, sich in den Kummer eines anderen einzumischen. Er behält den trunkenen Läufer im Auge, wartet auf besagten Moment, um ihm mit seiner Wasserflasche und lebenswichtigen Mineralien zu Hilfe zu eilen...

»Es war mitten in der Nacht«, sagt er. »Nach Einbruch der Dunkelheit hatten sie hier oben im Freien ihre religiösen Versammlungen, die bis zwei Uhr früh und manchmal noch länger gedauert haben. Bibelstudium. Oyster hat offenbar stundenlang gepredigt. Danach haben dann alle in den Stollen übernachtet, nun ja, fast alle, weils einfach kühler ist da unten, nicht wahr? Falls also jemand... anscheinend war alles sehr sorgfältig geplant... Die Explosion war gegen drei Uhr morgens.«

»Wer hat das getan?«

»Das weiß keiner. Natürlich kanns auch ein Unfall gewesen sein. Hier... ich meine, in der Nähe der Minen... liegt immer Sprengstoff rum.« In Outer Maroo, denkt er, gibt es genug Sprengstoff, um ganz Queensland in die Luft zu jagen. Seine fehlenden Stangen ragen wieder vor ihm auf, klagen ihn an. Er fühlt sich entsetzlich müde.

»Aber *Sie* glauben nicht, daß es ein Unfall war«, sagt sie ruhig.

»Am Ende ist Oyster immer paranoid geworden...« Er hebt die rechte Hand, macht eine zitternde Geste. »Richtig aus ihm

schlau geworden ist sowieso keiner. Aber das alles ist ihm zu Kopf gestiegen, soviel ist sicher. Er hat sich für ne Art Gott gehalten, war bereit zum Kampf und hat am Schluß wohl in allen anderen den Teufel gesehen. Vielleicht hat er geglaubt, daß er seine paar Auserwählten ins gelobte Land führt. Ich weiß es nicht. Weiß es wirklich nicht. Das weiß keiner.«

»Könnte es nicht auch jemand anders gewesen sein...?«

»Wer weiß?« seufzt er. »Wer will das schon wissen?«

Seine Müdigkeit ist so gewaltig, daß es ihm vorkommt, als müßten seine Worte unendlich lange und steile Leitern hinaufklettern, um sich mit seiner Stimme zu verbinden. »Wissen Sie«, sagt er, »fast alle wollten, daß sie verschwinden. Nicht gleich am Anfang, aber irgendwann wollte man sie nur noch loswerden.« Er macht eine fahrige Handbewegung, eine hilflose, ärgerliche Geste. »Ich meine, sie waren in der Überzahl, wenigstens, solange die Murris noch da waren. Mit den Murris zusammen waren mehr Leute hier am Reef als in Outer Maroo. Was den meisten natürlich ziemlich gestunken hat. Man wollte sie loswerden. Natürlich nicht so; aber irgendwie eben. Das schafft ein gewisses Klima, wissen Sie, und Oyster war ein gewiefter Wetterfrosch. Zeichen und Omen, das waren seine Drogen, damit hat er gedealt.«

Oyster, denkt er, ähnelte jenen Bakterienarmeen, die sich blind und rücksichtslos eine Kultur suchen, die ihnen geeignete Nahrung bietet. Und in Outer Maroo hat er sie gefunden. Outer Maroo war seine Petrischale, war geradezu ideal.

»Und der Opalhandel, nicht wahr, der hat alles noch weiter kompliziert. All das viele Geld.« Diese unsichtbaren Bargeldwirtschaften haben schon was ungeheuer Brisantes, denkt er. Können jederzeit auffliegen.

»Oh, schauen Sie mal!« schreit Sarah.

Nick hat die Vier des Zifferblatts erreicht, aber seine Arme bewegen sich immer langsamer, wie müde gewordene Kreisel.

Major Miner greift nach der Flasche und den Tabletten. »Helfen Sie mir«, sagt er. Nick schluchzt gequält, als sie ihn erreichen; es klingt, als habe er Keuchhusten, und jeder Schluchzer scheint ihn heftig zu erschüttern.

»Trinken Sie«, befiehlt Major Miner und schiebt ihm die Flasche zwischen die Lippen.

Nick spuckt und sabbert, aber nach wenigen Sekunden beginnt ihn die Flüssigkeit zu beruhigen.

»Ich muß Sie jetzt allein lassen«, sagt Major Miner. »Steigen Sie in den Hauptschacht. Die Leiter ist immer noch fest verankert. Es... tut mir leid, aber momentan ist es das einzig sichere Versteck... Wir habens hier mit absolut Wahnsinnigen zu tun.«

Er und Jess werden wiederkommen, erzählt er ihnen, und Andrew Godwins Troopie mitbringen, den er in einer Schlucht in den Breakaways versteckt hat. Eigentlich müßten sie genug Benzin haben, um nach Quilpie zu kommen, und danach kann ihnen nichts mehr passieren, dann sind sie wieder auf der Landkarte, können sich Benzin kaufen, indem sie schlicht dafür bezahlen, und auf dem Warrego Highway weiterfahren nach Brisbane.

Und Mercy? Jess wird sie mitbringen, erzählt er ihnen, sobald sie sich loseisen kann. Sie sollen sie mitnehmen nach Brisbane.

In eine andere Welt, denkt er bei sich. An die er nur vage Erinnerungen hat.

Aber im Süden von Outer Maroo müssen sie einen Schwenk machen; einen weiten Bogen über offenes Gelände schlagen und sich dabei mehr oder weniger auf ihren Instinkt verlassen, wozu Mercy mit Sicherheit in der Lage ist. Und auch Eromanga müssen sie meiden, zu viele Cousins von Bernie dort... Wenn sie zunächst Thargomindah im Süden anpeilen, und dann wieder in nördlicher Richtung auf Quilpie zuhalten...

»Aber Sie müssen unten bleiben, bis wir wieder da sind. Hier

ist eine Taschenlampe«, sagt er. »Und Wasser und was zu essen. Viel Glück.«

Falls sie es schaffen nach Brisbane, denkt er, so heißt das im Grunde nichts weiter, als daß man sein Schicksal jederzeit wenden kann. Und mehr kann man nicht verlangen, denkt er. Man muß die Hindernisse umgehen, die Lücken nutzen wie Prinz Wen Huis Koch.

Aufzeichnungen aus dem Untergrund

Es ist wie eine kosmische Fügung, denkt Sarah. So als müsse sie die Alpträume von Verwandten durchleben, die sie nie kennengelernt hat, Alpträume, vor denen sie ihr ganzes Leben lang davongelaufen ist, während ihre Schwester und deren Kinder sie grimmig entschlossen auf sich genommen haben. Gibt es ihn am Ende vielleicht doch, den Meisterbetrüger, den männlich-weiblichen Unruhestifter jener Glaubenssysteme, die so eng mit Sonne und Planeten, Erde und Naturkräften verbunden sind?

Sarah ist in einem Feuerofen.

Genauer gesagt, sie hockt mit gekreuzten Beinen auf dem Boden des Ofens, im Bauch eines grotesken Witzes, der so schwarz ist, daß es ihr schier die Sinne raubt. Schwarz, denkt sie. Gleich wird mir schwarz vor Augen. Das Unerträgliche, das Entsetzliche daran ist die Vorstellung, daß Amy sich im gleichen Netz verfangen hat. Wie kann es sein, daß das Verhängnis nicht nur die dritte und vierte Generation ereilt, sondern sich über Abstammungs- und Glaubensgrenzen, über Traditionen hinweg an eine Stiefgeneration vererbt? Ist denn der Atem genauso tödlich wie das Blut?

»Es gibt keine Sicherheit«, sagt sie. Sie hat es nicht laut sagen wollen.

»Nein«, meint Nick zustimmend und seufzt, doch als sie zu ihm hinübersieht, merkt sie, daß er sich gar nicht auf ihre Worte bezieht. Er ist ganz woanders. Ist in seine eigenen stummen Selbstzerfleischungen vertieft.

Wir ähneln einem Rembrandt-Gemälde, denkt Sarah: zwei leuchtende Gesichter, von einer weichen Lichtschwade umhüllt,

und ringsum nichts als undurchdringliche Schwärze. Die Taschenlampe - eine Art Notleuchte, vielleicht eine Grubenlampe - steht auf dem Felsboden zwischen ihnen und wirft einen Lichtkegel an die Decke. Innerhalb dieses Kegels sieht Sarah Dellen, faustgroße Löcher, in den Fels gekerbte Vertiefungen. Die Furchen (Sarah hält sie für Spuren von Bohrgeräten) sind so lang wie ihr Unterarm, alle schnurgerade, wie mit dem Lineal gezogen, und zeigen in dieselbe Richtung, als ob irgendeine Maschine ein künstliches Gedankenstrich-Gestöber in den Stollen gefegt hätte. Alles ist pechschwarz, aber sobald sie die Wand oder den Boden berührt, beginnt die oberste Schicht schuppig abzubröckeln, und die helle, buttrige Farbe des Felsens tritt zutage. Der Stollen riecht wie ein Aschenbecher. Riecht, als ob irgendwo in der Tiefe Old Fuckatoo sein Nest hätte.

»Die Eltern meiner Mutter«, sagt Sarah, »meine Großeltern, sind in den Lagern umgekommen. Ich habe Cousins, deren Eltern dort gestorben sind. Eine Großtante von mir hat es überlebt.«

»Ja«, erwidert Nick wie aus weiter Ferne. »Ich weiß.«

Sarah preßt den Handrücken an den Mund, beißt hinein. Sie ist entsetzt, wie kann sie sich nur so gehenlassen! Das liegt an diesem schwarzen Stollen, denkt sie, deswegen fühl ich mich so hilflos. Dieser Aschegegeruch hat was Beängstigendes. Wie in einer Verhörzelle fühlt man sich. Dieser Gestank hat was an sich, das einen zum Brabbeln verleitet. Gleich wird mir schwarz vor Augen, denkt sie wieder. Ich muß reden, damit ich nicht ohnmächtig werde.

»Mein Vater wollte die Geschichte hinter sich lassen, die Vergangenheit auslöschen. Er hat geglaubt, das wäre Amerikas Geschenk an uns: die Chance, der europäischen Vergangenheit zu entkommen. Er war leidenschaftlicher Freidenker. Fanatischer Atheist, könnte man sagen.«

Nick blickt sie an, runzelt die Stirn und schweigt.

»Meine Schwester hat er damit in die Arme der Orthodoxie getrieben. Sie ist eine Ultraorthodoxe, hat mich etwa beschuldigt, daß ich durch meine Heirat mit einem Nichtjuden die Endlösung beschleunige. Ihnen die Arbeit abnehme. Jahrelang hat sie kein Wort mit mir geredet, sie hat mir das Herz gebrochen.«

Nick starrt auf ihre Lippen, als spräche sie eine fremde Sprache. »Ja?« sagt er vage.

»Ich wollte doch nur ein bißchen Glück«, sagt Sarah. »Und Sicherheit.«

»Es hilft nichts«, sagt Nick stirnrunzelnd und scheinbar konzentriert, als ob ihn zuweilen, flüchtig, eines ihrer Worte erreiche. Aber nein, denkt sie, während sie ihn mustert: Wahrscheinlich haben sich nur ganz zufällig unsere Gedankengänge gekreuzt.

»Die Extremisten sind überall«, sagt sie. »Es gibt keine Sicherheit. Rachel, die Tochter meiner Schwester, meine Nichte, hat sich in New York den Lubawitschern angeschlossen. Hat deswegen gräßliche Auseinandersetzungen mit ihren Eltern. Weil sie ihrer Meinung nach nicht orthodox genug sind, nicht rein sind. Ihrer orthodoxen Mutter bricht sie das Herz. Mein Neffe Jeremy, der Sohn meiner Schwester, ist in der israelischen Armee. Bewundert Ygal Amir. Mein Vater schaut sich keine Nachrichten mehr an. Er weiß nicht, sagt er, wovor ihn mehr graust: zu sehen, wie in der Straße seiner Tochter die Bombe eines islamischen Terroristen explodiert, oder vor einem Bild seines Enkels, der grinst wie Ygal Amir auf der Anklagebank.«

Warum erwarten sie eigentlich, sie und ihr Vater, daß ihr Freidenkertum sie vor den wahren Gläubigen, dem Irrationalen, den Extremen beschützt, und sind vom Gegenteil überrascht? Alle Asketen dieser Welt haben die sexuelle Erregung der Menschheit nicht um ein Jota vermindert. Die Sexualität erhebt

und erniedrigt uns, wie seit Anbeginn der Geschichte. Und mit dem religiösen Affekt, denkt sie, ist es das gleiche. Er ist einfach vorhanden, paßt den richtigen Augenblick ab, manifestiert sich auf erschreckende wie auf erhabene Weise, gleichgültig, welchen Stellenwert ihm der einzelne beimißt.

»Das Schlimme an Angelo ist«, sagt Nick, »daß er es immer geschafft hat, mich zu verunsichern. Ständig. Und ich kann... kann einfach nicht...« Er kann zu keinem eindeutigen Schluß gelangen. Hat Angelo sich immer darauf verlassen, daß Nick wieder alles in Ordnung bringt? Oder hat Nick es selber so gewollt? Hat er als Vater versagt? Oder war er zu fürsorglich, zu erpicht darauf, Angelo aus jeder Klemme herauszuhelfen? »Als Kind hat er ständig Blödsinn gemacht. Äpfel aus den Gärten geklaut und solche Sachen, ganz harmlos zunächst. Aber man konnte ihm einfach nicht... keiner... weil er ja auch großzügig und leichtsinnig und lieb war, nett zu alten Damen, und all so was... alle hatten ihn gern. Man konnte ihm nie lange böse sein.«

Sarah hört zu. Sie beobachtet ihn. Manche von uns, denkt sie, versuchen ihr Leben lang, das Leben anderer zu begreifen.

»Vor nichts hat er sich gefürchtet«, seufzt Nick.

Wenn er sich so jäh, so heftig bewegt, lösen sich schwarze Flocken von der Wand. Irgendwann, denkt Sarah, wird das ganze schwarze Zeugs abgeblättert sein, und nur am Boden des weiten sahnearbenen Tunnels wird sich eine Aschespur entlangziehen. Vielleicht aber auch nicht. Vielleicht braucht es dazu ja doch so etwas wie einen Verursacher. Sie blickt den Stollen hinab in die Schwärze und schaudert. Irgendwo da unten liegen vielleicht Amys Gebeine. Gern würde sie irgendeinen religiösen Akt vollziehen, weiß aber nicht, welchen. Irgendein Übergangsritus scheint ihr angebracht, aber sie kennt keinen.

Eine jähe, schwindelerregende Erinnerung an die Bostoner U-Bahn überfällt sie, an den Red-Line-Zug, der den schwarzen Tunnel zum Harvard Square hinunterrast. Der Wagen ist

gerammelt voll, es ist Hauptverkehrszeit, und sie und Amy klammern sich stehend an eine der Chromsäulen und lassen sich vom ruckelnden Zug durchschütteln. Umfallen kann man nicht, dazu ist das Gedränge zu dicht. Jedesmal, wenn sich der Zug in eine Kurve wirft, überläßt sich Amy geradezu ekstatisch der gefahrlosen Turbulenz. Sie lacht lauthals, irgendwie schrill, atemlos. Sarah erschrickt. Nur selten zeigt Amy ihre Gefühle so offen.

Vielleicht besteht ja das Leben aus einer Reihe von Schablonen und Tretmühlen, denkt sie. Vielleicht wählen wir sie ja ganz unbewußt oder reagieren nur deswegen darauf, weil sie uns vertraut sind. Vielleicht hat Amy diesen Tunnel geliebt.

»Angelo war süchtig nach Gefahr«, sagt Nick. »Mein kleiner Angelo.« Er lacht, und sein Lachen klingt müde und unglücklich. »Eigentlich war er größer als ich. Und trotzdem hab ich mir immer eingebildet, ich muß ihn unter die Fittiche nehmen, weiß nicht warum. Na ja, wahrscheinlich auch deswegen, weil uns seine Mutter verlassen hat, als er noch sehr klein war... *mich* verlassen hat, sollte ich wohl eher sagen. Ihn wollte sie ja nicht verlassen, aber ich...« Er stützt den Kopf in die Hände. »Sie hat einen anderen kennengelernt. Sie war keine Griechin, seine Mutter. In unserer Kultur, wissen Sie... ich bin damit einfach nicht... war am Boden zerstört.« Die Schande. Die Erniedrigung. Damals hatte er nicht mehr weiterleben wollen, aber der Zorn und der Stolz hatten ihm seinen Lebenswillen zurückgegeben. »Ich hab um das alleinige Sorgerecht gekämpft. Was nicht schwierig war. Ehebruch... unfähige Mutter. Ich hab sie vernichtet und hab mich darüber gefreut. Meinen Sohn hab ich nach Griechenland gebracht.«

Er dreht sich zur Seite, schlägt die Stirn gegen die Stollenwand, langsam, rhythmisch, er muß sich selbst bestrafen. Als er sich wieder umwendet, ist sein Gesicht schwarz und verschmiert.

Sack und Asche, denkt Sarah.

»Seine Mutter ist bei einem Autounfall ums Leben gekommen«, sagt Nick. »Es gab keine anderen Beteiligten. Sie ist nachts den Pacific Highway hochgefahren. Über eine Klippe gestürzt.« Er fährt sich mit den Fingern durchs Haar. »Rache löst gar nichts«, seufzt er. »Das hätte mich eigentlich die griechische Geschichte lehren sollen. Und danach hatte ich immer das Gefühl, ich muß ihn bewachen und beschützen wie meinen Augapfel. Und er hats wohl genauso empfunden. Na ja, vielleicht auch nicht... Vielleicht ist's ihm auf die Nerven gegangen. Ich weiß überhaupt nichts mehr. Aber es ist zur Gewohnheit geworden. Wenn was schief lief, hat er mich angerufen.«

»Ja.« Sarah nickt. »Aber bei Amy... ich hab immer gewußt, daß meine Sorge im Grunde auch mir selbst gegolten hat. Hab halt immer irgendwie versucht, auf ein gutes Ende hinzuarbeiten.«

»Und dann ist es allmählich ernster geworden«, sagt Nick. »Aber vielleicht hat er auch nur versucht... wenn ich so drüber nachdenke... ich bin wohl ziemlich streng gewesen. Und je besorgter ich war, um so mehr Vorschriften hab ich ihm gemacht. Vielleicht hab ich ihn ja dazu getrieben, aber wie auch immer, jedenfalls ist er von der High School geflogen, hat Drogen genommen und all so was. Und dann rief er von einer seiner Tramp touren aus Broken Hill oder sonstwo an. Hatten ihn festgenommen wegen irgendeinem Schmu, auf den er sich eingelassen hatte. Und er hat mir geschworen, daß er nicht wußte, daß die Sache stinkt, was vermutlich auch gestimmt hat.« Er hatte schon immer eine fatale Neigung, den falschen Leuten zu vertrauen, denkt Nick. »Er war so ne Art ewiger Unschuldsbengel.«

Während des Redens hat er begonnen, den Ruß vom Boden zu kratzen. Sarah fällt auf, wie pedantisch er dabei vorgeht und kleine, aber hartnäckige Flecken mit dem Daumennagel bearbeitet. Komischerweise erinnert es sie an die besessene Art,

mit der manche Leute an ihrer Haut herumzupfen, wenn sie sich nach einem Sonnenbrand schält. Die Butterfarbe des Felsens breitet sich aus. Nick rückt ein Stückchen weiter und beginnt an einer anderen Stelle zu schaben.

»Vor etwa sechs Jahren hat er in Brisbane irgendeinen Mist gebaut«, sagt er. »Also bin ich hochgefahren. Damals hab ich noch in Melbourne gewohnt, aber vierzehn Tage, nachdem ich die Kaution hinterlegt hatte, hat er sich schon nach Sydney abgesetzt. Weil nur dort die Post abgeht, hat er gemeint.«

Er beugt sich vor und bläst auf die blasige Haut des Stollenbodens. Er löst ein Stück von der Größe eines Männertaschentuchs und legt es vorsichtig beiseite.

»Als er losfuhr, war ich ziemlich verzweifelt. Es kam mir vor, als hätt ich ihm immer nur Vorwürfe gemacht. Ihn von mir weggetrieben. Und da bin ich dann zur Nordküste hochgefahren. Im Grunde hatte ich keine Ahnung, wo ich hinwollte. Irgendwann hab ich angehalten, mich an den Strand gesetzt und auf den Ozean hinausgestarrt. Das war in Noosa. Noosa Heads. Eine Woche wollte ich bleiben, dann sind zwei draus geworden. Jeden Tag hab ich am Strand gesessen. Dann hab ich noch ne dritte Woche drangehängt. Hat mich an die Ägäis erinnert, wissen Sie! Hab mich richtig verliebt in das Fleckchen und bin geblieben. Ziemlich unerwartet war das. Echte Überraschung.«

Immer schneller haut er die schwarze Rinde ab. Rückt langsam, allmählich und immerfort kratzend und säubernd weiter in den Tunnel hinein. Suchend blickt er sich nach einem Werkzeug um, zieht dann seine Sandale aus und benutzt sie als Schaber. Sarah fühlt sich verpflichtet, die Taschenlampe zu packen und zu ihm hinzuschieben. Er braucht Licht. Sie beginnt, ihre Seite des Stollenbodens zu bearbeiten.

»Tag für Tag geht die Sonne auf und wieder unter«, sagt er. »Tag für Tag sitz ich im Sand und beobachte das Meer. Jeden einzelnen Tag. Guck zu, wie sie aus dem Meer aufsteigt und

wieder in ihm versinkt.« Er hält inne und schaut sie an. »Den Ozean kann man nicht verdrecken«, sagt er. »Früher oder später spült er alles wieder an die Küste, sogar den Ölschlick. Es tröstet mich, wissen Sie, weil da was ist, das allem trotz, fortwährend Widerstand leistet.«

Sarah schiebt die Taschenlampe ein wenig weiter in den Tunnel hinein. »Wir sollten uns auf einen Abschnitt konzentrieren«, sagt sie. »Und zwar auf Wände und Decke.«

»Ja. Sie haben recht.« Er nimmt die Taschenlampe und kriecht zum Ausgangspunkt zurück. Er beginnt an der Wand. »Das Unglück war nur, daß der Ozean auch Oyster an Land gespült hat. Sie waren unzertrennlich, Angelo und Oyster. Ich hab ihn kaum gesehen und schon geahnt, daß diese Anziehung fatale Folgen haben wird.«

»Sie haben Oyster kennengelernt?«

»Bei Angelo«, sagt Nick, «... haben sich positive und negative Impulse immer die Waage gehalten... Aber Oyster, der war ein ganz anderes Kaliber.«

Wieder dreht er den Weinregalen den Rücken zu, immer wieder kehrt er den Weinregalen den Rücken zu, und immer wieder tritt Angelo mit dem Gefährten im weißen Leinengewand zur Tür herein. Angelo umarmt Nick. »Eigentlich bin ich gar nicht mehr ich, Dad«, sagt er auf griechisch, »bin nicht mehr der Mensch, den du gekannt hast. Ich hab mich völlig verändert. Ich bin wiedergeboren. Ich heiße jetzt Gideon. Und das ist Oyster. Und zur Feier meiner Taufe wollen wir heute hier zu Abend essen.«

Angelos Stimme klingt irgendwie überdreht, wie Nick mit Unbehagen vermerkt.

»Gideon«, sagt er zögernd. »Weshalb denn Gideon?«

Angelo erwidert feierlich: »Nach einer Gideon-Bibel in einem Motelzimmer.«

»Auf diese Weise hat Gott sich ihm mitgeteilt«, sagt Oyster.

»Dad«, meint Angelo ernst. »Ich kanns dir nicht erklären.« Er preßt sich die Hand aufs Herz. »Es ist da drinnen in mir«, sagt er. »Es brennt wie Feuer. So was hab ich noch nie gefühlt, Dad. Früher war da ein Loch, immer hab ich dieses Loch gespürt. Und jetzt ist Gott in mir.«

»Schön«, sagt Nick verlegen. »Und sonst?«

»Opale schürfen«, versetzt Angelo. »Oyster hat sich im Westen, westlich von Quilpie, ein Feld gesichert.« Oyster kennt den Edelsteinmarkt, erklärt Angelo, weil er mal Perlenzüchter in Broome war und danach in Coober Pedy nach Opalen gegraben hat. »Wir wollen autark sein, eine völlig neue Lebensweise ausprobieren.« Eine Gemeinschaft der Reinen solle es werden, eine Kommune, eine Welt der Wiedergeborenen.

Wieder so ein Schwindel, denkt Nick. »Und wer war Oyster vorher«, fragt er beiläufig, »bevor er wiedergeboren wurde?«

Er sieht, wie sich das Licht in Oysters milchigen Augen verändert, und ihn fröstelt. Und genau dieses gefährlich-intensive Vibrieren fasziniert Angelo, er weiß es. Oyster lächelt mit dem basiliskenhaften Charme einer Katze. Sein Blick ist so intensiv, daß Nick instinktiv fürchtet, der Wein werde ihm kippen. Argwöhnisch probiert er einen Schluck. Er schmeckt nach Essig. Mit Rasputin zu Abend zu essen, denkt er, muß wohl ganz ähnlich gewesen sein. Er ärgert sich, wenn er sich bei solchen Gedankengängen ertappt. So hat seine Großmutter gedacht, und er weiß, daß ihm ein paar hundert Jahre griechischer Dorfaberglaube in den Knochen stecken. Er versucht, es zu ignorieren. Wieder nippt er an seinem Wein, aber er schmeckt einfach nicht so, wie er sollte.

Oyster sagt leichthin: »Ich war mal ein böser Bube, Big Daddy. Aber dann hat Gott zu mir gesprochen.« Und er senkt die Stimme wie ein Schauspieler und fährt leise und heftig fort: *»Und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu*

ihm: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Kennen Sie das?»

»Äh... nein«, sagt Nick.

»Die wunderbare Bekehrung des bösen Buben Saul, des Christenverfolgers, auf der Straße nach Damaskus. Aus Saulus wurde der Apostel Paulus. Das war das Kapitel, das ich in der Gideon-Bibel gelesen habe. Es hat mich getroffen wie ein Laserstrahl und mich von Grund auf verwandelt.«

»Und wie hat der böse Bube geheißt, ehe er sich Oyster nannte?» beharrt Nick. »Nur interessehalber.«

»Nur interessiert das eben nicht und ist auch völlig irrelevant«, sagt Oyster. »Das Alte ist tot. Ich habe in Christus einen neuen Menschen angezogen. Eine neue Erde und einen neuen Himmel will ich errichten.«

»Und wo genau soll dieser Himmel entstehen?» fragt Nick.

»Eine solche Gemeinschaft, wie wir sie haben werden«, erwidert Oyster, »läßt sich nicht auf ner gewöhnlichen Landkarte verzeichnen.«

»Als sie weg waren, hab ich ein paar Nachforschungen angestellt«, erzählt Nick Sarah. »Ich hatte nur zwei Anhaltspunkte: Coober Pedy und Broome. Und ich hatte so ein Gefühl. Ich hab dann schon rausgekriegt, warum er den neuen Menschen in Christus anziehen wollte, o ja.« Polizeiunterlagen, Verbrecherfotos, Monate hatte es ihn gekostet. »Er hatte schon mehr Namen abgelegt, als wir anderen alte Schuhe weggeschmissen haben.« Eines Tages würde er es Sarah erzählen, falls je ein Tag käme, an dem sie es ertragen würde, über das Reef zu reden. »Oyster war brilliant, anders kann mans nicht ausdrücken«, sagt er.

»Wenn sie es nur gewußt hätten«, sagt Sarah. »Wenn Amy es nur gewußt hätte.«

»Ich weiß nicht«, seufzt Nick. »Weiß nicht, ob es geholfen hätte. Eines Tages ist Angelo wieder aufgetaucht«, fährt er fort.

»Aus heiterem Himmel, wie immer. Um an der Nordküste Leute zu rekrutieren, hat er gesagt, weil da so viele junge Touristen sind. Ich hab ihm erzählt, was ich rausgefunden hatte. Und ein bißchen hat es ihn wohl auch erschüttert. Aber dann hat er gemeint, das sei vorher gewesen. Oyster sei wiedergeboren. Ein neuer Mensch.

Ich habs ihm zwar nicht geglaubt«, sagt Nick zu Sarah. »Aber ich wollte es glauben.«

»Hier«, sagt Sarah. »Das erleichtert die Sache.« Im Eßkorb hat sie zwei Messer entdeckt. Eines davon reicht sie Nick.

»Toll«, sagt er.

Sie kratzen von der Decke in Richtung Boden. Nick muß sich ein wenig bücken, wenn er aufrecht steht, Sarah nicht.

»Ich war immer zu streng, zu anspruchsvoll«, sagt Nick. »Zu stolz. Zu blöd. Wenn ich nur noch mal ne Chance hätte, nur einen Augenblick... ich will doch nur...«

»Ja«, seufzt Sarah. Wie ein Wunder kommt es ihr vor, daß es überhaupt Momente des Glücks und der Sicherheit gibt. Sie arbeiten stetig, schaben und blasen den Kohlestaub von der Wand.

»Ich hätt schon früher nach ihm suchen sollen«, sagt Nick kläglich. »Ich hab zu lange gewartet.«

»Ja«, murmelt Sarah. Das Zuspätkommen, dieses gräßliche, immerwährende Zuspätkommen trifft sie wie ein Schwall abgestandener Luft. Sie läßt die Hand sinken, fühlt sich wie gelähmt. Sie spürt, wie eine unaufhaltsame Flut von Schluchzern sie überschwemmt, eine ungeheure Woge, die ihr aus der Tiefe des Stollens entgegenschlägt und steigt und steigt und steigt...

»Nein, hören Sie«, sagt Nick. Er läßt sein Messer fallen. Sie hört, wie es klappernd, klirrend gegen den Felsen schlägt. »Hören Sie«, sagt er hilflos. Er schlingt den Arm um sie, und sie

vergräbt ihr Gesicht an seiner Schulter. Ihr Schluchzen ist heftig, aber lautlos. Er hält sie fest. »Hören Sie«, sagt er. »Das Meer... Denken Sie ans Meer.«

Ihr Schluchzen wird immer lauter. Es prallt von den Felswänden zurück, hallt wider, und auch aus der Tiefe erklingen die Echos. Ein Meer von Trauer erfüllt den Stollen. Sie sitzen auf ihrem kleinen gesäuberten sandfarbenen Fleck und lauschen seiner Melodie. Die Taschenlampe taucht sie in ihren Lichtkegel. Er streichelt ihr übers Haar. Er küßt sie. Sie kauern sich aneinander wie verängstigte Kinder, halten einander fest und starren in die Dunkelheit.

Epilog

Alles geht in Rauch auf, die Jahre knistern wie dürre Scheite, die Federn des alten Fuckatoo riechen schwarz und verbrannt. Von den Breakaways aus sehen wir jetzt zwei Feuer, sind uns aber nicht sicher, ob auch beide real sind. Wo Rauch ist, da ist auch Feuer, aber nicht immer zur gleichen Zeit; wo es Luftspiegelungen gibt, ist die Wirklichkeit verzerrt. Einer der Brände könnte auch eine Lügenbotschaft aus einer tückischen Zeit sein, ja, vielleicht sind beide Geisterfeuer. Vielleicht lodern sie beide ganz woanders und viel weiter weg.

Rauch und Hitzedunst hängen wie Draperien in der Luft, schwingen und verdrehen sich, die Jahre geraten mir in die Augen, verschwimmen, die Zeit raubt mir die Sinne.

»Hast du gewußt, daß erst der Londoner Großbrand von 1666 es geschafft hat, die Pest auszurotten?« frage ich Major Miner, aber er ist ganz woanders, und da, wo er ist, brennt Singapur. Ethel lauscht in vergangene Jahrtausende, während sie in die Flammen ihres Feuerchens bläst und sich Gidgee-Rauch zufächelt. Zumindest wird das Feuer die Kadaver beseitigen, denke ich. Und der alte Fuckatoo wird mit den schweren Flügeln schlagen und Leine ziehen, wenigstens für eine Weile, genau wie auch die große Pest durchs Feuer ausgetrieben wurde. *London brennt, London brennt*, haben wir im Kloster gebrüllt, es war ein Spiel und eine Lektion in Geschichte: 1666. Dukke Prophet würde da sicher was herauslesen, denke ich plötzlich: einmal tausend Jahre plus 666 der Fußabdruck des Tiers oder höhere Gewalt?

Major Miner schreit auf, wie im Schlaf, obwohl er nicht geschlafen hat, er hat nur dagesessen und in den Dunst gestarrt. »Jess!« ruft er, wie ein Kind im Dunkeln. »Jess!« Doch als ich

zu ihm gehe, blinzelt er nur vage. »Wo bin ich?« fragt er.

»Bei mir.«

»Hungrig ist sie, die Bestie«, sagt er, »wenn sie erst mal Blut geschmeckt hat. Die wird jetzt fressen und schlängen, bis sie umfällt.«

»Mach dir mal keine Sorgen«, sage ich beruhigend. »Seit Stunden hab ich keine Explosionen mehr gehört.«

»Aber wir Habens trotzdem geschafft. Haben die Hindernisse umgangen, die Lücken genutzt. Bestie hin oder her, wir haben sie rausgeschafft.«

»Ja«, sage ich, beobachte ihn jedoch, behalte ihn im Auge, denn immer wieder schüttelt es ihn, das Buschfeuer, Singapur, der Gedanke an die drei in ihrem Jeep und das Feuer in ihrem Nacken. Es muß sehr knapp, sehr riskant gewesen sein. »Die Explosionen haben aufgehört«, sage ich noch einmal. »Alle Jeeps und sämtliche Tanks müssen inzwischen hochgegangen sein. Allmählich dürfte unserer Bestie die Nahrung ausgehen.«

»Hängt vom Wind ab.«

»Ja.«

»Es waren zwei Brände«, sagt er. »Und irgendwann haben sie sich vereinigt. Das Givens-Haus war nicht der einzige Brandherd. Da war auch noch die Schießerei in der Stadt. Wahrscheinlich ham sie aus Versehen in die Tanks vorm Laden geballert.«

»Ja.« Das muß wohl die erste Explosion gewesen sein, die uns, Ethel, Mercy und mich, am Ortsrand so brutal ins Schleudern brachte. Fast hätten wir uns überschlagen. Wir spürten die Detonation auf dem Trommelfell und auf der Haut, als hätte man uns einen Hieb gegen die Schläfe verpaßt. Der Wind begünstigte uns damals, obwohl uns der mächtige Feuerball auf den Fersen folgte. Wir hatten Glück. Der Wind war uns wohlgesinnt.

Doch was war inzwischen geschehen? Wie war es wohl den anderen ergangen?

»Fahr nach Süden, immer nach Süden, soweit du nur kannst«, schrie ich Mercy zu. »Fahr um das Feuer herum, fahr einen möglichst großen Bogen.«

»Ich muß mich um Mum und Dad kümmern«, protestierte sie, ganz perplex angesichts der lodernden Flammen. Sie war völlig außer sich.

»Das geht nicht«, sagte ich. »Das geht nicht. Es ist zu spät. Ihr müßt um euer Leben fahren.« Und dann log ich das Blaue vom Himmel herunter; es war das letzte, was ich für sie tun konnte. »Wir holen sie«, versprach ich ihr. »Mach dir keine Sorgen, wir bringen sie in Sicherheit.« Später, später würde ich ihr die finstere Wahrheit erzählen, aber erst, wenn sie unterwegs und in Sicherheit waren. »Ich versprechs dir«, schrie ich, und sie ließ den Motor aufheulen, und sie fuhren davon.

Aber die ganze Gegend ist über Hunderte von Meilen hinweg ein einziges Pulverfaß, und alles hängt vom Wind ab.

Ethel sitzt jetzt ein wenig abseits der Bora-Ringe im mickrigen Akazienschatten. »Das ist mein Baum, Jess«, sagt sie. »Unter diesem Baum bin ich auf die Welt gekommen.«

»Willst du eigentlich nach Bourke, wenn das Feuer vorbei ist, Ethel? Was hast du vor?«

»Ich bleib hier, Jess«, sagt sie. »Das ist mein Land, mein Baum. Mein Klan kann jetzt jeden Tag eintrudeln, wirst sehen. Die werdens schon mitkriegen, und irgendwann tauchen sie alle wieder auf.«

»Und du, Jess?« fragt Major Miner.

»Keine Ahnung«, sage ich. »Was ist mit dir? Gehst du wieder zurück auf die Landkarte?«

»Nööö«, sagt er. »Ganz bestimmt nicht. Mit der Welt bin ich quitt. Felsen sind mir lieber als Menschen - hier Anwesende mal

ausgenommen. Bis zum nächsten Weltuntergang werd ich einfach weitermachen in meiner Great Extended. Ich und die Opale, meine Alpträume und dieser Wahnsinnshimmel.«

Ich auch, denke ich. Das Gleisarbeiterleben ist genau das Richtige für mich. Wir brauchen nicht viel. Haben alles, was wir brauchen. Wir reisen mit leichtem Gepäck.

»Kannst ja zu mir ziehen«, sagt er.

»Zusammenziehen, meinst du?«

»Ja. Warum denn nicht?«

»Weil wir nur Unglück bringen, wir Gleisarbeitergören.«

»Das würd ich riskieren«, sagt er. »Warum also nicht?«

Ja, warum nicht? denke ich. Ich spiele mein altes Spiel, halte meine versteinerte Muschel in der Hand, werfe Major Miners opalisierte Auster in die Luft. Stelle mir vor, wie Andrew Godwins Troopie nach Osten braust.

»Jetzt sind sie wohl schon wieder auf der Landkarte. Östlich von Quilpie.«

»Ja«, sagt er, »falls nicht, du weißt schon...«

Wir wissen beide, daß es ganz davon abhängt, wo sie bei der zweiten und dritten Explosion waren... und wie sich der Wind... aber wir sprechen es nicht aus. Wir weigern uns einfach. Bestehen darauf, daß sie dem Feuer entronnen sind.

Ich sehe die drei jetzt vor mir, hoch oben in der Fahrerkabine, Mercy am Steuer, weil sie den Busch so gut kennt...

Das Warten scheint kein Ende zu nehmen. So, denkt Mercy, muß sich wohl eine Puppe fühlen, eingeschlossen in ihren Kokon, blind, die Flügel feucht und nutzlos an den Leib gepreßt. Warten. Warten. Die Minuten schnüren ihr die Brust zusammen, wie Wickel. In beengter Höhe hocken die drei im Führerhaus des Troopie. Mercy sitzt hinterm Steuer. Die Explosion trifft die Jeepflanke mit ungeheurer Wucht. Sie geraten ins Schlingern, ins Kippen, wie eine Ballerina beim Spitzentanz balanciert der

Jeep auf zwei Reifen. Ein Wirbel unberechenbarer Winde erfaßt sie, läßt sie taumeln, schon spüren sie den schwindelnden Bogen des bevorstehenden Überschlags, verharren, fallen zurück auf alle vier.

»Heiliger Strohsack«, schnauft Nick, und die Flaschenpyramide im Keller seiner Großmutter stürzt ihm entgegen, und er bekreuzigt sich.

Das Feuer greift um sich wie eine Krake, wie ein vielzackiger Stern. Die Flammen sind wie riesige rote Fledermausflügel, die von drei Seiten her auf sie einschlagen.

Mercy steuert auf die Lücke zu. Nur noch die Lücke existiert, die Öffnung zwischen den Flammen. Denn jenseits davon beginnt die Landkarte.

Flirrend wie ein glitzernder Wasserfall mischen sich die Karten in meinem Kopf: Anfänge, Ankünfte, Abreisen, Susannah und die Älteren, Oyster auf der Kanzel, Mercys Karte.

Ich lasse aufdecken.

Ich lasse aufdecken, und ich bestehe darauf, die Karten so auszuteilen, wie es mir paßt.

Vor allem die letzte Karte.

Ich sehe die drei wie einen verzauberten Pfeil nach Osten fliegen, die Sonne vergoldet sie, Flämmchen flackern an ihren Fersen wie Flügel. Jetzt fahren sie durch Thargomindah, und jetzt sehe ich sie schon irgendwo östlich von Quilpie.

»Bald gibts Regen«, sagt Ethel plötzlich, springt auf und hebt die Arme zum Himmel. »Er ist unterwegs. Ich spürs. Er kommt vom Golf runter. Drei, vier Tage noch, warts nur ab.«

Und ich glaube ihr, glaube ihr, ja, ich glaube an einen Wetterumschlag. Glaube, daß der alte Fuckatoo sich endlich verpißt hat.

Ich sehe den Troopie, der den Warrego Highway hinabbraust, sehe Mercy, die unter ihr T-Shirt greift und das Foto

hervorzieht.

»Wir haben Mercys Foto geholt«, erzähle ich Major Miner. »Das, das du damals am Reef geknipst hast. Sie hatte es an dem einzigen Platz versteckt, wos vor Ma sicher war. In der Gideon-Bibel, die Ma in einem Hinterzimmerschrank liegen hatte.«

»Sie waren so glücklich in dieser Nacht«, sagt Major Miner wehmütig. »Haben gelacht und gesungen, damals, als ich das Foto gemacht hab. Muß wirklich ne Art Paradies gewesen sein da draußen. War jedenfalls mein Eindruck.«

Ich sehe, wie Mercy ihnen das Foto reicht, lausche ihren Erklärungen, höre, wie sie noch einmal jenen Tag heraufbeschwört, als Amy in den Laden kam. Ich betrachte Nick und Sarah, während sie in die Polaroid-Vergangenheit starren, auf Oyster in der Mitte, auf Angelo, der zu seiner Rechten steht, auf Amy zu seiner Linken.

Nick dreht das Foto um.

Lieber Dad, Freust dich sicher, uns so glücklich zu sehen - hab ich mir gedacht.

Fehlst mir, Alles Liebe, Angelo

»Gideon«, sagt Mercy, »ich meine Angelo, hat mich vom Reef weggeschmuggelt. Er hat mir das Leben gerettet.«

Nick kann nicht sprechen.

Er kurbelt das Fenster herunter und beugt sich hinaus. Beugt sich weit hinaus.

»Mein Sohn«, brüllt er in den heißen Wind, in den roten Staub, in die gewaltige blaue Himmelskuppel. »Mein Sohn, mein Sohn, Angelo!« Laut wie ein Kind beginnt er zu schluchzen und kann nicht mehr aufhören.

Sarah hält ihn in den Armen, als sei *er* der verlorene Sohn, ihr verlorener Sohn.

Und Mercy steuert immer nur auf die Lücke, die Öffnung zu, in der Brisbane liegt, Brisbane, die Schöne, die Stadt der

Träume, die sagenhafte Stadt der Anekdoten, der tausendundein Märchen ihrer Mutter, und sie wird ihre Eltern holen, wird zurückkehren und sie nachholen, denn: Ich weiß noch genau, Mercy, sagt ihre Mutter, wie wir immer aus Toowoomba runtergefahren sind, damals, als ich noch ein Mädchen war, und schon lang, bevor wir sie sahen, hab ich sie mir vorgestellt, die Stadt, die Sonne hat die Wolkenkratzer und die Glasfenster beschienen, und sie hat gestrahlt wie das Neue Jerusalem in der Offenbarung des Johannes: *und die Stadt war von lauterem Golde, gleich dem reinen Glase.*

Und Mercy sieht Brisbane, die goldene Stadt. Den großen Fluß voller Wasser. Gras, Farne, Bäume, Ozean, Sand. Stellt sich vor, wie sie in den Ozean hineinläuft - wie in eine Welt. Ja, in diese wogende schäumende Welt will sie sich stürzen.

Und jetzt fährt sie zurück auf die Landkarte, zurück in die Welt. Und irgend etwas wird sich verändern, denkt sie. Vielleicht das Licht. Oder die Schwerkraft der Erde.

Vor ihr erstreckt sich der Warrego Highway, und in der Ferne immerzu schwebend, lockend, schwankend, manchmal auf dem Kopf stehend, manchmal nicht - schimmert die goldene Stadt in der Hitze.